Sagenbuch der Lausitz.

Gekrönte Preisschrift

von

Karl Haupt,

Predigtamts-Kandidat und Lehrer am freiadligen Magdalenenstift zu Altenburg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Erster Theil: Das Geisterreich.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1862.

Sagenbuch der Lausitz.

Gekrönte Preisschrift

von

Karl Haupt,

Predigtamts-Kandidat und Lehrer am freiadligen Magdalenenstift zu Altenburg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Erster Theil: Das Geisterreich.

Motto: Fides antiquitatis religione firmatur.
Tacit. germ. c. 39.

Separat-Abdruck aus Band XL. des Neuen Lausitzischen Magazins.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1862.

Inhaltsverzeichniß.

I. Göttersagen.

Von heidnischen Opferstätten in der Lausitz.

A. Opfersteine, Steinaltäre.

Inhaltsverzeichniß.

B. Steinwälle.

II. Dämonensagen.

A. Zwerge.

B. Nixen.

C. Kobolde.

D. Thierdämonen. —

E. Riesen.

III. Teufelssagen.

IV. Spukgeister- und Gespenstersagen.

V. Zaubersagen.

VI. Schatzsagen.

VII. Wundersagen.

Einleitung.

Bei der Abfassung eines lausitzischen Sagenbuches handelt es sich nicht um die gelegentliche Ausfüllung einer Lücke, sondern um die Errichtung eines Hauptpfeilers am Bau der vergleichenden Sagenwissenschaft. Es gilt nicht nur eine unverhältnißmäßig große Menge von Sagen zu sichten und zu ordnen; es gilt vorzüglich, den Werth einzelner kostbarer Funde an's Licht zu stellen. Dieser Werth ist ein mythologischer. Er besteht in dem alten ächten Golde der heidnischen Urüberlieferung. In vielen Sagen unseres ersten Theiles ist es aufbewahrt. Da schimmert's durch den Rost von Jahrhunderten hindurch. Wie kommt aber die Lausitz zu diesem Schatze? Die Antwort ist nicht schwer. Dieses Land ist uraltheiliger Boden. Hier häufen sich die sichtbaren Ueberreste des alten Götterdienstes in der augenfälligsten Weise.

Dieses Land war durchweg ein Tempel, und ein priesterliches Volk, die Semnonen, der Stamm Levi unter den Germanen, wallte durch die Säulenhallen seiner heiligen Haine und kniete an den granitnen Altären seiner Berge.

Von den Göttern dieser deutschen Urbevölkerung weiß freilich selbst die Sage nicht mehr viel zu erzählen. Es liegt dies in der geistigeren Art des altgermanischen Götterglaubens. Bei uns kommt aber dazu die frühzeitige Verschmelzung mit slavischer Nation und Religion. Diese Verschmelzung wurde erleichtert durch eine gegenwärtig fast evident bewiesene, ursprüngliche Verwandtschaft beider Stämme. Es ist daher in den meisten Fällen schwer zu sagen: dies ist germanisch und jenes ist slavisch. Nur in der unvermischt gebliebenen Wendei, dieser slavischen Volks- und Sprachinsel, finden wir einige rein national gebliebene Idole mit dem alten Götternamen und es ist eine sehr interessante Wahrnehmung, daß dieselben ihr gespenstiges Dasein bis auf den heutigen Tag fristen.

Von dem deutschen Götterhaushalt ist vorzüglich das Gesinde übrig geblieben — die Zwerge, und sie haben ihre humoristische, bald derbe, bald wehmüthige Natur vortrefflich bewahrt.

Solch ein ausgesprochen deutsches Gepräge haben besonders die südlicheren Gebirgsgegenden, das Königshainer und das Zittauer Bergland.

In den meisten Fällen ist es jedoch schwer zu sagen, ob der alte Götterbaum mehr der deutschen Eiche oder der wendischen Weide geglichen habe, als die Streitaxt der christlichen Eroberer seinen Stamm fällte, ihr Feuer sein vielverzweigtes und vielnamiges Geäst verbrannte und auf der altheiligen Erde das christliche Kreuz in den Boden gepflanzt wurde.

Der unförmliche Baumstumpf, schwarz angeräuchert, ist stehen geblieben und zum häßlichen Teufelszerrbilde geworden. Aber die Zweiglein und Blätter des Baumes, welche die Bekehrer aus Geringschätzung liegen ließen, hob das Volk auf und bewahrte und pflegte sie in seinen Hütten, schmückte sich damit bei seinen Festen, und legte sie wohl gar zwischen die Gesangbuchsblätter, sie harmlos mitzunehmen beim Kirchgang. Diese einzelnen Blätter vom großen Baume des alten Götterglaubens sind unsere mythologischen Sagen. Zuweilen noch mit der alten grünen Farbe ihres Ursprungs, oft aber vergilbt und zerfressen von den Einflüssen der modernen Kultur, so magst du sie noch heute finden, wenn du zu suchen verstehst, sei es in den staubigen Chroniken einer städtischen Büchersammlung, wo sie oft wie in ein gelehrtes Herbarium eingeklebt erscheinen, sei es in den Stammbüchern alter Geschlechter, im Ahnensaale der Schlösser, wunderlich eingeschnörkelt in die Verzierungen des Wappens, am schönsten und frischesten aber in der niederen Dorfhütte, dort im Wandschränklein, wo des Volkes Hausgötter wohnen, zwischen Bibel und Gesangbuch, bei Heiligenbildern und altehrwürdigen Schaustücken.

Eine besondere Beachtung verdienen die Festgebräuche des Landvolks. Hier gehen die Wurzeln des Volkslebens fast überall tief hinein in den dunkeln Urwaldsgrund des Heidenthums und wenn eine geordnete Sammlung derselben vorläge, wie sie eigentlich eine nothwendige Ergänzung des vorliegenden Werkes ist, so würde man erstaunen über die Fülle bedeutsamer Sitten und Ceremonien, und über die Zähigkeit, mit der so mancher Gebrauch, dessen ursprünglicher Sinn dem Volke abhanden gekommen, sich um die kirchlichen und Familienfeste der Gegenwart klammert.*)

Manche äußeren Umstände haben dazu beigetragen, die alten Sagen und die alten Gebräuche zu konserviren. Die historische Unselbstständigkeit dieses von der Geschichte fast vergessenen Winkelgaues hat dem stillen Traumleben der Sage Vorschub geleistet. Ein schönes, vielbegehrtes Land, herumgeworfen zwischen Sachsen und Schlesien, der Mark und dem Königreich Böhmen, hat die Lausitz immer eine abhängige Rolle gespielt, dabei aber immer ihre alten Privilegien und ihre eigenthümliche Verfassung desto sorgfältiger zu bewahren, desto selbstständiger auszubilden vermocht. Fern von dem Glanze, aber auch von der Verderbniß eines eigenen Fürstenhofes, konnte sich, beson-

*) Ich hatte ursprünglich die Absicht, diese Sitten und Gebräuche als Anhang diesem Werke hinzuzufügen; aber der Stoff häufte sich so gewaltig, daß ich davon abstehen mußte.

ders in der Zeit des Sechsstädtebundes, ein freies Bürgerthum in eigenthümlicher Kraft und Gesundheit ausbilden. Die Lausitz hat keine persönlich eingreifende Theilnahme an der Entwickelung des großen Vaterlandes aufzuweisen, keine eingeborenen Heldennamen auf die Gedenktafeln ihrer Geschichte zu schreiben, aber dafür ist sie auch frei geblieben von der Erbschuld deutscher Staatsverhältnisse, von politischem Partikularismus. Diese politische Parteilosigkeit hat manches Gute gehabt. Sie ist die Quelle der wissenschaftlichen Unparteilichkeit unserer Geschichtsschreiber. Wo aber hervorragende Geister unter uns auftauchten, da durften sie sich frei von den Spalieren der Höfe und Akademien, die sonst wohl den originalen Wuchs des Genies zu verkümmern und nach Regeln und Tendenzen zu zwängen pflegen, in ihrer eigenen angeborenen Kraft entwickeln, um unmittelbar hinauf zu wachsen in die ideale Höhe einer großen und freien Auffassung des vaterländischen Lebens. Jakob Böhme, Lessing, Fichte — giebt es deutschere Namen unter den Denkern und Dichtern?

Die Liebe zur Heimath war den Verhältnissen gemäß ohne Selbstsucht und Ehrgeiz. Die Arena der Lausitzer war die Wissenschaft. Der lausitzer Gelehrte ist der echte Repräsentant dieses Landes und die Provinzialgeschichte sein bevorzugtes Feld. Das Gelehrtenleben in der Lausitz hat einen geselligen, konservativen, historischen Anstrich. Dies erklärt zum Theil den alten Ruf unsrer zahlreichen Gelehrtenschulen, die unverhältnißmäßige Menge lausitzischer Studentenverbindungen auf deutschen Universitäten, besonders aber die Gründung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und den in den großen Literaturgeschichten noch lange nicht hinreichend beleuchteten Umstand, daß auch die berühmte deutsche Gesellschaft zu Leipzig von Lausitzern gegründet ist.

Ich nannte vorhin drei berühmte Namen. Jene drei Männer haben Ein Gemeinsames, einen ruhelosen, mit Zweifeln ringenden, Alles auf's Spiel setzenden Trieb nach Wahrheit. Der eine suchte sie in den geheimnißvollen Abgründen des religiösen Gemüths, der andere auf den Gletscherhöhen des reinen Denkens, der dritte und größte, Lessing, in den realen Erscheinungen des Lebens. Der Sinn für die Realitäten in den Dingen ist dem Lausitzer eigenthümlich. Er ist deshalb wenig poetisch. Die Lausitz verhält sich zu Schlesien, wie Prosa zur Poesie. Aber der anhängliche und freie, gläubige und forschende Geist der Geschichte ist sein Eigenthum. Er ist der treibende Geist in der merkwürdig großen Menge von Urkundensammlungen, Genealogien und Lokalchroniken, er gab so manchem unberühmten Landpastor die Schaufel in die Hand, um nach Kelts und Urnen zu graben und drückte ihm die Feder in die Rechte, um im Namen Gottes die Chronik seines Dörfleins treu und gewissenhaft niederzuschreiben.

Es liegt auf der Hand, wie dies Alles dazu beitragen mußte, die

Sagen des Volks zu konserviren und ungeschminkt ohne die zusammenfabulirten Schnörkel eines poetisirenden Literaten auf die Nachwelt zu bringen.

Daß diese Chronisten häufig Landgeistliche waren, konnte der Sage ebenfalls nur günstig sein. Der unmittelbare, herzliche und beziehungsreiche Verkehr mit dem Landmann, die Verwandtschaft zwischen Glauben und Aberglauben, den Geheimnissen der Religion und denen der Natur vermittelten die Mittheilung. Die handschriftliche Historia naturalis Lusatiae superioris des Pastors Abraham Frenzel zu Schönau auf dem Eigen, die in mancher Beziehung der berühmten Weltbeschreibung des Prätorius, welcher Jakob Grimm so hohen Werth beilegt, an die Seite zu stellen ist, zeigt uns den lutherischen Pastor in einem fast intimen Verhältnisse zu den traulichen und schreckhaften Geistern der Sage. Es gehört eben zu der konservativen und volksthümlichen Richtung der lutherischen Kirche, daß sie sich gegen den theils mit dem katholischen mittelalterlichen Kirchenthum verschmolzenen, theils ächt heidnisch gebliebenen Volksglauben toleranter verhielt, als die reformirte. Ist es nicht von Bedeutung, daß Luther mit so naiver Gläubigkeit an den Ammenmärchen von Wechselbälgen, Nixen, Schrötlein u. s. w. hing? Ist er nicht auch dadurch der Mann des Volkes geworden? Ja, hat nicht durch die lutherische Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts die humoristisch schreckhafte Gestalt des deutschen Volksteufels eine eigenthümliche Färbung bekommen als lutherischer Kirchenteufel? Es darf uns daher auch von dieser Seite nicht wundern, wenn bis in die neueste Zeit hinein fast alle Kirchenfeste gleichsam arabeskenartig umgeben sind von hundert heidnischen Gebräuchen, es darf uns nicht wundern, wenn der lutherische Pastor die Ranken des heidnischen Gewächses unbesorgt hinaufklettern ließ an der Kirche und zum gothischen Fenster hinein und bis hin an seinen Predigtstuhl.

Als aber in späterer Zeit der theologische Horizont sich aufzuhellen begann, da gehörte es wieder zur Pastoralweisheit, das als Unkraut erkannte Gewächs lieber zu schonen, als mit ihm zugleich die zarten und gar empfindlichen Wurzelfasern des wahren Glaubens zu verletzen.*) Soviel vom theolo-

*) Hier gilt das Wort: Verderbe es nicht, es ist ein Segen darin! Auch scheint es fast, als ob der Aberglaube seine Dosis Anerkennung fordere; sonst schlägt er den aufklärungsstolzen Verächter in den Nacken und straft ihn, der den poetischen Volksglauben verspottet, mit dem noch viel lächerlicheren Unsinne der Geisterklopferei und Tischrückerei, dieser salonfähigen Abgeschmacktheit, diesem Aberglauben im Frack. Und vor Allem: Es bleibt doch dabei, daß der Aberglaube immer noch Religion ist, wenn auch falsche, verzerrte, Sinnliches und Uebersinnliches vermischende, während der moderne Unglaube, den Staub des Materialismus in sich fressend, jede überirdische Geisteswelt leugnet. Freilich ist der Aberglaube dem christlichen Glauben vielfach diametral entgegengesetzt, denn ihm ist das Leben ein kosmisches Gebiet und kein sittliches, er beschränkt die göttliche Allmacht durch ein übergöttliches Schicksal und durch die frevelhafte Kraft menschlicher Zauberei. Aber wir sollten doch nicht vergessen, daß mancher Aberglaube auch eine ächt religiöse Seite hat, ferner daß viele abergläubische

gischen Standpunkte. Hat aber die Sage bei den Theologen Duldung gefunden, so hat sie von dem Historiker mehr als Duldung, sie hat Pflege zu beanspruchen. Es ist nicht zu fürchten, daß die Dämmerung der Sage das helle Licht der wirklichen Geschichte trübe. Auch ist die Sage nicht nur eine überflüssige, wenn auch unschuldige romantische Arabeske der Geschichte: sie ist mehr. Sie ist wie alle wahre Dichtung keine bloße Erdichtung, sondern höhere Wahrheit. Sie ist die Poesie, wie sie sich mit der innern Nothwendigkeit eines Naturprozesses in dem hellseherischen Geiste des Volkes von selbst erzeugt. Dies hat die Sage mit dem Volksliede gemein. Kein Einzelner hat sie erfunden oder erdichtet und es ist der poetische Geist eines ganzen Volkes, der zu uns spricht in jeder einzelnen Sage. Wie das Volkslied, von dem man nicht sagen kann von wannen es kommt und wohin es geht, so fliegt auch die Sage über die Lande und macht Wohnung am Herde, im Walde, auf dem einsamen Berge, als hätten Vögel sie im Schnabel über die Berge getragen, als führten Käfer sie wie Blüthenstaub von Baum zu Baum. Darum führt uns die Poesie der Sage tiefer in das Verständniß des Geistes einer Zeit, eines Volkes ein, als prosaische Berichte von Thatsachen, Namen und Zahlen. Kein Geschichtsbuch vermag uns so deutlich über den deutschen Volksgeist zur Zeit der Völkerwanderung aufzuklären, wie die Nibelungensage, und nicht aus dem Thucydides, sondern aus dem Homer lernen wir den griechischen Volkscharakter verstehen. Ob Markgraf Gero wirklich dreißig Wendenfürsten hinterlistig getödtet habe, steht dahin. Daß aber diese Sage das blutige Werk der Heidenbekehrung in der Lausitz und den harten Charakter Gero's richtig kennzeichnet, ist gewiß. Deshalb ist auch der sagenkundige Aventinus neuerdings mit Fug und Recht wieder zu Ehren gekommen.

Eine bevorzugte Stellung hat unter den älteren Geschichtsschreibern der

---

Meinungen auf der Wissenschaft unzugänglichen, aber trotzdem vorhandenen und wirksamen Naturgesetzen beruht und schließlich daß die psychologischen Wunder, wie prophetische Träume, Ahnungen, Anzeichen, Visionen, sich wirklich ereignen und durch Nichts hinweg zu disputiren sind. —

Ja, das ist ein Hauptreiz der Mythenforschung, daß sie uns in eine Zeit zurückversetzt, wo der Mensch noch gleichsam mit der Nabelschnur festhing an der Mutter Erde und, statt der harten Kost des Denkens die süße Milch tellurischer Gefühle schlürfend, an ihrem Mutterbusen lag, wo er im innigsten Zusammenleben mit der Natur eine Feinheit der Beobachtung und eine Sicherheit des Naturgefühls besaß, die wir nur durch die Wahrnehmungen des sogenannten animalischen Magnetismus und der Hellseherei unserm Verständniß einigermaßen näher führen, aber mit unseren abgestumpften Sinnen und unserem vom mütterlichen Boden losgelösten Gefühl nicht mehr vollständig begreifen können. Auch ist kein ächter Aberglaube ganz sinnlos. Man verstehe sich nur in die symbolische Ausdrucksweise dieser Geheimwissenschaft und man wird erstaunen über das ästhetische und logische Feingefühl, welches der Mensch schon auf der Kindheitsstufe seiner Geistesbildung zu entwickeln im Stande war.

Lausitz nur der oben erwähnte Abraham Frenzel der Sage eingeräumt. Meistens muß sich der Sagenforscher durch ganze Berge von historischen Berichten und Abhandlungen hindurch graben, bis er die wenigen Zeilen findet, in denen für ihn der kostbare Fund einer sagenhaften Erzählung enthalten ist. Erst auf Anregung Büsching's und später der Gebrüder Grimm haben einzelne Lausitzer begonnen, Sagen aus dem Volksmunde zu sammeln, und bruchstückweise in Büsching's „Wöchentlichen Nachrichten“ und im „Lausitzischen Magazine“ mitgetheilt. Vorzüglich verdienen genannt zu werden: Theodor Peschech, Gräve, Liebusch, Gustav Köhler und Leopold Haupt.

Das einzige bereits vorliegende Bruchstück einer gedruckten Sammlung lausitzischer Sagen von Gräve ist nun freilich das Ideal eines Sagenbuches, wie es nicht sein soll. Der armen, armuthseligen Sage ist arge Gewalt angethan worden durch eine wahrhaft rococoartige Ueberladung mit langathmigen Redensarten, burlesken Randbemerkungen, gelehrtem Wortkram, schwülstigem Periodenbau, willkürlichen Ausmalungen und selbsterfundenen Namen, Daten, ja Thatsachen. Es war eine schwere Arbeit, diesen Augiasstall zu säubern, und sie ist stellenweise noch nicht gelungen, weil auch ein noch so sicheres Taktgefühl den frischen Strom der ursprünglichen Quelle niemals zu ersetzen im Stande sein würde; seine Quelle aber hat der Verfasser konsequent verschwiegen und uns so in den meisten Fällen eines jeden Korrektivs für seine Arbeit beraubt. Immerhin bleibt dem Büchlein das Verdienst eines ersten Versuches, redlichen Willens und großen Fleißes. Zwei verdienstvolle handschriftliche Sammlungen, die eine vom Lehrer Schön in Nieder-Neundorf, die andere vom Lausitzischen Studentenverein in Breslau angelegt, tragen dagegen das Gepräge der Einfachheit und Treue, wie es der Natur der Volkssage angemessen ist.

In Bezug auf mythologische Forschung und Deutung ist bisher in der Lausitz wenig geschehen. v. Anton in seinem Versuche über die Slaven, Worbs in seinem neuen Archiv und Hortzschansky in den Provinzialblättern haben sich vorzüglich mit den heidnischen Volksfesten beschäftigt. Liebusch in Senftenberg hat in seiner Scythika (mit einer Vorrede von Jacob Grimm) ein kühnes und phantastisches Paradoxon durchgeführt. Sein Buch ist wenig brauchbar, obgleich in verständnißvollem Sinne und Geist verfaßt. Gustav Köhler hat im N.-L. Magazin einzelne dankenswerthe und durch geistvolle Kombinationen gewürzte Sagenforschungen angestellt. Dr. theol. Anton, mein nun auch dahingeschiedener hochverehrter Lehrer, hat das Verständniß des mythischen Volksthums nach linguistischer und etymologischer Seite sein ganzes langes Leben hindurch gefördert durch die Sammlung der lausitzischen Provinzialismen. (Diesen Arbeiten schließt sich mein Versuch über die Schlangensagen im N.-L. Magazin Bd. 36, S. 156. an.) Die größten Verdienste aber um die Kunde des lausitzischen Volksthum der Vorzeit auch nach mythologischer

Seite hin hat sich Th. Preusker in Großenhain durch seine rastlosen Sammlungen und Forschungen auf dem Gebiete der heidnischen Archäologie erworben. Auch gegenwärtige Arbeit erfreute sich seiner Theilnahme und Unterstützung. Ihm, sowie den Herren Diaconus Liebusch in Muskau und Lehrer Schön in Rothwasser hiermit meinen herzlichen Dank.

Die Form, in der ich die Sagen gebe, ist eine möglichst einfache. Aller angehängte Redeschmuck kann der ursprünglichen Schönheit der Sage nur schädlich sein. Die Poesie der Sage wirkt durch sich allein. Wer sie künstlich herausputzen will, thut ihr Gewalt an und benimmt ihr allen ursprünglichen Zauber. Sagen sind Blumen, die mit keuscher Hand angefaßt sein wollen. (Doch habe ich einzelnen Sagen, bei denen sich der Chronikenstyl des 16. oder 17. Jahrhunderts als etwas nicht fremd Hinzugekommenes, sondern so zu sagen Angeborenes auswies, ihr altes Gewand, soweit thunlich, gelassen. Es sind besonders die für die nachreformatorische Periode wichtigen kulturhistorischen Dokumente.)

Was die Anordnung der einzelnen Sagen betrifft, so bietet gegenwärtige Sammlung den Versuch einer systematischen Eintheilung. Die meisten Sammler reihen die einzelnen Numern nach dem äußerlichen Gesichtspunkte des Fundortes an einander, können aber diese Ordnung nirgend konsequent durchführen, müssen bald dem historischen Unterschiede Rechnung tragen, bald ohne Rücksicht auf Zeit und Ort innerlich verwandte Sagen zusammenstellen. Kurz, die meisten folgen ohne alles System bald diesem, bald jenem Wege, und wo der Weg nicht weiter geht, machen sie einen willkürlichen Sprung, oder bauen eine künstliche Brücke.

Es ist wahr, die Natur der Sage scheint dazu aufzufordern. Das Sagengebiet ist ein wilder Wald, dessen einzelne Pfade schließlich immer in ein undurchdringliches Dickicht sich verlieren; es ist ein Zauberhain, wo nichts feste Gestalt hat, wo Zwerge zu Riesen emporwachsen, ehrwürdige Götter sich in grinsende Teufel verwandeln, Götter und Menschen, Thiere und Pflanzen und alle Elemente sich gegenseitig ihre Attribute leihen, wo das Grauenhafte vertraut und das Alltägliche geheimnißvoll erscheint.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Sage auch ein Gegenstand der Wissenschaft ist und daß die Wissenschaft nun einmal so pedantisch ist, ein System zu fordern. Ein kurzer Blick auf die Geschichte der deutschen Sage wird es am besten verdeutlichen, wie die Sagenkunde eine Wissenschaft geworden ist.

Die Sage steht mitten inne zwischen dem Märchen und der Geschichte, zwischen Traum und Wachen, zwischen phantastischem Bilderspiel und klarem Bewußtsein und Erkennen. Sie ist ein Morgendämmerungsfalter und bezeichnet im Leben der Völker den Punkt, wo kindliches Traumleben und männliches Selbstbewußtsein sich berühren. Das schönste Geistesprodukt

dieser Uebergangsperiode ist unter besonders günstigen Umständen das Volksepos. Was wir zum Unterschiede davon Sage im Allgemeinen nennen, ist bald als das verschleppte Bruchstück eines solchen, bald als der unentwickelt gebliebene Keim zu einem solchen zu betrachten. Der Volksglaube bildet inmitten der prosaischen Aufklärung unsrer Zeit ein besonderes Reich der Poesie. Die Sage ist ihre epische, der Volksgebrauch ihre dramatische, die abergläubische Meinung ihre didaktische Seite.

Im Epos steigert sich die gemeinsame poetische Produktionskraft eines Volkes bis zur künstlerischen Bewältigung der Form. Kunst und Natur erscheinen dann identisch. So vor Allem bei Homer, so in weniger vollständiger Durchdringung in den Nibelungen, der Edda, Ossian. Der im Dichter verkörperte Genius des Volks sucht sich mitten in dem wilden Sagenwalde die schönsten Gruppen aus und gestaltet sie wie zu einem sogenannten englischen Park um — kunstvoll und doch natürlich.

Wohl mochte die deutsche Sagenwildniß — um das Bild beizubehalten — noch gar viele solcher schönen Punkte bieten, die keine künstlerische Hand gefunden haben. Wir dürfen das schließen aus ihren Ueberresten. Aber zerstörende Stürme brausten darüber hin, die dürren Jahrgänge der letzten Jahrhunderte trockneten den Urwald aus; mancher stattliche Baum ward gefällt, manche schöne Blume unter den Füßen roher Utilitarier zertreten, die sich in ihrer Superklugheit Wunder was einbildeten auf die Ausrottung der abergläubischen Fabeln, wie sie es nannten. Und endlich kam das Jahrhundert des Dampfes und der eisernen Wege. Da war's geschehen auch um die letzten einsamen Blümchen. Wir erleben's jetzt. Wir sehen sie welken. Es wiederholt sich, was die Sage erzählt von den Hainchen, daß sie flohen vor dem harten Schall der Kirchenglocken. Jetzt flieht auch die Sage von ihnen vor dem Geräusch der Dampfmaschine.

Aber dasselbe Jahrhundert, das uns den Dampfwagen und den Materialismus gebracht hat, hat auch die Theilnahme an der vaterländischen Vorzeit, die Liebe zur vaterländischen Sitte, das Verständniß für die Sinnes- und Denkungsweise des Volks, die Würdigung seiner Poesie unter uns erweckt. Wann man ein Gut verliert, dann erst erkennt man seinen wahren Werth. Der allgemeine Sinn für Aufbewahrung der Volkssagen ist das sicherste Zeichen ihres Verschwindens. Nur eine Zeit und eine Bildungsstufe, die sich auf's entschiedenste losgesagt hatte von dem Volksglauben, konnte ihm gegenüber die zur wissenschaftlichen Behandlung erforderliche Objektivität gewinnen, und nur eine Geistesrichtung, die mitten im Lichte der Aufklärung eine heimliche Sehnsucht fühlte nach dem längst verlorenen Traumleben der Sage, des Mysticismus, der Magie, konnte solchen Arbeiten ein warmes Interesse schenken.

Aber dieselben zu einem wissenschaftlichen Studium zu erheben, dazu gehörten allerdings Männer, die auf der Höhe der Bildung stehend, doch nicht verloren hatten das Gefühl ihres wurzelhaften Zusammenhanges mit der Sinnes- und Denkungsart des Volkes, Männer mit einem klaren Kopfe für die Wissenschaft und einem warmen Herzen für das Volk und seinen Glauben, dazu gehörte die ganze geistige Spannkraft, deren der Deutsche fähig ist: — kurz, dazu gehörten Grimm's.

Während der alternde Goethe mit griechisch bewimpeltem Schiffe auf den schäumenden Gewässern der deutschen Sprache lächelnd dahin glitt, mit sicherer Hand das Steuer lenkend und die Wellen brechend, die noch vor Kurzem den gewaltigen Ruderschlägen Klopstock's so störrischen Widerstand geleistet hatten, tauchte Jakob Grimm, ein kühner Taucher, in den Abgrund der Gewässer, wo die Nixen der Sage die uralten wunderlichen Korallenwurzeln unsrer herrlichen Sprache bewachen, und förderte Perlen zu Tage, die einst den schönsten Schmuck der wiedererwachten Germania bilden werden.

Wie Leopold von Buch die erdigen, so durchwühlte Grimm die sprachlichen Schachten unsres Vaterlandes, förderte das edle Metall zu Tage, säuberte es von allen Schlacken der Fremdländerei und schmiedete, ein zweiter Schmied Wieland, das Erz zu den untadeligen Waffen, mit denen die Asen der deutschen Zukunft ihre Geistesschlachten schlagen sollen.

Während Alexander von Humboldt, ein wissenschaftlicher Wandervogel, ferne Zonen durchstreifte, mit deutschem Forschersinn und deutscher Feinfühligkeit der großen Mutter Natur ihre geheimnißvolle Urgeschichte abzulauschen, und heimgekehrt als ein Aristokrat des Geistes die Huldigungen aller Völker entgegenzunehmen, durchwanderten Jakob Grimm und sein Bruder Wilhelm die deutschen Gauen, gesellten sich zu dem einsam weidenden Hirten, dem pflügenden Landmann, dem spinnenden Mütterlein, um dem deutschen Volke die nicht weniger geheimnißvolle Urgeschichte seines Geistes, wie sie in der stammelnden Sprache seiner Märchen und Sagen schlummerte, abzulauschen, und aufzubewahren für alle Zeiten, als ein Zeugniß der Gemüthstiefe, rührenden Treue und poetischen Urbegabung des deutschen Volkes.

Während Humboldt seine Wissenschaft zur Weltwissenschaft erweiterte und allen Nationen und Ständen zugänglich machte, vertiefte Grimm einen Anfangs nur das poetische und vaterländische Gefühl ansprechenden Gegenstand zu einer exakten Wissenschaft. Eifrige Jünger, Kuhn und Mone, Rochholz, Müllenhoff, Wolff und Mannhardt u. v. A., halfen das Werk fördern, sich an den Wurzeln unseres Volkes hinabgrabend in die geheimnißvolle Tiefe uranfänglicher Mythen und Ueberlieferungen und dann weiter unter die Wurzeln der Nachbarstämme und bis zu den Mythen der entlegensten Völker. Wohin uns noch diese unterirdischen Wanderungen führen werden, wer kann es wissen? Mythologie und Geschichte, Psychologie und etymologische Sprachwissenschaft

müssen sich die Hände reichen, diese verloren gegangene, allen Nationen gemeinschaftliche, unterirdische Weltliteratur wieder auszugraben. Vorliegende Sammlung ist ein kleiner, aber Dank dem vorgefundenen Material und den Eingangs erwähnten Umständen, werthvoller Beitrag zu dieser Arbeit.

Die eben gegebene Darstellung wird es erklärlich finden lassen, daß der Verfasser den mythologischen Sagen eine bevorzugte Stellung angewiesen hat.

Die jenen Sagen beigefügten Anmerkungen dienen meist zum Nachweis mythologischer Beziehungen. Ich bitte, dieselben nicht als Endresultate gründlicher Forschung, was sie nicht im entferntesten sind, sondern als Muthmaßungen, Fingerzeige, Kombinationen anzusehen, deren Werth durch eine einzige, mir nicht zugänglich gewesene Nachricht gänzlich aufgehoben, auf der andern Seite aber durch daran geknüpfte weitere Forschungen erhöht werden kann.

Jede eigentliche Sage hat eine Doppelnatur, sie hat eine helle und eine dunkle, eine greifbare und eine in's Geheimniß sich verlierende, so zu sagen eine körperliche und eine geistige Seite. „Sie will zur Hälfte begriffen und zur Hälfte geglaubt sein", im Gegensatze zum Märchen, welches auf begriffliche Erfassung keinen und auf Glaubwürdigkeit nur bei Kindern Anspruch macht. Die Entstehung dieser Doppelnatur ist ebenfalls eine zwiefache. Entweder wächst die Sage von oben nach unten: Ueberirdisches, Wunderbares senkt sich herab in's gewöhnliche Leben, oder von unten nach oben: Ein historisches Ereigniß, oder eine Begebenheit, die doch wenigstens wirklich so geschehen sein könnte, wird ausgeschmückt mit Wundergeschichten, Geistererscheinungen u. s. w., oder auch nur durch die Länge der Zeit nach und nach mit einem unheimlichen Schauer umwoben, so zu sagen in Modergeruch getaucht. So ergeben sich von selbst zwei Theile, deren Ausgangspunkte oben das Geisterreich und unten die Geschichte bilden.

Der erste Theil enthält die Sagen von Göttern und Dämonen, dem Teufel und bösen Geistern, Spuck- und Gespenstergeschichten, Zauberern und Hexen, Schätzen, Naturwundern, Zeichen, Weissagungen und Ahnungen. Er enthält so eine vollständige Darstellung des Geisterreiches, das von der Göttersage ausgehend einen Strom bildet, der sich in verschiedene Arme theilt und in den alltäglichen Erscheinungen bekannter psychischer Zustände verläuft.

Der zweite Theil enthält die Völker- und Landes-, Helden- und Schildsagen und endlich die große Menge eigentlicher Ortssagen, welche in alphabetischer Ordnung mitgetheilt werden.

Der erste Theil geht von bestimmten göttlichen Personen aus und verliert sich nach und nach in's Unpersönliche der Wundererscheinungen. Die Menschenwelt spielt anfangs keine, dann eine größtentheils passive Rolle.

Der zweite Theil spielt von Anfang an ausschließlich in der Menschen-

welt, geht von den Völkern zu ihren Führern, von diesen zu einzelnen Ortsverhältnissen über und verliert sich hie und da in bloße archäologische Notizen und sagenhafte Erklärungen von Ortsnamen.

Die Gebundenheit an einen Ort ist beim zweiten Theile wesentlich, beim ersten unwesentlich.

Der erste ist für die Mythologie, der zweite für die Geschichte von größerer Bedeutung.

Der erste Theil hat 7 Abtheilungen.

I. Göttersagen.

Bekanntlich ist die deutsche sowohl als die slavische Götterlehre arm an dem, was man im engeren Sinne Mythen nennt. Den deutschen Götterbildern fehlt es an scharfer Personenbegränzung, an plastischer Formenfestigkeit. Sie haben immer eine Tendenz, sich wie in Nebel und Wolken aufzulösen. Von dem, was den griechischen Olymp zu einem poetischen Götterstaate macht und auch die eisengrauen Gestalten der skandinavischen Mythologie in eine Art geregelte Bewegung setzt, vom Leben der Götter unter einander, ihren Kämpfen und Abenteuern, von all diesem bunten Mythenstoff hat die heimische Götterkunde keine Spur. Nur ihr unsichtbares und heimliches Walten, ihr furchtbares und segensreiches Wirken in der Natur, ihr bald in Schrecken gehüllter, bald liebevoller und zutraulicher Verkehr mit den Menschen ist im Gedächtnisse des Volks geblieben und tönt als Geistersage und Ammenmärchen von Mund zu Mund. Sagen und Märchen, Lieder und Sprüche, altheilige Volksgebräuche, das sind die Quellen unserer Mythologie, welche der Volksmund in naiver Unbewußtheit hinüberleitet in das künstlich gefaßte Bassin der Wissenschaft, welche nun ihrerseits die zum großen Theil der Zukunft aufbehaltene Aufgabe hat, aus diesem bunten Gemisch den echten und einfachen Mythenstoff zu extrahiren.

Zum Unterschied von dieser aus Sagen aller Art zu schöpfenden Kunde finden wir indessen fast in allen Gauen Deutschlands Nachrichten darüber, daß an diesem oder jenem Orte diese oder jene Gottheit, die dann mit einem wirklichen Götternamen benannt wird, zu Heidenzeiten verehrt worden sei. Zuweilen erweitert sich diese Notiz zu einer Beschreibung des Götterbildes oder einem Bericht über den Götzendienst. Das ist dann eine Göttersage im engeren Sinne des Wortes. Die wenigen deutsch-lausitzischen Sagen dieser Art von Schwabus, Isis und Venus sind von sehr zweifelhaftem Werthe.

Bei den slavischen Gottheiten mußte eine enge Grenze gezogen werden. Die alten Chronisten und Mythologen (Frenzel sen. und jun.) haben der Lausitz alle möglichen Gottheiten vindicirt. Sie folgen dabei dem Helmoldus

und Saxo Grammaticus in ziemlich kritikloser Nachahmung. Nun ist allerdings wohl kaum anzunehmen, daß die großen Götter Schwantewit, Perkun, Radegast, Siva, die einen sehr verbreiteten Kultus hatten, von den lausitzer Serben nicht sollten verehrt worden sein; ja wir finden sogar in Namen und Sitten deutliche Spuren ihres Kultus; aber wenn schon die hergebrachten Mythen von all diesen slavischen Göttern oder vielmehr die wunderlichen Beschreibungen ihrer Götzenbilder und ihres Kultus von der neueren Kritik zum großen Theil als willkürliches Gelehrtenmachwerk gekennzeichnet worden sind, so war es um so mehr ein Gebot der Gewissenhaftigkeit, Alles fern zu halten, was nicht in ausführlicher und wohlverbürgter heimischer Tradition wurzelte. Und trotz dieser Enthaltsamkeit war die Ausbeute reich und werthvoll genug, denn wahrlich wunderbar und nur durch die festgeschlossene und isolirte Natur unserer Wendei zu erklären ist die Frische und Unverletztheit, mit der diese wendischen Göttinnen, diese Mara und Morzana, in der Phantasie eines seit neun Jahrhunderten christlichen Volkes fortleben.

Die verhältnißmäßig überwiegende Menge und der so ächt heidnisch gebliebene Charakter der weiblichen slavischen Gottheiten erheischt eine Erklärung. Wir wollen dieselbe zu geben versuchen.

Die hauptsächlichste Ursache liegt im Wesen des weiblichen Prinzips. Die meisten Mythologieen führen zurück auf ein ältestes Götterpaar, den männlichen Himmel und die weibliche Erde, denn es drängte sich sehr bald die Beobachtung auf, daß aus einer immerwährenden Umarmung von Himmel und Erde alles Leben entstehe, indem der Himmel mit seinem Regen und seinem Sonnenschein den Mutterschooß der Erde befruchtete, daß jener aktiv und zeugend, diese passiv und gebährend sei. Dem entsprach wohl auch noch ein aller Beobachtung vorangehendes natürliches Gefühl des Weibes von seiner viel größeren Abhängigkeit von tellurischen Einflüssen. So war das weibliche Prinzip von Anfang an das niedrigere, kleinere und in Folge dessen durch einen natürlichen Denkprozeß das mannichfaltigere, zerlegbarere, gerade so wie die Erde als ein aus Berg, Fluß, Flur, Baum u. s. w. zusammengesetzter, der Himmel aber als ein einheitlicher Körper erschien.*)

*) Sobald ferner der Mensch anfing, die Gestirne göttlich zu verehren, so lag es auf der Hand, die Sonne für eine männliche und den Mond für eine weibliche Gottheit zu halten. Mann und Weib verhalten sich wie die einfache, sich gleichbleibende Gestalt der Sonne zu der wechselvollen des Mondes. Der starke, helle und heiße Sonnenstrahl gleicht dem männlichen, energischen, klaren und zündenden Verstande, der sanfte und ungewisse Dämmerschein des Mondes dem Gefühlsleben des Weibes. Sonnengott und Mondesgöttin, Sonnenpriester und Mondpriesterin sind daher natürliche Gegensätze.

Die Sonne ist dem Feuer verwandt wie der Mond dem Wasser, was hier eines weiteren Beweises nicht bedarf, aber deshalb von Gewicht ist, weil die Wassergottheiten, auch wenn sie männlich benannt werden, einen weiblichen, die im Erdfeuer arbeitenden Zwerge dagegen auch in ihren weiblichen Repräsentanten einen männlichen Charakter zeigen.

Eine zweite Ursache dieser Erscheinung, die mit der ersten zusammenhängt, ist wohl der schon von Jacob Grimm geltend gemachte Umstand, daß die weiblichen Gottheiten als niedere Geister den christlichen Bekehrern weniger gefährlich schienen, so daß dieselben von der Polemik der Priester nicht so viel zu leiden hatten als die großen männlichen Gottheiten.

Ferner ist bekannt, daß die christlichen Bekehrer die Praxis verfolgten, die alten Götter zu Dämonen zu erniedrigen und sie allesammt, gute wie böse, in die Gestalt des Teufels einzuschmelzen. Für die weiblichen Gottheiten aber gab es keinen entsprechenden christlichen Dämon. Die heilige Maria bot nur ein untergeordnetes Surrogat (darüber vergleiche die Legenden). Darum blieben sie in ihrer Götternatur wenig alterirt und irren noch heute vereinsamt umher.

Viertens muß bei dieser Frage berücksichtigt werden, daß sowohl Deutsche wie Slaven mit Vorliebe das Priesterthum weiblichen Händen anvertrauten, wie denn die ersteren nach Tacitus' Bericht im Weibe an sich etwas Heiliges und Prophetisches erkannten. Diese weiblichen Priesterinnen konnten sich der Verfolgung christlicher Bekehrer länger entziehen und wußten wohl mit der dem Weibe eigenthümlichen Treue am Ueberlieferten, die wir jetzt „konservative Natur" nennen würden, ihr Priesterthum noch lange heimlich zu verwalten.

An Geist und Körper ist der Mann verwandt mit der geradlinig nach oben steigenden zündenden Flamme; an Geist und Körper das Weib mit dem fruchtbaren, beweglichen, jeder Gestalt sich fügenden, in anmuthig gerundeter Schlangenlinie herabfließenden Wasserwelle.

Den Sommer beherrscht eine männliche, den Winter eine weibliche Gottheit, entsprechend der Herrschaft der Sonne und des Mondes. Die auffallende Erscheinung, daß wir Deutschen in der Sprache der Sonne weibliches, dem Monde männliches Geschlecht beilegen, erklärt sich aus dem Mißverhältniß, in welchem bei uns diese Gestirne zu den Jahreszeiten stehen, denn im langen nordischen Winter wird allerdings der Mond das herrschende Gestirn, wogegen die Sommerherrschaft der Sonne sehr zu kurz kommt.

Bei der Zusammenstellung des lausitzischen Fest-Kalenders machte ich die auffallende Bemerkung, daß von Michaeli bis Fasten die Frauengebräuche in so hohem Grade vorherrschen, daß es fast aussieht, als hielten die Männer in unserer Wendei einen siebenmonatlichen Winterschlaf. Und beinahe ist's ja auch so. Des Landmanns Wirkungskreis sind Wald und Feld. Im Winter liegt er wie die alten Germanen auf der Bärenhaut hinter dem Ofen, „in der Hölle", resp. auf der Bierbank in der Schänke. Der Wirkungskreis der Frau ist das Haus. Das tritt jetzt in den Vordergrund und die Hausfrau in die ihr gebührenden Rechte, „um des Heerd's gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner".

Halbe Nächte werden am Spinnrocken zugebracht, aber der Mann schläft halbe Tage lang. Der Scepter der Herrschaft ist nicht mehr der Pflug, sondern die Spindel. Die Geselligkeit gewinnt an Werth und ihre Vermittlerinnen sind ja überall die Frauen. — Der Winter ist die Schlafenszeit der Erde, die Nacht des Jahres. Schlaf, Traum, Ahnungen, kurz passive Nerventhätigkeit, das Gangliensystem, wie die Medizıner, das Nachtbewußtsein, wie die Psychologen sagen, herrschen in der Nacht vor und daher auch im Winter. Alle diese Eigenschaften der menschlichen Seele, die Gabe unmittelbarer Eingebungen, Anzeichen, Sympathieen sind ja aber erwiesenermaßen der weiblichen Natur in höherem Grade eigen, als der männlichen.

Ueberreste dieses Priesterthums, welches später vielfach zum Hexenwesen erniedrigt wurde, finden sich noch zahlreich in den Sitten und Gebräuchen unseres Landvolks, vorzüglich bei Hochzeiten, Geburten, Taufen. Ja, in einer gewissen zunftmäßigen Form existirt dieses weibliche Priesterthum noch heute in den Spinngesellschaften der wendischen Dörfer. Die Spinnstuben sind der Tempel und der Parnaß des alten Heidenthums, da werden die Märchen erzählt, die alten Volkslieder gesungen, die mein Vater gesammelt hat; da gehen uralte Sprüche und Redensarten von Mund zu Mund, Volksspiele, Schwänke, scherzhafte und ernsthafte Gebräuche, Orakel und Liebeszauber, Spukgeschichten und weibliche Mysterien aller Art haben dort ihre Heimath. Die Schlummergöttin Drjemotka (I. 12.) ist eine Spinnstuben-Gottheit. Die weiße Umwickelung mit dem Rockenstock oben darauf symbolisirt die weiß umhüllte winterliche Erde, die Herrschaft des Weibes, die Traumesthätigkeit der Menschenseele. Es liegt auf der Hand, wie alle diese Umstände dazu beitragen müssen, die oben gestellte Frage zu beantworten.

Der Umstand schließlich, daß überhaupt die slavischen Gottheiten des Volksglaubens ihre göttliche Natur treuer festgehalten und weniger wie unser Wodan und Holla in's Gespenstische verwandelt haben, erklärt sich aus der Geschichte der Slavenbekehrung, die ganz andere Gesichtspunkte bietet, als die Bekehrung der Deutschen, denn die Franken nahmen die Lehre Christi freiwillig an und die Sachsen verloren bei ihrer gewalsamen Bekehrung wohl ein gut Stück Freiheit, aber nicht ihr Volksthum. Bei den Slavenkriegen der Ottonen dagegen war Bekehrung zu Christo gleichbedeutend mit Verlust der Sprache, Sitte und nationalen Selbstständigkeit. Daher eine fortgesetzte Opposition gegen das Christenthum, daher noch aus der neueren Zeit Beispiele von baarem Götzendienst (I. 13., II. 16.), daher bei dem kleinen Reste national gebliebener Slaven ein zäheres Festhalten an alter Sprache, Dichtung, Sitte, Glauben.

Die sporadischen Spuren anderer in dieser Abtheilung nicht aufgenommener Götter finden sich nachgewiesen in den Anmerkungen zu verschiedenen Sagen des ersten sowohl als des zweiten Theiles. Einzelne dieser Anmerkungen sind combinatorisch erweitert und gipfeln sich zu Hypothesen, von denen vielleicht für die Kunde der Gottheiten im engeren Sinne die zu Theil I. 181., 212., Theil II. 92., 289. dem kritischen Leser zur näheren Prüfung empfohlen zu werden verdienen.

Den Schluß dieser Abtheilung macht eine Uebersicht über die mythologisch-archäologische Topographie der Lausitz. Trotz ihrer skizzenhaften Kürze mag sie doch den unter den Alterthumsforschern längst feststehenden Satz nochmals zur Anschauung bringen, daß kaum ein anderer Gau des deutscher Vaterlandes eine solche Fülle von Götterbergen, Opferaltären, Rundwällen, Todtenfeldern und anderen sichtbaren Spuren des heidnischen Cultus aufzuweisen

vermag, wie dieses Land. Es muß wirklich eine Art Aethiopien der Alten gewesen sein, „wo die frömmsten der Menschen wohnen“ — und unter den Germanen waren dies denn auch, der Ueberlieferung zufolge, die Semnonen, dieses Landes Ureinwohner.

Wer sich über diese Götterberge des Näheren unterrichten will, dem sei auf's Wärmste das ebenso gründliche wie anziehend geschriebene Buch: „Blicke in die vaterländische Vorzeit von Preusker“ empfohlen, wo mit großer Evidenz die religiöse Bestimmung derselben nachgewiesen wird.

Die heiligen Berge sind das Ausgedinge der alten Götter, in ihren Eingeweiden liegen die verbrannten Gebeine ihrer Priester und aus ihrer Asche blüht das Wunderblümchen der Sage. Darum wallfahrtet noch heute an heiligen Tagen das Volk nach ihren Gipfeln und entzündet das segenbringende Freudenfeuer, darum sind so viele unserer ältesten Kirchen auf oder an diesen Bergen errichtet, denn die christlichen Priester sorgten für die Continuität der religiösen Gewohnheit, und wenn durch Weihrauch und Kreuzeszeichen die alten Götter vertrieben waren, setzten sie die Heiligen der Kirche feierlich ein in das altheidnische Erbe (vgl. Theil I. 1., 2., 3., 13.; Theil II. 14., 109., 115., 116., 150., 202., 212., 220., 285.).

Ueberall war die älteste Form der Gottesverehrung Höhendienst. Selbst die älteren Juden machen keine Ausnahme, und noch heutzutage wird auch die christliche Gemeinde es vorziehen, ihr Gotteshaus auf hochgelegenen Orten zu erbauen. Es ist ja auch so natürlich. Alle Religion ist Erhebung, Gefühl des Gezogenseins nach Oben, Gefühl des Gebundenseins an die Höhe, Gefühl des Strebens hinauf. Da oben sind die heiligen Mächte — diese Erkenntniß ist dem Menschen angeboren mit seiner geradlinigen, zum Himmel emporgestreckten Gestalt.*)

Darum wendet der Mensch im religiösen Affekt Blicke und Hände nach oben, darum wallte er feierlichen Schrittes den Berg hinan, mit jedem Schritte sich der Gottheit näher fühlend, darum baute er mit seinen Händen auf den Gipfel des natürlichen Gottesaltars einen zweiten künstlichen, als wollte er das Werk der Natur fortsetzen, die Höhe noch erhöhen durch künstliches Zu-

*) Die gerade Linie, die centrifugale Bewegung ist das einfachste Symbol alles Lebens. Wir finden sie nicht im Mineralreich, denn wenn die vulkanische Eruption erst vorüber ist, so ist im Gegentheil das Bestreben nach breiter Lagerung vorherrschend. Erst in dem geradlinig strebenden, lichtsuchenden Pflanzenkeime offenbart sich das individuelle Leben in der Natur, um dann wieder in der gebogenen Linie der Thiermuskel und der zu Boden gekrümmten Thiergestalt gleichsam spiralisch zurückgewunden zu werden und energisch ausholend aufzuschnellen zu der elastisch aufgerichteten Gestalt des Menschen (und zwar zuvörderst des Mannes, denn in der Rundung der weiblichen Figur ist trotz aller ästhetischen Vollendung ein Verlust des geistigen Ausdrucks, ein zweiter spiralischer Rückweg zur sinnlichen Krümmung der Thierwelt nicht zu verkennen).

thun.*) Darum entzündete er auf diesem Altar die heilige Flamme, auf daß dieses wunderbare, nach Oben wallende Element ein Sinnbild sei seines eigenen, zur Himmelshöhe emporfliegenden Geistes.**)

Neben den Götterbergen sind die vielen heiligen Haine der Lausitz bemerkenswerth. Die Wahl heiliger Haine zum Göttertempel erklärt sich wohl aus demselben Gefühl der Erhebung, das aller Religion Wurzel und Fundament ist. Die andächtige Empfindung, die am einzeln stehenden Baume sich emporrankt, wird natürlich verstärkt, wo hohe, alte Bäume in besonders großer Anzahl beisammen stehen, und wenn der einzelne Baum schon als das schönste Symbol des Menschenlebens dem Einzelnen heilig war, so war der Hain geeignet, dieses individuelle Gefühl zu einem Gemeindebewußtsein zu erweitern, während zugleich die von den geheimnißvollen Götterstimmen des Sturmes durchbrauste Wölbung der Wipfel dem einfachen Gefühle der Erhebung die Empfindung eines geheimnißvollen Nahens, eines heiligen Schauers beifügte. — Die heiligen Berge, auf denen auch die Patriarchen des Alten Bundes opferten, sind die Altäre eines kindlichen, freien und erhabenen Gottesdienstes; die heiligen Haine mit ihrem gebrochenen grünlichen Lichte und ihrem orakelhaften Blattgeflüster sind Tempelstätten eines schon zur Reflexion neigenden, dem Geheimniß lauschenden, Priestertrug und blutige Mysterien pflegenden Götterdienstes (vergl. I. 1., 13., 22. [n. 6., 3., 8., 13.] 42.; II. 106., 114., 142., 165., 168., 205., 207.; desgl. I. 22. [n. 20.] 42.).

Die bekannte, an eine Stelle des Tacitus angeknüpfte Hypothese von der persönlichen göttlichen Verehrung eines heiligen Haines findet vielleicht in der Anmerkung zu I. 181. eine nicht unerhebliche Bestätigung. An dieser Stelle ist auch der religiöse Urbegriff der Erhebung in dem ältesten Gottesnamen nachgewiesen. — Eine Spur von Personifikation von Bergen findet sich Theil II. 246.

II. Dämonensagen.

Dämonen sind Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen. Wie jene, waren sie vor den Menschen da und führen ein von der Menschenwelt unabhängiges Leben. Doch sind sie den Menschen nicht über-, sondern nebengeordnet; sie bilden ein Geisterreich auf Erden neben der Menschenwelt. Sie werden nicht abgöttisch verehrt, aber doch mit heiliger Scheu behandelt.

---

*) Vielleicht sind die ägyptischen Pyramiden ohne allen speziellen Zweck einfach Resultate des ameisenhaft geschäftigen, religiösen Bautriebes jenes seltsamen Volkes.

**) Die das Opfer verzehrende Flamme ist ein später zu setzender, weil nicht mehr auf einfacher Symbolik, sondern auf Ueberlegung beruhender religiöser Aktus.

Es sind nicht die Herren der Menschen, sondern oft sogar ihre Diener, aber selbst dann ist es gut, sie zu Freunden zu haben. Alles dies tritt am stärksten hervor bei den Zwergen. Diese bilden ein besonderes Volk unter einem eigenen Könige mit eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen. Das Interessanteste an ihnen ist die Vereinigung eines landschaftlichen Charakters (sie sind Berg- und Waldgeister wie die Nixen Wassergeister sind) mit einer Art Racenphysiognomie. Sie sind die Repräsentanten des untergegangenen Volkes, das früher im Lande herrschte. Die Vertriebenen nehmen das Mitleid der Eroberer in Anspruch. Sie sind fortgezogen und sind doch noch da. Sie sind immerwährend im Abschiednehmen begriffen. Zugleich vertreten sie auch die untergegangene Religion. Sie wohnen in den alten Götterbergen, bewachen die Priesterschätze und Opferkessel. Sie hausen besonders gern in den Grabhügeln, an denen die Lausitz so reich ist. Kein Wunder! Es ist ja ihre eigene Asche, die in den Hügeln ruht, und wenn sie, der Sage zufolge, die vergrabenen Urnen als Küchengeschirr benutzen, so kochen sie ihre Speisen — horribile dictu — in ihren eigenen Särgen.

Die Zwerge erscheinen als Volk, die Nixen als Familie, die Kobolde als vereinzelte Individuen. Da der Kobold das Familienleben entbehrt, so knüpft er sein einsames Junggesellendasein gern an die menschlichen Wohnungen an und hat immer eine Neigung, sich wohlthuend oder störend mit den Menschen zu schaffen zu machen. Da sich sein Dasein mehr in's Elementare verliert als Erscheinung einer Naturkraft, Flamme, Licht u. s. w., so fühlt er sich zu seinem Extrem, den Stätten der Kultur, den Menschenhäusern hingezogen.

Obgleich diese Wesen an Berg, Fluß, Haus gebunden sind, so giebt es doch Beispiele von Ortsveränderungen. Die Zwerge veranstalten eine ganze Völkerwanderung, die Kobolde ziehen wie Aftermiether von Haus zu Haus. Nur der Nix scheint sich blos zeitweise zu absentiren, wegzubleiben, nie auszuwandern. Zwerg und Nix stehen im umgekehrten Verhältnisse zu ihren Elementen. Der unbewegliche Berg bleibt und der Zwerg zieht fort; das bewegliche Wasser aber fließt ohne Aufhören über des Nixen Haupt hinweg, er dagegen beharrt auf dem Grunde.

Die Nixen sind ganz menschenähnliche Persönlichkeiten, welche Liebe und Haß empfinden und unter einander, so wie mit Menschen Ehen schließen, Kinder zeugen u. s. f. Die Zwerge haben nicht nur Persönlichkeit, sondern auch Charakter, denn sie besitzen Humor. Die Kobolde verlieren sich in's unpersönliche, elementare Dasein. Sie erweisen den Menschen Gutes ohne Liebe und Böses ohne Haß.

Aesthetisch betrachtet hat der Nix den Vorrang, und die Liebesverhältnisse zwischen Menschen und Wassergeistern geben den Nixensagen einen romantischen Reiz. Die Nixen zeichnen sich aus durch ihre große Leidenschaft-

lichkeit. Die Zwerge sind männlicher, die Nixen weiblicher, die Kobolde geschlechtslos, kindlich und kindisch.

Die Kobolde zeigen die größte Mannichfaltigkeit des Wesens. Es gehört das zu ihrer buntscheckigen Charakterlosigkeit; daher die vielen Verwandtschaften mit allen möglichen anderen Wesen. Der Däumling ist der Gestalt nach mit den Zwergen verwandt, die Pripolnitza hat beinahe den Charakter einer Göttin, auch Winde's Burschen könnten einen Platz unter den Göttern beanspruchen. Die Wehklage könnte zu den Anzeichen und Ahnungen, der große Leuchter zu den sagenhaften Naturerscheinungen gerechnet werden. Die Elben als Hexenkinder, der Vampyr als Nachtgespenst bilden ebenfalls Uebergänge zu anderen Gruppen. Der Drache endlich bildet die natürliche Brücke zu den Thier-Dämonen.

Die Thier-Dämonen unterscheiden sich durch ihren koboldartigen Charakter von allen anderen Sagenthieren, die bald als Teufels- oder Menschenmaske, bald als Götterattribut oder Thieropferreliquie, bald als Nachtjägergefolge, Schatzwächter u. s. w. aufzufassen sind.

Von Riesen weiß die Lausitz wenig zu erzählen. Sie bilden den Uebergang zu der Schreckgestalt des Teufels. Die Lausitzer Sage schreibt Manches dem Teufel zu, was in der norddeutschen Sage von den Riesen erzählt wird. Auf der anderen Seite sind sie verwandt mit ihrem Extrem, den Zwergen. Hünen gehen über in Hainchen. Die historische Seite tritt hier so stark hervor, daß No. 90. als die erste Sage des historischen Theiles fungiren könnte. Es kommt wohl darauf an, ob die Geister des verdrängten Geschlechts mehr Mitleid oder mehr Furcht einflößen. Im ersteren Falle werden sie unter, im anderen über das Menschenmaaß hinausgehend vorgestellt.

III. Teufelssagen.

Von nun an erscheint die heidnische Geisterwelt nicht mehr in ihrer ursprünglichen Aechtheit und Schönheit, sondern theils karikirt, theils vermenschlicht. Das Kreuz hat gesiegt und die abgesetzten Götter, entkleidet ihrer Würde, sind in die Hölle gebannt. Der Teufel übernimmt ihre Erbschaft, setzt sich die Hörner von Thor's Böcken an die eigene Stirn und zieht den Huf von Wodan's Pferde wie einen Ueberschuh an seinen lahmen Fuß. — Doch ich enthalte mich hier einer längeren Betrachtung über diese humoristisch-schreckhafte Karikatur der alten Götter und will nur noch darauf aufmerksam machen, daß wohl nirgends im ganzen Deutschland der Teufel eine so bedeutende Rolle spielt wie in der Oberlausitz. Vielleicht hat das seinen Grund in dem Kultus des Tschernebog, nach dem noch heute der Wende den Teufel Czert, den Schwarzen, nennt.

Vom bauenden und wettenden Teufel erzählen No. 94., 95., 96., 99., 110., 111.; vom Teufel als Müller oder im Bündnisse mit Müllern 97., 98., 100., 109.; als Schmied tritt er auf in No. 106. u. 107.; als Spieler und Würfler No. 102. u. 103.; von Teufelspakten erzählen besonders 108. u. 134b.

No. 119. bis 134. sind besonders kulturhistorisch wichtig für die nachreformatorische Periode, wo bekanntlich Alles auf den Teufel geschoben wurde.

IV. Spuk- und Gespenstersagen.

Die Spukgeister bilden den Uebergang von über- und außermenschlichen Geistern zu der Menschenwelt. Dies geschieht auf eigenthümliche Weise bei dem wilden Jäger, der doch ursprünglich der oberste Gott Wodan selber ist, in der Sage aber fast durchgehends mit einer historischen oder historisch-gedachten menschlichen Persönlichkeit identificirt wird, deren Seele nach dem Tode „umzugehen" verdammt ist. Es ist daher falsch, den wilden Jäger unter die Dämonen zu rechnen und etwa als Waldgeist (oder richtiger wäre noch Luftgeist) neben die Wasser-, Berg- und Hausgeister zu stellen. Ebenso verhält es sich mit der weißen Frau, die unter der Maske eines verwünschten Burgfräuleins u. dergl. die Züge der Göttin Holla verbirgt. Dies sind die beiden Hauptfiguren in diesem Abschnitt.

An den wilden Jäger, über den die Lausitz ganz bedeutsame Sagen besitzt, schließen sich nun Erzählungen an von bösen Jägern und weiterhin allgemeiner von grausamen Herren und harten Beamten, die zur Strafe für ihren frevelhaften Uebermuth keine Ruhe im Grabe finden. Aber sie theilen nicht alle mit Berndietrich die Ehre, Wodan's ritterliches Roß besteigen zu dürfen, sondern müssen als schwarze Hunde, dreibeinige Hasen u. s. w. ihre nächtlichen Spaziergänge machen. In den Städten rattern sie zuweilen in der Höllenkutsche über das Steinpflaster, auf dem Lande werden sie oft in Vogelgestalt in ein Gebüsch verbannt. Bei manchen Thiergespenstern ist der Grund der Verwünschung, bei noch andern sogar alle Beziehung auf eine menschliche Seele der Sage verloren gegangen, so daß hier eine nahe Berührung mit Thier-Dämonen stattfindet. Einzelne von ihnen sind vielleicht Reminiscenzen an heidnische Thieropfer.

Uebrigens ist nicht gerade ein Verbrechen erforderlich, damit ein Mensch nach dem Tode zum „Umgehen" verdammt werde. Ein energischer Fluch, ein im Tode unerfüllt gebliebener Wunsch, ein plötzlicher unnatürlicher Tod, ja hervorragende Geistesgaben und besonders geheime Wissenschaften genügen dem Volksglauben.

Die weißen Frauen bewahren den rührenden Zug, daß sie nicht nur durchaus unschädliche, sondern gewöhnlich warnende, ja helfende und schützende,

gütige und mildthätige Wesen sind, so daß man stellenweise die gütige Erdenmutter Frigga oder Holla recht deutlich heraus erkennt. Uebrigens weiß man von weißen Frauen bei uns nur wenig zu erzählen. In der Wendei ist dies erklärlich, weil dort die weiße Frau noch gar nicht zum Spukgeist erniedrigt ist, sondern noch, angethan mit aller Götterwürde, am hellen Tage über die Haide schreitet.

No. 198. ist geschichtlich, No. 199. psychologisch interessant. Hier ist der Uebergang zur Vision. Besonders No. 200. hat eine Mittelstellung zwischen Spuk und Vision. No. 204. u. 205. erzählen von unsichtbaren Poltergeistern, 206. von Gehenkten.

V. Zaubersagen.

Hier haben wir es weder mit über- oder nebenmenschlichen Wesen, noch mit den Seelen Verstorbener zu thun, sondern mit wirklichen Menschen von Fleisch und Bein. Die höhere geistige Begabung macht ihre Wohnung im bewußten Menschengeiste selber und tritt auf als ein mit höheren Kräften ausgerüsteter Wille. Die Sage geht in dieser Abtheilung über von den Todten zu den Lebenden, von der passiven Menschenseele zu dem aktiven Menschenwillen, vom Jenseits zum Diesseits, von den Geistern zum menschlichen Geiste. Wir treten aus der grauenvollen Nacht voll unheimlicher Gespenster heraus in's helle Tageslicht, nur um den noch grauenhafteren Mittagsspuk des Menschenlebens zu empfinden und die noch unheimlichere Nachtseite des wirklichen irdischen Menschenlebens kennen zu lernen. Das mythologische Interesse macht dem psychologischen Platz.

Jede Zauberei ist eine übernatürliche That des menschlichen Willens. Diese That beruht auf einer Fähigkeit, die Grenzen des menschlichen Wissens oder Könnens zu überschreiten. Diese Fähigkeit erscheint bald als eine hervorragende Naturgabe, eine ausnahmsweise Auszeichnung einzelner bevorzugter Sterblichen, bald als ein, allen Menschen zugängliches, durch gewisse vorgeschriebene Mittel, deren hervorragendstes ein Bund mit dem Bösen ist, zu erlangendes Geheimniß. Es giebt wohlthätigen und unheilvollen Zauber, weiße und schwarze Magie. Manche Zaubereien sind in ihrem Effekte weder gut noch böse — Taschenspielerkunststückchen ähnlich, oder sie befriedigen das natürliche Gelüst, die Zukunft zu erfahren. — Einige Nummern dieses Abschnittes sind keine eigentlichen Sagen, sondern historische Berichte über vermeintlich vorgefallene Zaubereien, Beiträge zur Geschichte des Aberglaubens. Unglaublich viel Zauberei wird bis auf den heutigen Tag in der Lausitz getrieben, wie unsere Sammlung der heimischen Sitten und Gebräuche seiner Zeit darthun soll.

VI. Schatzsagen.

Das Heben der Schätze ist zwar oft mit Zauberei verbunden, aber es wäre doch ein Fehler, die Schatzgeschichten als eine Abtheilung der Zaubersagen zu bezeichnen. Die augenscheinlich ältesten Schatzsagen halten vielmehr an dem tiefsinnigen und poetischen Glauben fest, daß die Schatzwächter als freundliche, wohlwollende Geister den Kindlichen und Einfältigen, der sich absichtslos der unterirdischen Schatzkammer nähert, mit ihren goldenen Gaben beglücken. Deshalb kommt auch bei den Schatzgräbereien habsüchtiger Menschen, die aus neuerer Zeit berichtet worden, fast immer nichts heraus.

Die Natur, die dem Zauberer eine gehorsame Sklavin war, ist hier bald eine gütige Geberin, bald eine treulose Verführerin, die mit ihrer edelsten Gabe, dem rothen Golde, den Menschen in Sünde und Elend lockt oder ihn wenigstens an der Nase herumführt. — Mythologisch bedeutsam sind hauptsächlich die Wächter der Schätze, Zwerge, weiße Frauen, Höllenhunde, Stiere u. s. w.

VII. Wundersagen.

Wenn in den Schatzsagen die Herrschaft des Menschen über die Natur schon problematisch wurde, so ist in der letzten Abtheilung das Verhältniß von Herr und Knecht gänzlich aufgehoben. Der Streit ist beigelegt. Mensch und Natur stehen sich nicht mehr gegenüber, sondern nebeneinander. Zwischen der Menschenwelt und der Natur knüpft sich ein sympathetisches Verhältniß, in welchem der Mensch sich meist leidend, die Natur aber handelnd verhält. In der Erscheinung von Wunderblumen und Heilquellen (deren die lausitzer Sage sehr viele kennt) ist sie noch die verschwenderische Geberin. Dann aber übernimmt sie gerichtliche Funktionen. Sie tritt an die Leiche des Gemordeten und verklagt in der hervorbrechenden Blutwelle den sich sicher dünkenden Missethäter. Dann steigt sie selber auf den Richterstuhl und schmettert den Meineidigen in die Tiefe der Erde. Mit Vorliebe tritt sie als Entlastungszeuge auf, um den unschuldig Angeklagten durch Wunderzeichen zu rechtfertigen, oder, wenn es schon zu spät, seinen Tod als einen Justizmord zu brandmarken. Und das Alles könnte sie nicht, wenn sie nicht eine sympathetisch gestimmte Verwandte wäre, die auch den Fluch und den Segen vernimmt und als unsichtbare Testamentsvollstreckerin dem scheinbar machtlosen Menschenworte Kraft und Wirkung ertheilt, die Rache vollzieht und den Segen erfüllt. Von dieser öffentlichen Wirksamkeit zurücktretend, übernimmt sie sodann das Amt des in's Unpersönliche aufgelösten Schutzgeistes eines Ortes, eines Hauses, einer Person. Bald warnt und bereitet sie vor durch den Ereignissen vorangehende, bald drückt sie ihre Theilnahme aus durch mitfolgende

Zeichen. Schließlich aber entfaltet sie ihre Wunderkraft in der Seele des Menschen selber. Der Mensch wird in gewissen Seelenzuständen Subjekt und Objekt des Wunders zugleich (Vision, Prophetie, Ahnung). Dies ist der Punkt, wo das Reich der Sage aufhört, um sich jenseits der uns gesteckten Grenzen fortzusetzen als abergläubischer Volksgebrauch oder überzugehen in das Gebiet psychologischer Krankengeschichten und vulgärer Wunderkuren.

Ueber den zweiten Theil ist nur wenig zu sagen; er enthält

I. Völker- und Heldensagen.

Außer den Sagen von ehemaligen und heutigen Wendenkönigen (No. 20. u. 22.) ist wenig von dem hier mitgetheilten Stoffe noch gegenwärtig im Gedächtnisse des Volkes. Merkwürdig ist es, wie die großen historischen Gestalten Karl's des Großen, Roland's, Wittekind's ihre Schatten bis in unsere Berge werfen, die sie niemals sahen. (Vergl. darüber auch No. 33., 35., 36., 44., 59., 72., 82., 90., 95., 166., 236., 287.)

Einen eingeborenen Helden, der in einer großen geschichtlichen That den Stammesgeist der Lausitz darstellte, kennt die Sage nicht. Einen kleinen epischen Ansatz dazu dürfte höchstens I., 217. enthalten.

II. Schildsagen.

Das Volk umgiebt die Schlösser des Adels, vorzüglich da, wo alte Geschlechter Jahrhunderte lang im Besitze des Gutes und mit dem Volke in Leid und Freud' verwachsen sind, mit manchem romantischen Schauer und weiß viel Wunderbares und Poetisches von ihnen zu erzählen. Diese Geschichten möge man sich an der Hand des Index aus den verschiedenen Abtheilungen des Buchs herauslesen. Desto unvolksthümlicher und abgeschmackter sind die Deutungen ihrer Wappen und Namen, denn sie rühren meist aus der Zeit her, wo die Gelehrten besonders unserer Gegend, an der Spitze der Schlesier Martin Opitz, dem Adel in bedientenhafter Weise huldigten und ihm zu Gefallen Schildsagen erfanden, welche den Stamm des perrückengekrönten Junkers womöglich auf Rom und Troja zurückführten.

III. Ortssagen.

Jede Sage ist mehr oder weniger lokal gebunden, während Mythus und Märchen heimathslos, wie das Volkslied, über die Lande vagabondiren.

Die Sage wandert wohl auch, und manchmal recht wunderbar weit, aber immer doch hat sie die Tendenz, ihre Existenz an einen Ort anzuknüpfen und Heimathsrecht zu erwerben. Sagen sind wie Vögel, die man nicht eher zu Schuß bekommt, als bis sie sich irgendwo niedergelassen haben. So ist der Glaube an Berg- und Wassergeister sicherlich schon mit den ersten Bewohnern der Lausitz hier eingewandert, aber zur Sage hat sich der Mythus erst dann gestaltet, wenn das mitgebrachte Geistergefolge sich in seinen ihm zusagenden Wohnungen einquartiert hatte. Und dann geht es den Geistern der Sage wie den Menschen: sie nehmen nach und nach die Natur des Landes an, in dem sie hausen, und wie der Neger im Norden bleicht, so verliert der Zwerg von seiner gebirgischen Natur, wenn er, in die Ebene verpflanzt, sich mit kümmerlichen Hügelwohnungen behelfen muß.

Abgesehen aber von dieser landschaftlichen und örtlichen Abhängigkeit der Sage im Allgemeinen, giebt es eine Menge Sagen, die an eine gegebene Oertlichkeit nicht nur angeknüpft, sondern aus ihr herausgewachsen und durchaus unverpflanzbar sind. Wer erinnerte sich nicht eines schwarzen Winkels im lieben Vaterhause, an dem er als Kind im Finstern ungern vorüberging? Wie in jedem Hause, so giebt es in jeder Stadt und in jedem Dorfe einen oder mehrere unheimliche Winkel. Eine gewisse Seite der Kirche, eine dunkle Ecke des Kirchhofs, ein altes Gemach im Schlosse, ein verfallenes Gewölbe im Pfarrhause, wo's nicht geheuer ist, giebt's fast überall. Unter einem alten Kloster muthmaßt man stets unterirdische Gänge. Wie der Engländer Boz in seinen Romanen leblose Geräthe gespenstisch belebt und lange Geschichten erzählen läßt, so macht's nun auch das Volk mit solchen unheimlichen Stellen, indem es Geschichten, die irgendwo und irgendwie sich ereignet haben mögen, nach solchen Orten verlegt und sie mit dem lokalen Schauer umkleidet. So sind die Felsschluchten um Marklissa und Meffersdorf von lauter schauerlichen Sagen belebt. So kann man aus den Ortssagen der Sechsstädte recht wohl die äußere Physiognomie derselben herauslesen. —

Näher schon dem engeren Begriff der Ortssage stehen jene Gespenstergeschichten, die sich an den Ort heften, wo wirklich in alter Zeit ein schreckliches Ereigniß stattgefunden hat. Denn die Seelen der Erschlagenen, ja auch der eines unnatürlichen oder auch nur eines plötzlichen Todes Gestorbenen, finden nach dem Glauben des Volkes keine Ruhe im Grabe, sondern sind an die Stelle gebannt, wo sie ohne Beichte und Abendmahl „in ihrer Sünden Blüthe" dahingerafft wurden.

Die eigentliche, ächte Ortssage endlich, die in diesem Abschnitte gemeint ist, entsteht dort, wo ein Ereigniß durch ein sichtbares Denkmal verewigt ist, welches nun den festen Stamm bildet, an dem sich die Erzählung durch Jahrhunderte hindurch mit größerer oder geringerer Treue fortrankt. Jede

Stadt hat eine Anzahl solcher Denkmäler und Erzählungen, die mitunter geschichtliche, fast immer wenigstens kulturgeschichtliche Bedeutung haben und ein geistiges Gemeingut und einen Anhaltepunkt für das historische Gemeindebewußtsein bilden.

Eine andere Gruppe von Ortssagen entsteht aus dem Bestreben des Volkes, etwas ihm Auffallendes und Fremdartiges zu erklären. An einem Hause, an einem Pfeiler der Kirche ist ein Steinbild, das seinen Ursprung vielleicht nur der Laune des Baumeisters verdankt. An diesem übt nun das Volk seine Phantasie und erfindet zu seiner Erklärung mitunter die wunderlichsten, oft auch recht hübsche humoristische Erzählungen. Auch diese haben oft einen beachtenswerthen kulturgeschichtlichen Kern, z. B. 120., 139. Aehnlich macht es das Volk mit auffallenden, ihm unverständlichen Ortsnamen, wobei oft die lächerlichsten Wortspielereien zum Vorschein kommen, z. B. 82., 204., 210., 238. Andere Ursprungssagen haben dagegen einen mythologischen Charakter und liefern zuweilen beachtenswerthe Nachträge zu den Göttersagen.

Eine besondere Art poetischer Lokaltradition bilden die Schwänke, wobei es herauskommt, daß das kleine Städtchen Weissenberg das Schilda oder Krähwinkel der Lausitz ist (203., 227., 271., 272.). Daran schließen sich Spottverse und Sprüche an, womit die Städte sich gegenseitig beehren (z. B. 97., 176., 253.), ferner die Wahrzeichen, welche im mittelalterlichen Handwerksgebrauch eine große Rolle spielten (z. B. 190.), endlich eigenthümliche Rechtsgebräuche, in denen sich der symbolisirende Geist des Mittelalters ausspricht (z. B. 89., 252.). Von den Volksfesten, welche zur Charakteristik des mittelalterlichen Städtelebens gehören, aber keine eigentlichen Sagen sind, habe ich nur zwei mythologisch bedeutsame (92. und 93.) und ein historisch wichtiges (141.) herausgegriffen, erstere zugleich als Proben meines noch unedirten „Festkalenders der Lausitz".

Viele Sagen bewegen sich um hervorragende, für die Geschichte eines Ortes bedeutsame Personen. Da ist denn gar interessant, wie manchmal mit wenigen, augenscheinlich sagenhaften Zügen das Volk eine historische Person oder doch sein Verhältniß zu derselben auf's Treffendste charakterisirt, so daß auch hier die poetische Wahrheit und Gerechtigkeit der Volkssage in's schönste Licht tritt (z. B. 125., 119.).

Der Natur der Ortssage nach war es nicht zu vermeiden, daß einzelne Sagen zu antiquarischen Notizen zusammenschrumpfen, andere dagegen in fast novellistischer Weise sich zu Stadt- oder Dorfgeschichten erweitern mußten.

Ein doppelter Anhang enthält

IV. Legenden.

Diese hätten meist auch unter den Wundersagen Platz gehabt, doch glaubte ich, dem einmal hergebrachten Unterschiede Rechnung tragen zu müssen. Der Schauplatz dieser Legenden sind vorzugsweise die beiden Nonnenklöster der Lausitz, Marienthal und Marienstern. No. 300. bis 305. sind wendischen Ursprungs und biblischen, zum Theil recht poetischen Inhalts.

V. Märchen.

Die drei deutschen Märchen sind bekannt. Weniger dürfte dies mit den wendischen der Fall sein, da sie meines Wissens nur im Anhange zu der von meinem Vater im Verein mit E. Schmaler herausgegebenen wendischen Volkslieder-Sammlung veröffentlicht sind, dieses umfangreiche Werk aber wegen seiner Kostspieligkeit leider wenig in Privathände gekommen ist.*) Schon deshalb empfahl sich diese Gelegenheit, um diese schönen Kinder der Volksdichtung dem größeren Publikum vorzuführen. Besonders sind die Thiermärchen ein seltener werthvoller Beitrag zur Kunde der Volkspoesie. No. 314. dagegen ist von hoher mythologischer Bedeutung, meiner Meinung nach das mythologisch wichtigste Stück dieser Sammlung.

Und somit übergebe ich diese öffentliche Ausgabe meiner ursprünglich der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gewidmeten von derselben preisgekrönten und im 40. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins abgedruckten Arbeit dem deutschen Publikum.

Möge das Buch in seiner schlichten und etwas alterthümlichen Gestalt bei den lieben Landsleuten in der Heimath einen Platz am Herde und in den weiten deutschen Gauen hier und da gastliche Aufnahme finden. Möge es vor Allem dazu beitragen, die Liebe zum Volke und seiner ureigenen Art in Lied und Spruch, in Sitte und That zu wecken und zu fördern. Wer dies Buch in diesem Sinne aufnimmt, der wird ihm auch den kleinen Pack gelehrten Ballast, den ich ihm mit auf den Weg gegeben, zugute halten und seine vielfachen Mängel nicht zu strenge rügen!

Altenburg, im März 1862.

Karl Haupt.

*) Auch vorliegendes Buch verdankt meinem Vater die erste Anlage, manche Einzelausführung und viele Quellennachweise.

Hauptsächlichste Quellen.

I. Handschriften.

Frenzel, Abraham, Pastor zu Kosel: Historia ecclesiae Schönaviensis, qua origo ejus dotes resque variae recensentur. 1694. Fol. Autograph.

Desselben Historia Lusatiae Superioris naturalis. Das ist Physikalische Nachrichten von des Markgrafthums Oberlausitz Luft, Feuer, Wasser und Erdboden wie solche beschaffen auch was dabei vorgekommen und geschehen. Drei Theile in 2 Bänden fol. 1692 Seiten. Autograph.

Desselben Lexicon Harmonico-Etymologicum Slavic. IV Bde. fol. Autograph.

Desselben. Von den Völkern in der Lausitz. 1 Bd. fol. Autograph.

Beschreibung des Dorfes Königshain vom J. 1752. 86 Seiten in kl. 8.

Sammlung von Sagen, die Ober- und Niederlausitz betreffend. 1. Heft in 4 mit 34 Nummern. Angelegt von der deutschen Sektion des lausitzischen akademischen Vereins in Breslau.

Schön, Friedrich, vorm. Schullehrer in Nieder-Neundorf. Sammlung preußischer ober- und niederlausitzer Volkssagen. 84 Numern auf 124 S. 8.

Akten der Alterthumssektion d. naturf. Gesellschaft in Görlitz. 107 Hefte fol.

Außerdem viele städtische Jahrbücher, besonders von Görlitz und Budissin.

II. Druckschriften.

Ditmari episc. Merseb. Chronicon ed. Wagner Norimb. 1807. 4.

Dresser, Matth., Sächsisch Chronicon. Wittemb. u. Magdeb. 1596. fol.

Albinus, Peter, Meißnische Land- und Berg-Chronika. Dresden 1589. fol.

Aventini Joh., annalium Bojorum L. VII. Lips. 1710. fol.

Bohemus, Martin. Predigten vom Manna. Wittenb. 1617. 4.

Crugeri Theod., origines Lusat. Lips. et Lubenae 1726. 4.

(Ex Hofmanni Script. rerum Lus. Lips. 1719. fol.)

Frenzelii, Mich., Tres dissertationes de idolis Slavorum.

Frenzelii, Abr., Lusatiae utriusque nomenclator.

Ejd. de diis Soraborum aliorumquè Slavorum.

Manlii Commentariorum rerum Lusat. Deigma.

Meisteri, Mart., Annales Gorlicenses.
Pitschmanni, Christ. Gottl., de familia Gersdorff.

Roch, Heinr., Neue Lausnitz-Böhm.- und Schlesische Chronik. Lpz. 1687. 8.
Peccenstein, Laurent., Theatrum Saxonicum. Jena 1608. fol.
Destinata literaria et fragmenta Lusatica. T. I. P. I—XII. T. IV. P. I—III. Lübben 1738—47. 8.
Grosser, Saml., Lausitzische Merkwürdigkeiten. Lpz. u. Bud. 1714. fol.
Carpzov, Ehrentempel der Oberlausitz. Bud. 1719.
Hosmanni, Abr., Pompa regii ingressus in super. Lusat. Lpz. 1612. 4.
Tollii, Jac., Epistolae itinerariae ed. Henninii. Amstel. 1710. 4.
Sintenis, M. J. G. Th., Die Oberlausitz, ein belehrendes u. unterhaltendes Lesebuch. Zittau 1812. 2 Bde. 8.
Böhland, A., Die merkwürdigen Schicksale der Oberlausitz. Bud. 1831. 8.
Gerber, Unerkannte Wohlthaten Gottes an dem Markgr. &c. 1720. 8.
Budaeus, Joh. Chr. Gotth., Singularia historico-literaria Lusatica (27 Sammlungen in 5 Bänden). Leipz. u. Bud. 1735—1743. 8.
(Novi) Scriptores rerum Lusat. Herausgegeben von der Oberl. Gesellschaft der Wissensch. Bd. 1—3. Görlitz 1839—1852. 8.
Fata Lusatica in compendio oder kurzgefaßte Historie von dem Markgrafthum Oberlausitz. Glogau 1804. 8.
Knauth, Christ., Derer Ober-Lausitzer Sorbenwenden umständliche Kirchengeschichte. Görlitz 1767. 8.

Gräve, H. G., Volkssagen u. volksthüml. Denkmale d. Lausitz. 1839. 3 Hfte. 8.
Ziehnert, Widar, Sachsens Volkssagen, Balladen, Romanzen und Legenden. Annaberg 1838. 4.
Segnitz, Adolph, Sagen &c. aus der Geschichte des sächs. Volkes, Romanzen, Balladen u. s. w. Meißen 1839. IV Bde. 8.
Willkomm, E., Sagen und Märchen aus der Oberlausitz. (Novellen). Hann. 1845. 2 Bde. 8.
Köhler, H., Bilder aus der Oberlausitz. Bud. 1854. 8.
Klar, K., Die helle Sagenzelle. Löbau o. J. 8.
Grässe, Sagenschatz des Königreichs Sachsen. Dresden 1855. 8.

Worbs, Joh. Gottlob, Neues Archiv für die Geschichte Schlesiens und der Lausitz. Glogau 1804. 8.
Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit. 3 Thle. Lpz. 1845. 8.
Haupt, Leopold, und J. E. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der O.- und N.-L. 2 Thle. gr. 4. Grimma 1841.
Moraweck, Einige Nachrichten über Denksteine u. s. w. 1827. 12.

Liebusch, Scythica.
Provinzialblätter, Lausitzische. Lpz. 1782. 8.
Monatsschrift, neue lausitzische. Herausgegeben von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1793—1806. 8.
Magazin, neues lausitzisches, herausg. v. Neumann, Pescheck, Haupt, Tillich, Jancke, Neumann, Köhler, Hirche. Görlitz 1822—1861.
Chronik, Ober- und Niederlausitzische, Volksbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Görl. 1843. 4.
Büsching, J. A., Wöchentl. Nachrichten für die Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters. Breslau 1816—18. IV Theile. 8.
Ruhlandt, Eduard, Taschenb. f. d. Lausitz. Breslau 1856—57. 2 Bde. 8.
Desselben, Album f. Schlesien u. d. Lausitz. Breslau 1856—57. 2 Bde. 8.

Brotuff, Ernst, Chronika von den Salzbornen und Erbauung der Stadt Hall an der Sala 1554. ed. Olearius (J. G.) Halle 1697. 4.
Desselben Historia gantz lustig zu lesen von dem Tewren Kriegshelden hochberümpten Fürsten und Edlen Herrn Wiprecht, Markgrafen zu Laußnitz rc. Lpz. 1556. 4.
Chronika von dem löblichen, thewren Helde Graf Wiprechten zu Groitsch. Eisleben 1584. 4.
Gauhen, J. F., Adelslexikon. 2 Theile. Lpz. 1740. 8.
Sinapius, Joh., Schlesischer Kuriositäten erste Vorstellung. Lpz. 1720. 4.

Ticini, Jac., Epitome historiae Rosenthalensis.
Schönfelder, Urkundl. Geschichte des Klosters Marienthal. Zittau 1834. 8.
Wilke, C., Chronik der Stadt Budissin. 1843. 4.
Pescheck, Handbuch der Geschichte von Zittau. 1834. 2 Bde. 8.
Desselben, Der Oybin bei Zittau. Zitt. u. Lpz. 1792. 8.
Magnus, Joh. Sam., Historische Beschreibung von Sorau. Lpz. 1710. 4.
Matthae, Lubena olim magna. 1727. 4.
Schmidt, Christ. Sam., Beschreibung von Königshain. Görl. 1797. 4.
Liebusch, Chronik von Senftenberg. 1827. 8.
Carpzow, Analecta fastorum Zittaviensium. Zitt. 1716. fol.
Worbs, J. G., Gesch. der Herrschaften Sorau u. Triebel. Sorau 1826. 4.
Liebusch, G., Sagen und Bilder von Muskau. 1860. 8.
Looke, Joh. Chr., Geschichte der Kreisstadt Guben. Görlitz 1803. 8.
Frietsche. Joh. Ehrenfr., Die Schicksale der Wigandsthal-Messersdorfer Kirchfahrt. Lauban 1763. 4.
Brückner, Chr. D., Umgangszettel (verf. v. Sup. Jancke). Görl. 1766—1828.

Erster Theil.

Das Geisterreich.

Erste Abtheilung:

Götter-Sagen.

I.

Göttersagen.

1. Gott Schwabus.

Aventinus ann. Boj. I. f. 27. Manlius, in Script. I, 143. Stifleri, hist. Schatz. S. 337. Segnitz, Löbauer Annal. Mscr. cf. Tacit. germ., c. 39.

Schwabus war der achte König der Deutschen, ein Zeitgenosse Balak's, des Königs von Babylon, Sohn des Gambrivius, Enkel des Marsus, Urenkel des Hermann. Diesen Schwabus haben seine Nachkommen zum Gott gemacht und ihm in der Gegend, da jetzt Görlitz liegt, einen finstern, erschrecklichen Wald geweihet, sind allda zu bestimmter Zeit zusammen gekommen und haben ihn mit Menschenopfern geehrt. Mit einer Keule schlug man solche zu Boden, tödtete sie vollends durch Abschneiden der Gurgel, fing das Blut in einem Gefäße auf und setzte es dem Abgott vor. In den geheiligten Wald durfte Niemand anders als mit auf den Rücken gebundenen Händen gehen. Wer dabei fiel, mußte sich aus demselben wieder herauswälzen oder elendiglich umkommen.

Anmerk. Der heilige Hain lag entweder auf dem steilen Bergabhange an der Neiße, wo jetzt die Peterskirche steht (noch bis auf diese Stunde heißt die auf den Kirchberg führende Straße der Hainwald), oder es ist die Gegend um Königshain bei Görlitz gemeint.

Gleiche Berühmtheit hatte ein anderer heiliger Hain der Semnonen im Spreewalde. Das Dorf Hahnewalde, der Hain bei Oybin, die Hainmauer bei Rieda, Königshain bei Görlitz, das Hähnel bei Weigsdorf und viele andere Orte, zum Theil mit deutlichen Spuren heidnischen Götzendienstes, als Opfersteinen, Heldengräbern, Ringwällen u. s. w. bezeugen, daß die alten Deutschen und wahrscheinlich auch die später eingewanderten Slaven weniger in Tempeln, als in heiligen Hainen ihre Götter anbeteten.

Die Tautologie in dem Namen „Hainwald" wiederholt sich bei „Hainewalde." — Dies ist nicht gleichgültig, denn vielleicht muß man übersetzen Götterwald, Hain = Götze (s. u. die Sage von den Hainchen).

Eine Reminiscenz an die Menschenopfer liegt in dem wendischen Sprüchwort Hohla dyrbi kojzde ljeto jeneho czloweka mjecz. Jedes Jahr muß ein Mensch im Walde sein Leben lassen. (L. Mon.-Schrift 1797. S. 743).

2. Die Isis in der Lausitz.

Aventin. ann. Boj. L. I., p. 19. Tacit. germ. c. 39. Jodocus Wilichius in Schradil. T. I., p. 34. Grosser, S. 5. N. L. Mag. 1827.

Unter den Sueven waren die Semnonen das älteste und edelste Volk. Sie hatten in der Lausitz, wo jetzt Görlitz liegt, einen großen heiligen Hain. Daselbst hielten sie gewisse Zusammenkünfte, wozu alle aus demselben Blut entsprungenen Stämme Abgesandte schickten, und brachten ein öffentliches Menschenopfer. Die Semnonen waren aber ein wildes, herumziehendes Volk, trieben nichts als Krieg und Jagd und lebten nur von Viehzucht, Wurzeln, Kräutern und Baumfrüchten. Da ist aber die Königin von Aegypten und Mutter des Herkules, Isis, welche nach der Ermordung ihres Gemahls Osiris landflüchtig geworden war, auch in diese Gegend zu dem Könige Suevus gekommen und hat das Volk den Getreide- und Feldbau und die Bereitung des Mehles und Brodes gelehrt und hat also bei den Semnonen eine solche Verehrung erhalten, daß sie dieselbe als eine Göttin in ihrem heiligen Haine angebetet haben. Als die Heidenbekehrer Cyrill und Method in die Oberlausitz kamen, fanden sie in einem Haine bei Görlitz den Götzendienst der Isis, zerstörten ihr Bild und gründeten mitten im Walde eine Kirche.

Anmerk. Im westlichen Deutschland erinnern manche Städtenamen an Isis. Ihr Kultus fällt bei den Deutschen wohl mit dem der Fruchtbarkeitsspenderin Hertha, bei den Slaven vielleicht mit dem der Siwa zusammen. Möglich auch, daß die Zisa, Cisa, Cizais der Sueven gemeint ist, (Witech. Corbej. p. 683. Grimm, S. 188), die eine Erntegöttin war, deren Fest um Michaelis gefeiert wurde und als das Hauptfest des Jahres galt. Grimm weiß diese Göttin und ihren Namen nicht zu erklären. Auch er erinnert an die Isis. Was den Namen betrifft, so scheint derselbe von einem Stamme mit dem der slavischen Fruchtbarkeitsgöttin Ziza, was für die Lausitz die Konsequenz hat, daß man bei manchem auf Ziza zurückbezogenen Ortsnamen nun auch eine frühere Gründung durch die Deutschen und eine Benennung nach jener Cisa annehmen kann. Sollten die Zies- und Zeisigberge der Lausitz nicht nach einer solchen Gottheit genannt sein? (cf. Grimm, Mythol. S. 133, wo er diese Namen auf den hochdeutschen Zys bezieht). Ob die Sage mit der Kirche die zu Jauernick oder Nieda oder Görlitz oder Königshain, oder vielleicht gar die zu Tachau in Böhmen meint, ist unentschieden.

3. Die Venus in Budissin.

Ziehnert III. S. 297. Gräße S. 473.

Wo jetzt das Schloß Ortenburg steht, befand sich früher ein Götzentempel und darin die Bildsäule eines schönen Weibes mit einem Myrtenkranze um den Leib, einer Rose im Munde und einer brennenden Fackel auf der Brust, stehend auf einem Wägelchen, welches von zwei schwarzen Schwänen gezogen wurde.

Anmerk. 1. Venus nannte das katholische gelehrte Mittelalter jede heidnische Liebesgöttin. Auch unter das ähnlich beschriebene Standbild der deutschen Freia (oder slavischen Siva) in Magdeburg schrieb man den Vers:

Venus, die heidnisch' Göttin zart,
So nackt hier angebetet ward.

2. Von Götzentempeln finden sich nur geringe Spuren in der Lausitz. Höchstens dürfte es ein hölzerner Ueberbau eines im Freien stehenden Opfersteins gewesen sein. Auch den Götterfelsen bei Wünschendorf nennt das Volk den Götzentempel.

4. Tschernebog und Bielbog.

Frenzel, de diis Sorab. cap. 31. Ejd. nomenclator in script. II. 31. Ejd. hist. natur. II. 691. 772. msc. Laus. Mon.-Schrift 1797, I. 416. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder, II. 266. Preusker I. 196.

Tschernebog und Bielbog (d. h. der schwarze und der weiße Gott) waren zwei Hauptgötter der lausitzischen Sorbenwenden und jener war ein böser, dieser aber ein guter Geist. Darum haben sie auch dem Tschernebog grausame Menschenopfer gebracht. Auf einem Berge bei Budissin, der noch heute Tschernebog heißt, wurde er angebetet. Da wohnten auch seine Priester. Die weissagten dem Volke und wußten auf jede Frage die richtige Antwort. Darum heißt der Berg auch der Frageberg (Praschowa Hora). Noch zeigt man den Kessel, in dem die Priester sich wuschen, die Kanzel, von wo herab sie das Volk anredeten, und den Altar, wo die Opfer gebracht wurden. Wenn einer ein großes Verbrechen begangen hatte, so mußte er vom Flins bei Oehna aus bis auf diesen Götterberg auf seinen Knieen rutschen, um am Altare des Gottes entsühnt zu werden. Da der Berg aber doch so steil ist, so wurde einstmals einem Büßer das Heraufrutschen so schwer, daß man ihn den Berg hinaufschleifen mußte. Von jenem Waschkessel aber geht die Sage, daß er noch heutigen Tages durch des Götzen Kraft niemals trocken werde. In den Höhlen der Felsen hatten die Priester große Reichthümer aufgehäuft. Die liegen noch heute dort. Gegenüber liegt der Bielbog, der Opferberg des guten Gottes.

Anmerk. Die Namen dieser beiden, aller individuellen Merkmale entbehrenden Götter werden gewöhnlich für Kollektivnamen gehalten, unter denen das spätere vielleicht schon geistiger angewehte Heidenthum alle bösen und alle guten Götter zu zwei Principien zusammen faßte. Tschernebog wird später zum Tschert, dem Teufel. Von Bielbog wissen wir fast gar nichts, während die böhmische Mythogie den Tschernebog mehr vernachlässigt. Das Hinaufrutschen und Schleifen der Sünder ist wohl ein christlich übersetzter und gemilderter Ausdruck für ein hier gebrachtes Menschenopfer. Preusker (I. 196.) versteht es symbolisch vom Flüchten der Priester vom Flins zum Tschernebog zur Zeit der Bekehrung. Vom Kultus ist nichts übrig als regelmäßige Besuche der Umwohner am 3. Pfingstfeiertage. An den Berg knüpfen sich Kobold's-, Schatz- und Teufelssagen. Vergl. No. 268., 269., 295.

5. Der Flins.

Chron. Sax. Meißn. L. u. B. Chronik S. 149. Lindenborch, Gesch. Caroli M. f. 736. Schedius, de diis Germanorum. Syngr. III. c. 7. p. 486. Frenzelii, dissert. de idolis Slav. § 25. Manlius, in fine lib. II. Rer. Lus. Destinata lit. Lus. II. 90. Singul. Lus. XI. 714. L. Mon.-Schr. 1796, I. 19. N. Laus. Mag. 1822, 572. 1823, 40. 1842, 344. Gräve S. 138. Preusker I. 186, II. 59. Ziehnert III. 284.

Eine halbe Stunde von Budissin spreeabwärts, wo sich das Thal verengt und graue Granitfelsen mit grünem Gebüsch anmuthig abwechseln, beim

Dorfe Oehna an einem steilen Felsabhange stand einst das Götzenbild des slavischen Todtengottes Flins, und noch heute nennt das Volk die Stelle „beim Abgott Flins". Einem Todtengerippe ähnlich, mit einer Fackel oder brennenden Schale in der Hand, auf seiner Schulter ein schrecklicher Löwe, so stand der Gott auf einem steinernen Altare und rings umher in den steinigen Höhlen der Ufer waren die Wohnungen seiner zahlreichen Priester. Wenn aber der Löwe brüllte oder die Feuergarbe brannte, dann strömten von allen Seiten die Götzendiener herbei und brachten blutige Menschenopfer dem Gotte des Todes. Wer große Vergehen abzubüßen hatte, der mußte von hier aus bis zum Tschernebog auf den Knieen rutschen. Als aber die Deutschen in das Land brachen und mit Feuer und Schwert Christum predigten, da fielen alle Götzenbilder und auch der Flins wurde von dem Felsen herab gestürzt in die Fluthen der Spree. Dort liegt er noch, und wenn das Wasser recht hell und ruhig ist kann man ihn sehen sammt seinem Löwen auf dem Grunde der Fluth. Das Wasser aber geht unter dem Felsen weg in große Höhlen und Schluchten, wo unermeßliche Schätze liegen, und schon Mancher hat danach zu tauchen versucht, doch allezeit ohne Erfolg.

Anmerk. Die Chronisten berichten, daß im Jahre 1126 Adelgott, Erzbischof von Magdeburg, mit dem Herzoge Lothar, nachmaligem Kaiser, den wieder aufgerichteten Flins bei Budissin gänzlich zerstört habe. Andere schreiben dessen Vernichtung dem Bischof Otto von Bamberg bei Gelegenheit seiner Reise durch die Lausitz im Jahre 1124 zu. Knauth in seiner serbischen Kirchengeschichte behauptet aber, im 12. Jahrhundert könne es gar kein Götzenbild dort mehr gegeben haben. Aeltere Schriftsteller leiten seinen Namen von dem Steine = Flint ab, auf dem er gestanden habe. Neuere Forscher haben das Ganze für eine Erdichtung der Gelehrten erklärt, die neuesten haben den ungeheuern Schwall gelehrter Notizen gesichtet und einen glaubwürdigen Kern heraus zu schälen gesucht. Die Beschreibungen rühren von notorisch unzuverlässigen Schriftstellern her. Die Deutung der Symbole ist verschieden. Der Löwe ist wohl eher der alles packende, gefräßige Tod, als der Wecker zum neuen Leben. Die Feuergarbe (barnen Blase) erinnert an die Fackeln beim Todaustreiben. Auch bei Kolkwitz und Madlow im Kottbuser Kreise soll in einem heiligen Haine ein Flinsbild gestanden haben. Man sagt, Madlow sei die älteste Kirche dieses Kreises (Lademann, Kirchengeschichte von Kottbus S. 7.). Der sogenannte **Flins Gorlicensis** ist eine lächerliche Erfindung, die lange Zeit in den Köpfen der Gelehrten spuckte. Nork (Mythologie der Sagen S. 589.) glaubt aber immer noch daran und deutet ihn sehr ausführlich. Das Unthier über der Hausthüre in der Unterlangengasse ist nichts mehr und nichts weniger als ein heraldischer Löwe, ein Schildhalter. Zum Ueberfluß trägt er die Jahreszahl 1795. Daß der Name von Flint, Stein, herkomme, erscheint nur dann glaublich, wenn man die Möglichkeit annimmt:

1. daß der slavische Name verloren gegangen und der deutsche an seine Stelle getreten sei;
2. daß dieser Name nach etwas so Zufälligem, wie dem Standorte, sich gebildet habe;
3. daß diesen wunderlich entstandenen Namen die ihren Traditionen doch sonst so anhänglichen Wenden angenommen hätten.

Aber das F, das überhaupt der slavischen Sprache fremd ist, kann ja korrumpirt sein aus P. Der Gott heißt Plins. Pilnitis, Pilniz, Pilwitz, als Drache Plon, heißt der

dämonische Schatzspender der slavischen Mythologien, und der Gott des Reichthums ist ja zugleich Gott des Todes, Plutus = Pluto.

Soviel steht fest: die Sage vom Abgott Flins lebt im Munde des Volks und die Umwohner wallfahrten an bestimmten Tagen noch heute „zum Abgott", wenn auch nur als Spaziergänger. Ein früherer Ortsbesitzer Dr. Bresćius hat den schönen Punkt durch eine Spitzsäule verherrlicht, bezeichnet mit dem Buchstaben B. 1725. Auch fängt ein altes wendisches Volkslied an:

Flins, der Du stehst bei Bauzen,
Hoch über dem Spreegewässer.

Der Gott hieß also höchst wahrscheinlich Plins und war eine specielle, vielleicht blos provincielle Personifikation des mehr oder weniger unpersönlich gedachten Tschernebog. Er ist ein Todtengott und wenn ihm die sonst gewöhnlichen Attribute des männlichen Geschlechts abgehen, so daß er als eine androgynische Gottheit aufgefaßt werden kann, so ist das eben ganz bezeichnend für die slavische Religion, die das Princip der Finsterniß und des Todes mit überwiegend weiblichen Attributen ausstattete. Ursprünglich mag wohl der slavische Dualismus sich in 2 Principieen, dem männlichen Sonnen-Sommer-Gott und der weiblichen Mond- und Winter-Gottheit dargestellt haben. Doch haben wir bei den Slaven eine so bestimmte Auseinanderhaltung der Geschlechter, wie z. B. bei den Griechen, überhaupt nicht zu erwarten. Ein ausgesprochen männlicher Todesgott konnte sich aber nur im Norden ausbilden, wo ja die Mondgottheit das Geschlecht wechselt.

Der Drache war wahrscheinlich ebenso Attribut wie Substitut des Flins, obgleich die Sage ihn nicht erwähnt und das Flinsbild stets nur mit einem Löwen beschrieben wird. Wir haben dafür nicht blos einen sprachlichen Grund in der oben angegebenen Verwandtschaft von Plins und Plon, sondern es kommen hierzu noch folgende Beobachtungen.

1. Zirnitra, der schwarze Drache, das Kriegszeichen der Nordwenden, war Attribut und Substitut für Tschernebog. Flins aber ist eine Personifikation des allgemeinen Princips, das mit dem Namen Tschernebog bezeichnet wird.

2. Der Drache, ist überall Goldhüter. Der in die Spree versenkte Schatz ist eine Art wendischer Nibelungenhort, der einst in der Gewalt des Drachen, des Lindwurms war.

3. Löwe und Drache sind in der Mythologie zwei Hälften eines Wesens. Wolfdietrich, ein menschliches Drachensymbol (Grimm's Heldensage S. 320.), ist zugleich der Löwenritter, wie auch sein Schildzeichen anzeigt (Heldensage S. 234.). In einem alchymistischen Manuskript, Zoroaster betitelt, kämpfen Löwe und Drache ebenso zusammen wie im Iwain. Einmal verschlingt der Löwe den Drachen und wird nun selbst Drache. Das andre Mal wird auf dieselbe Weise der Drache zum Löwen.

4. Wie Flins und Lindwurm, Plon und Pluto, sprachlich verwandt sind durch die Silbe Lind, habe ich gezeigt im Neuen Lausitzischen Magazin Bd. 36. S. 175. Der Lindwurm ist aber auch mit dem Lindenbaume verwandt. Der Begriff des Feuchten und Dunklen macht den Lindenbaum zu einem lunarischen Symbol. In der Sigfriedssage, wie in der Leipziger St. Georgslegende wird der Lindwurm unterm Lindenbaum erschlagen, aber auch der Flins zu Leipzig stand unter einem Lindenbaum (Liebusch, Skythika S. 255.). Dies bestätigt ihn zugleich als eine Mond- und Wintergottheit. Eine Sage vom Limasberge erzählt, daß auf diesem Berge, sowie auf dem benachbarten Todtensteine ein Bild des Flins gestanden habe. Nicht unwahrscheinlich! Denn Limasberg, Limberg, heißt Lindberg (englisch lime-tree, die Linde) und das benachbarte Dorf Liebstein heißt Lindstein (wendisch lipa, die Linde).

6. Morzana.

M. Frenzel, de idolis Sorab. diss. II. § 8. Haupt u. Schmaler II. 268.

Die lausitzischen Sorbenwenden beteten eine Todesgöttin Morzana oder Marzana an und verehrten sie mit feierlichen Opfern und Umzügen, damit sie ihnen nicht einen plötzlichen und frühzeitigen Tod sende. Noch im vorigen Jahrhunderte pflegten sie eine Strohpuppe mit einem weißen Gewande, die in der einen Hand einen Strohbesen, in der andern eine Heusichel hielt, auf einer hohen Stange umher zu tragen und mit Klageliedern bis an die Dorfgrenze zu geleiten, wo man die Puppe in Stücken zerriß. Nach Hause zurückgekehrt, hielten sie gemeinschaftliche Schmausereien.

Anmerk. Diese Todesgöttin ist zugleich Erntegöttin wie Demeter. Die Sichel tritt an die Stelle des Todesspeers, den Odin, oder der Todespfeile, die Apollo führt. Auch die christliche Symbolik giebt dem Tode eine Sichel in die Hand. Tod und Ernte stehen in uralter mythischer Verwandtschaft.

Die hier erzählte Ceremonie heißt sonst das Todaustreiben.

7. Smertniza.

Laus. Monatsschrift 1797, II. 757. Haupt u. Schmaler II. 268.

Smertniza heißt bei den Wenden eine Todesgöttin, welche als eine wohlgebildete blasse weiße Frau umherwandelt und sich in demjenigen Hause zeigt oder durch Pochen bemerkbar macht, wo innerhalb dreier Tage Jemand sterben soll.

Anmerk. Diese todverkündenden weißen Frauen finden sich in andern slavischen Mythologien als Vila, Jaga-Baba, Kuga. Sie haben den Charakter von Göttinnen in höherem Grade als die weißen Frauen der deutschen Sage, die als Gespenster betrachtet werden.

Morzana scheint mehr den Tod in der Natur, den Wintertod, Smertniza mehr den animalischen Tod zu repräsentiren.

8. Mara.

A. Frenzel, Von den Völkern in der Lausitz. Msc. Fol. S. 86. Haupt u. Schmaler II. 268. Liebusch, Skythika, S. 272. Ruhlandt, Taschenbuch II. S. 22. Magnus, Gesch. von Sorau p. 110.

Mara heißt bei den Wenden eine weiße Frau, welche die Pest oder andere Seuchen von Ort zu Ort trägt und nur dadurch von einem Orte ausgeschlossen werden kann, daß man die Ortsgrenze mit drei Pflugfurchen umzieht.

„Anno 1602 zur Pestzeit haben die wendischen Bauern um Sorau und Sommerfeld, wie die Pest gar sehr im Schwange ging, Folgendes gemacht: Sie lasen 9 Personen aus, nämlich 2 junge Knechte, alle beide reine Junggesellen, 1 Wittwe, so 7 Jahr im Wittwenstande gesessen und 6 Jungfrauen. Alle diese mußten am Ende des Dorfes um Mitternacht zusammen kommen.

Der eine Knecht brachte einen Pflug mit allem Zubehör, der andere eine abgestorbene Raite, damit machte er einen Kreis, in welchen sich die Wittwe mit den Jungfrauen begaben und daselbst ganz nackend ausziehen mußten; es durfte auch keinem ein einziges Wörtlein entfahren. Hierauf ging die Wittwe mit der Raite voran, die Jungfrau, so sich in den Pflug eingespannet, zogen denselben ihr nach und der eine Knecht ging neben dem Pfluge her, der andere aber blieb im Kreise sitzen und hütete unterdeß die Kleider, während die andern um's ganze Dorf eine Furche pflügeten, daß die Pest nicht in dasselbe ziehen sollte. Nach verrichteter Arbeit ging ein jedes mäuschenstill und ungemuckt nach Hause."

Anders erscheint die Mara in der Gegend des Kottmarberges. Dort wandelt sie zur Mittagszeit umher und wo sie hintritt sprießen die Gräser, blühen die Blumen und wachsen die Kräuter. Daher pflegten die Wenden ehedem Wallfahrten nach jenem Berge zu unternehmen und sie durch angezündete Feuer, gekochte Milch und Kräuter zu ernähren, damit sie ihr Vieh beschütze. Auf dem benachbarten Lehrberge wohnten ihre Priester, noch zeigt man den Platz, wo das Lehrhaus gestanden und nennt einen dort befindlichen Quell den Lehrbrunnen. Beide Berge waren durch einen unterirdischen Gang verbunden, dessen Spuren noch heute wahrzunehmen sein sollen.

Anmerk. Noch heutzutage finden regelmäßige Spaziergänge auf den Kottmarberg am Abende des Pfingstfestes Statt. Sehr merkwürdig ist die Doppelnatur dieser Göttin, die geradezu die polarischen Gegensätze des belebenden und zerstörenden Naturprincips in sich vereinigt. Als Pestfrau finden wir sie wieder in der Jezi-Baba der Böhmen, der Kuga der Serben, der Pestjungfrau in Tyrol, der Lichoretka der Russen, der Pestflicka der Schweden.

Pflügen ist in allen Mythologien das Symbol der Zeugung, welches hier sein Gegentheil, den Tod, abwenden soll. Bei Lucrez ist vomer = vir, sulcus = mulier. Ledige Mädchen wurden bei den alten Deutschen an den Pflug der Liebesgöttin gespannt. Noch im Mittelalter wurden die Mädchen, welche nicht Männer genommen, auf ähnliche Weise gestraft. Andere durften sich durch silberne Pflüge loskaufen, wie sie noch jetzt in manchen Kirchen hängen (Hans Sachs I. 5. 508a. Grimm S. 163. 243.). Noch im Jahre 1854, als in Oberschlesien die Cholera wüthete, haben die Bewohner eines Dorfes eine nackte Jungfer auf einen Pflug gesetzt und dreimal um die Grenze gefahren. Im wendischen Liede (I. n. 50.) zieht ein Jüngling in dem Lande, wo man Menschen einspannt, den Pflug, bis ihn seine Liebste befreit, und zwar durch Tanzen.

In einem wendischen Scherzliede (I. S. 204.) heißt es:

Die Pest kommt,
Der Kukuk hat Junge.
Das ist nicht wahr,
Wiedehopf legte ihm eins hin.

Der Sinn der letzten Zeilen ist dunkel. Die ersten scheinen auf einer mythischen Beziehung zwischen Pest und Kukuk zu beruhen, die sonst den Slaven unbekannt ist, da ihnen nach Grimm nicht, gleich den Deutschen, der Kukuk ein Teufelsvogel ist; ich vermuthe daher deutschen Einfluß. Vielleicht ist der Sinn dieses Verses folgender: Ungewöhnliche Ereignisse (Mißgeburten u. s. w.) sind Anzeichen der Pest. Ein solches

auffallendes Ereigniß ist es, wenn der Kukuk ein Nest baut, der ja sonst gewöhnlich als Junggeselle, cocu, lebt. Die Gegenrede will dies böse Omen wegdisputiren mit der Behauptung: Es ist ein Betrug des Wiedehopfs, seines Küsters (Grimm S. 394.). Zu welchem Zwecke der Wiedehopf das thut, ist dunkel. Grimm weiß von der Thierfabel vom Kukuk und Wiedehopf gar nichts, ich habe diesen kleinen Beitrag zugeben.

Mara scheint ein älteres Idol zu sein, als die beiden vorhergehenden. Nach Liebusch ist der Name Marzana nur eine Verlängerung von Mara. Als Lebensprincip ist sie wohl ein und dasselbe mit Siwa, von der wir eine eigentliche lausitzische Sage nicht haben, obwohl viele Namen u. s. w. an sie erinnern.

Nur von Zschiepkau bei Senftenberg geht die Sage, daß da, wo später in katholischen Zeiten ein Marienbild stand, früher ein Siwabild gestanden hätte. (Liebusch, Skythika S. 269.) Dies mochte vielfach stattfinden und besonders durch die Aehnlichkeit der Namen Maria und Mara erleichtert werden.

Daß sich übrigens auch die Doppelnatur dieser weiblichen Gottheit auf die katholische Maria übertragen hat, ist bekannt und erklärt den feindseligen, trauernden Charakter der sogenannten schwarzen Marien. Auch wurde die Linde, die zugleich Liebes- und Todtenbaum ist, ein Symbol der Maria.

Die nordische Todesgöttin Hel ist halb schwarz, halb menschenfarbig (Grimm, S. 195.). Demeter wurde auch als zürnende Göttin schwarz dargestellt (Pausan. 8. 42.), ja selbst Persephone, Proserpina furva (Censorin., de die nat. c. 17.). Auch gab es eine schwarze Aphrodite und bekannt ist die schwarze Diana zu Ephesus. Schwarze Madonnenbilder sind in Loretto, Neapel, Einsiedeln, Würzburg, Oettingen, Kiew, Czenstochau, was die Lausitz betrifft in Rosenthal beim Kloster Marienstern (siehe die Legenden).

Der Name des Kottmar wurde früher von Mars abgeleitet, hängt wohl aber näher und natürlicher mit der Mara zusammen. Einige erklären die erste Silbe für cot = cusch = Berg, also Berg der Mara, andere für Chod = Gang, Wallfahrt, also entweder Mara's Gang, in Bezug auf die wandelnde Göttin, oder Wallfahrt zur Mara, in Bezug auf den gottesdienstlichen Besuch des Berges. Wahrscheinlich ist auch die Murava (siehe die Koboldsagen) sprachlich und sachlich mit der Mara verwandt.

9. Dziwica, die wendische Jagdgöttin.

Haupt u. Schmaler. W. L. II., 269.

Die südlichen Wenden kennen auch eine Waldgöttin, ein schönes, junges, weibliches Wesen, welches, mit einem Geschosse versehen, in den Wäldern umherstreift und von ihnen Dziwica genannt wird. Die schönsten Jagdhunde bilden ihre Begleitung, und schrecken nicht nur das Wild, sondern auch die Menschen, die sich um die Mittagszeit im Walde befinden. Daher sagt man noch jetzt zu Einem, der den Mittag über sich im Walde aufhält: siehe zu, daß die Waldgöttin nicht zu dir kommt. Man glaubt jedoch, daß sie auch in mondhellen Nächten in den Wäldern das Geschäft der Jagd betreibe.

Anmerk. Schneider, Chron. Lips. IV. p. 143. erzählt von dieser Göttin Dziwica (polnisch Dziwona) dieselbe Strohpuppen-Verbrennung wie von der Todesgöttin Morzana. Nicht nur die mondhelle Nacht, sondern auch der Name erinnert an Diana.

10. Die Kriegsgöttinnen der Wenden.

Ditmar. Chron. VII. p. 223. Frenzel, de idolis slav. diss. III. § 10. Manlius, de Rebus Lus. I.

Wenn die lausitzischen Wenden zu Felde zogen, so trugen sie auf ihren Fahnen die Bilder von Göttinnen, kunstvoll eingewirkt, und hielten den Verlust derselben für das größte Unglück. Als sie schon unter Markgraf Hermann dem Kaiser Kriegsdienste leisteten und mit den Deutschen gemeinschaftlich gegen die Polen fochten, verletzte einst ein Deutscher aus des Markgrafen Gefolge durch einen Steinwurf das Götterbild. Sie beklagten sich beim Kaiser und erhielten eine große Geldsumme, um die Fahne wieder auszubessern. Als sie aber kurz darauf eine andere solche Fahne bei einem Flußübergange einbüßten, beschlossen sie, nach Hause zurückgekehrt, nicht wieder in des Kaisers Heere zu dienen, und es war schwer sie zu beruhigen.

Anmerk. Die Nordwenden führten den Drachen Zirnitra in ihren Fahnen. Diese Göttinnen, von denen Ditmar spricht, waren wohl auch nur weibliche Drachensymbole — kriegerische Schlangenköniginnen.

11. Honidlo.

Ditmar. Chron. VII. Fol. 103. Frenzel, de diis Sorab. c. 23. Haupt u. Schmaler II. S. 270. Preusker III. 227.

Honidlo oder Hennil (der Wächter, Führer) wurde von den lausitzischen Wenden als Schutzgott verehrt. Der Hirt des Ortes ging mit einem Stabe, an dessen oberem Ende eine Hand befestigt war, welche einen eisernen Ring umklammerte, von Haus zu Haus, und rief an jeder Thüre: Wache, Hennil, wache! Dieser Umzug wurde mit Schmausereien gefeiert. Noch jetzt heißt Honidlo bei den Wenden ein Hirtenstab. Vor Kurzem noch pflegten sie sich gegenseitig zuzurufen: ich werde dir den Honidlo in's Haus schicken, ohne sagen zu können, was sie damit meinten.

Anmerk. Der Feldschutzgott ward auch in Litthauen als Dorfwachstab verehrt. Dort hieß er Gonidlo.

12. Drjemotka. Herman. Pripagala (Prepilega).

Haupt und Schmaler II. 269. Preusker III. 227.

Drjemotka, die Schlummergöttin, wird in den Spinnstuben so dargestellt, daß eine Spinnerin einen Mannspelz, das Rauhe nach auswendig gekehrt, anzieht. Den Kopf hat sie sammt Brust und Armen in ein weißes Tuch gehüllt und einen weiß umhüllten Rockenstock oben drauf.

Herman. Wenn Jemand, während er sitzt, sich des Einschlafens nicht erwehren kann und hierbei die Geberde des stoßweisen Nickens und Hin- und Herwankens macht, so sagt man in der Gegend von Muskau: Hermann macht Angriffe auf ihn.

Prepilega oder Pripagela. Aus den Zeiten des Wiederabfalls der lausitzischen Wenden zum Heidenthume (um 1100) geht die Sage, sie hätten diesen Götzen als einen männlichen Liebesgott verehrt und mit unzüchtigen Gebräuchen angebetet.

Anmerk. Ein slavischer Priapus, auch im Namen mit ihm verwandt. Im Sanscrit bedeutet pri fruchtbar sein (dies die allgemeine Wurzel) und phul blühen.
Preusker l. c. hat eine andere unwahrscheinliche und bedeutungslose Ableitung.
Die slavischen Mythologien erwähnen eine Fruchtbarkeitsgöttin Prija.

Von heidnischen Opferstätten in der Lausitz.

A. Opfersteine. Steinaltäre.

13. Die Druisteine bei Weigsdorf.

O. u. N.-L. Chronik. S. 69. 88. Preusker. I. S. 10—23.

Nicht weit von der böhmischen Grenze ist eine waldige Gegend, die heißt der Hain oder schlechtweg das Hähnel. Da giebt es eine Hainstraße und einen Hainsteg und einen Hainbrunnen. Auf einem hochgelegenen Hügel aber stehen die Druisteine, vom Volke auch „der alte Götzentempel" genannt. Es sind fünf mächtige Felsblöcke neben einander; quer über zweien liegt ein sechster. Ein siebenter, der aber jetzt abgesprengt ist, bildete die Decke auf der anderen Seite. Der obere Block heißt der Opfertisch und zeigt sieben von Menschenhand gearbeitete kesselartige Löcher rings um eine größere natürliche Vertiefung. Die unteren Steine bilden einen Durchgang für zwei neben einander gehende Personen. Seit Menschengedenken wird an festlichen Tagen der Ort von den umwohnenden Sachsen und Böhmen besucht. „Ein Bischen auf die Druisteine gehen," sagte man sonst. Besonders am Johannis- sowie am Lätare- und Ostertage wird der Ort von jungen Leuten nicht leer, zumal am Johannistage, wo das herkömmliche Johannisfeuer darauf angezündet wird. Das Volk hält den Stein in so hoher Achtung, daß es sich früheren Gutsbesitzern wiederholt hartnäckig widersetzte, als diese den Felsen sprengen wollten. Noch vor zwei Jahrhunderten gab es alte Leute, die bei Sonnenauf- und Untergange dort zu beten pflegten.

Ein vormaliger Ortspfarrer, Martin Niger aus Troppau (1614—1630), sah zu wiederholten Malen ein altes Mütterchen am Hügel ihre Andacht verrichten. Sie erzählte ihm auf Befragen, daß sie schon mit ihrer Großmutter bei Sonnenauf- und Untergang hierher zu beten gegangen sei.

Anmerk. Ob Druistein soviel bedeutet wie Druidenstein? Böhmen war ja entschieden von Celten bevölkert, die dem Druidenkultus ergeben waren. Noch heißt das nahe Gebirge der welsche (= gälische, keltische) Kamm. Ist es nicht mindestens interessant, daß

die letzte Verehrerin eine alte Frau war? eine Nachkömmlingin druidischer Priesterinnen. Einige sehr alte Bäume sind der Ueberrest des heiligen Hains, der zu christlichen Zeiten an die Kirche kam. Auch der Opferfelsen gehörte früher zur Pfarrwidemuth der nahen Weigsdorfer Kirche. Urnen und Kelts sind zahlreich dort gefunden worden. Die Bevölkerung hat in Mundart und Tracht viele alterthümliche Eigenheiten (Leske). Die an der Anhänglichkeit des Volks gescheiterten Zerstörungsversuche gingen von einem Herrn von Goldenberg (1764) und einem Grafen von Einsiedel (1785) aus.

14. Der Venstein bei Neudörfel.

Preusker. I. 39. O. u. N.-L. Chronik. S. 85.

Oberhalb Weigsdorf an der Wittiche gewahrt man eine Menge wild durcheinander geworfener Steinblöcke. Ein mächtiger fünfeckiger, würfelförmiger Granitblock bedeckt mehre andere, wodurch eine Höhle gebildet wird. Vor 50 Jahren war noch Alles wohlerhalten. Damals war der obere Block 20 Ellen hoch. Die Höhle ging 17 Ellen weit in den Felsen, war 2 Ellen hoch und anderthalb Ellen breit. Durch das Sprengen der Felsen ist sie jetzt meist verschüttet und schwer zugänglich. Beim Baumroden fand man in der Nähe in ziemlicher Tiefe verschlackte Steine (vom Opferfeuer) und alte sehr verrostete Stäbe. Diese Höhle heißt im Munde des Volkes die Venshöhle. Achtzig Schritte von der Höhle auf einer Wiese an der Wittiche steht das Venshaus, dessen jedesmaliger Besitzer nachweislich seit länger als 300 Jahren der Vensmann geheißen hat. Dies war das Haus des Priesters. Auch von einem Wundermanne weiß die Sage, der vor vielen hundert Jahren als Einsiedler in der Venshöhle gelebt habe und zu dem die Menschen viele Meilen weit gekommen seien, um seinen Rath zu holen und sich von ihm wahrsagen zu lassen. Außerdem treiben auch noch jetzt zwergartige Geister ihr Wesen dort, die Vensmännel. (S. d. Zwergsagen.)

Anmerk. 1. Auch der Vensberg oder Vensmännelberg bei Ostritz steht mit Zwergsagen in Verbindung (siehe No. 35. Anmerk.).

2. Der eigenthümliche Namen findet sich vor in dem kleinen Distrikt an der böhmischen Grenze in der Nähe von Ostritz und dem Kloster Marienthal. Wenn der Name von Venus herrührt, so könnte man bei Ostritz an die Ostara (über Ostara vergleiche Grimm S. 180.), die germanische Lenz- und Liebesgöttin, denken, die als Frau Venus in den Berg wanderte, als die christliche Maria ihr Erbe übernahm. Auch die aus der Tannhäusersage bekannte Frau Venus im Hörselberge hat einen Hofstaat von Zwergen, die wohl ursprünglich die Priesterschaar der Göttin gewesen sind. Von den Vensmänneln wird weiter unten ein Zug der Weissagung mitgetheilt.

3. Indessen dürfte sich auch die Schreibart Feenstein, Feensmännel, dadurch einigermaßen rechtfertigen lassen, daß die Druiden der Kelten, die hier am welschen Kamm, bei Neudörfel wie bei dem Druisteine, gehaust haben mögen, sich überall im Mittelalter in Feen verwandeln. Die Bretagner nennen ihre druidischen Opfersteine: Feenkammern, Feenschlösser, Feengrotten u. s. w. Es wären dann diese beiden Steine vereinzelte Ueberbleibsel des keltischen Kultus. Daß die Druiden bei uns nicht zu weiblichen Feen, sondern zu männlichen Zwergen wurden, liegt in der deutschen Natur.

4. Aber die romantische Feensage, die so bald der galanten Ritterdichtung anheim fiel und in der sich keltische und mit den Kreuzzügen herüber gebrachte orientalische Traditionen verschmolzen, ist der deutschen Sage völlig fremd, und da selbst der Name Fée, italienisch fata, lateinisch fatua, gewöhnlich abgeleitet von fari (weis=) sagen, romanischen Ursprungs zu sein scheint, so wäre das Räthsel, wie der Name Fee nach der Oberlausitz versprengt sein könnte, schier unlösbar, wenn nicht
5. die Vermuthung nahe läge, daß das Wort auf eine gemeinschaftliche, auch keltische Wurzel zurück geführt und schließlich vielleicht noch gar Fee und Venus als nahe Verwandte dargestellt werden können.
6. Wenigstens bestätigt Tolland im 10. Abschnitte seiner Geschichte der Druden, die weißen Frauen der alten Deutschen hätten Faid, Veit geheißen, was noch in Island eine Prophetin bedeutet und ein altkeltisches Wort ist (Reinitzsch, Ueber Truthen 1808. S. 107.). Ein Venusberg im Erzgebirge wird auch Fengsberg geschrieben. Die Silbe Ven wird übrigens auch einfach dem Namen jenes Hausbesitzers vorgesetzt, z. B. Vens-Schäfer.
7. Ostritz, das wir oben auf Ostara deuteten, wird auch slavisch erklärt, wie denn die Endung entschieden slavisch ist. Daß dem Ursprung von Ostrow = Flußinsel die lokale Beschaffenheit nicht geradezu widerspricht, hat Preusker (I. 44.) nachgewiesen Auffallend bleibt es aber, daß die beiden oberlausitzischen Klöster Marienthal und Marienstern, das eine bei Ostritz, das andere bei Ostro, erbaut worden sind. Ueber die Feensmännel vergleiche die Zwergsagen.

Preusker (I. 39.) fügt noch die Vermuthung hinzu, daß der Berg vielleicht ursprünglich Woensberg = Wodansberg (vergl. Grimm's Mythologie 102.) geheißen habe.

15. Der Sibyllenstein bei Elstra.

N.-L. Monatsschrift 1796. I. 7. II. 218. N.-L. Magazin 1830. 63. O. u. N.-Laus. Chronik. S. 87.

Der Hochstein, Sibyllenstein oder Sibinnenstein, liegt eine Stunde südlich von Elstra, auf einem 1405 Fuß über der Meeresfläche erhabenen, sehr bewaldeten Berggipfel und besteht aus einer 50 Fuß hohen und gegen 160 Fuß langen Schicht großer Granitblöcke, die zwei Hauptkuppen bilden. Die eine davon heißt der Tanzplatz, die andere ist der eigentliche Hochstein mit großer Felsenplatte, in welche drei ungleiche kesselartige Vertiefungen eingearbeitet sind, welche das Volk des Teufels Viertel, Metze und Mäßchen nennt. Darin, sagen sie, mißt der Teufel denen nach, welche falsches Maaß führen. Der Fels war einst viel höher, er ist aber wegen der zunehmenden Sündhaftigkeit der Menschen eingesunken. Zwischen dem Hochsteine und dem Tanzplatze ist eine Kluft, die Sibyllenhöhle genannt; dort führt eine geheimnißvolle Thüre in den Berg hinein. Ein Mann fand sie einst offen stehen und sah in einem weiten Gemache eine Frau, die sich die Haare kämmte. Gegen Morgen vom Hochsteine fließt eine schöne reine Quelle, deren Boden von den Glimmerblättchen des Granits freundlich glänzt. Dort wuschen und badeten nach uralter Sitte die Einwohner der Dörfer Kindisch und Rauschwitz am Ostermorgen sich und ihr

Vieh, weshalb sie dieselben oft Tages vorher abdämmten, so daß der Fußsteg zwischen beiden Orten nicht passirt werden konnte.

Anmerk. Der Name des Steins erinnert an die wendische Göttin der Liebe, des Glücks und der Fruchtbarkeit, Siba oder Siva, der Stein selbst, sowie der Tanzplatz und die heiligen Waschungen an ihren Dienst und das Weib mit den aufgelösten Haaren an das Bild der Göttin selbst, welches bei Helmold I. c. 52., Albinus, Meißn. Chron. XI. p. 301. und im Chron. Saxon. f. 754. beschrieben wird als ein schönes, nackendes Weib, die Hände auf dem Rücken, in der einen einen goldenen Apfel, in der anderen eine Weintraube mit einem großen Blatte, die Haare lang herabhangend bis auf die Waden. Die Waschungen sollten Fruchtbarkeit erzielen.

16. Das Jüddenhaus auf dem Sonnenberge bei Ottenhain.

O. u. N.-L. Chronik. S. 85.

Das Jüddenhaus oder Jürdenhaus auf dem Sonnenberge bei Ottenhain unweit Löbau ist eine Gruppe unregelmäßig geschichteter Granitblöcke mit weiter Aussicht. Oestlich geht eine Vertiefung in den Felsen und darüber hängt ein anderer Fels, so daß eine niedrige Grotte gebildet wird, wo man gebückt stehen kann, die Juttenhöhle genannt.

Anmerk. 1. Ottenhain und Sonnenberg erinnern unwillkürlich an Odin, den Sonnengott. Jüddenhaus kann soviel sein wie Jettenhaus = Riesenhaus (Et, Ez, Jette = Riese). Auch das Wort Heide kommt von dieser Wurzel (Grimm, Mythologie S. 486.). Ein abgesetzter Gott wird oft als Riese gedacht. Jetta aber heißt eine Wahrsagerin, was am besten zu der Grotte passen würde.

2. Die Schreibart Jürdenhaus kann slavisch auf Jutro, den Lenzgott, gedeutet werden. Die Umstellung der Konsonanten ist nichts seltenes. Auch die Juttenhöhle hat dann eine Parallele an der bekannten sagenhaften Deutung des Namens Jüterbog, als von der „Jutte ihrem Bock". Aus der germanischen Mythologie könnte daran erinnert werden, daß die Göttin Hertha auch Jürd, Jerta genannt wird und besonders von den Sueven verehrt wurde, welche ja als die Urbewohner der Lausitz gelten.

17. Tschernebog und Bielbog.

Frenzel, nomencl. in script. II. 31. Ejd. hist. nat. II. 691. 772. msc. Laus. Mon.-Schr. 1797. I. 416. Haupt u. Schmaler II. 266.

Der nach dem No. 4. erwähnten schwarzen Gotte genannte Berg ist ziemlich steil und trägt auf seinem Rücken fünf große Granitblöcke. Jeder ist ein Paar hundert Schritte vom andern entfernt und hat seinen besonderen Namen. Sie heißen die große und kleine Ente (mala Gaczka und wulka Gaczka) und der erste, zweite und dritte Fragestein (Praschwiza). Sie sind sämmtlich länger als breit und haben alle eine Menge eingemeißelte Kessel. Der zweite Praschwitza oder Orakelstein ist der größte. Er ist 100 Schritt lang und 25 Schritt breit, und hat in der Mitte einen Durchgang. An jeden der Blöcke knüpft sich eine Sage. Hier zeigt man den Opferaltar, wo man dem Gotte Thiere und Menschen schlachtete,

dort die Kanzel (auch Teufelskanzel), von welcher aus der Priester zum Volke sprach, mit einem mannshohen Durchgange. Auf einem gewaltsam herabgeworfenen Steine befindet sich ein Loch in Herzform. Weiter unten ist die Wohnung des Gottes selbst mit dem Teufelsfenster (czertowe woknesko), aus welchem geweissagt wurde, daneben die von bösen Geistern bewohnte Koboldskammer. Das Waschbecken, ein viereckiger Stein mit einem runden Loch in der Mitte und einem kleinen in einer Ecke, welches auch in der trockensten Jahreszeit Wasser enthalten soll, und wo sich der Sage nach die Priester zu reinigen pflegten. Eine andere Felsenschichtung mit einem niedrigen Durchgange heißt die Hölle. Einer der oberen Steine zeigt eine künstlich eingearbeitete Vertiefung, einem Pferdehuf ähnlich. Nicht weit davon ist der Versammlungsplatz, Romadnik. Dem Tschernebog gegenüber, auf dem andern Ufer der Spree zwischen Mittelkunewalde und Beiersdorf, liegt der Bielbog mit dem Bielbogaltare.

Anmerk. Preusker nimmt hier eine Dreiheit von Bergen und Göttern an, indem er mit dem Altar des Tschernebog den des Bielbog und den der Siba auf dem Hochstein zu Klein-Dehsa (siehe No. 20.) in Verbindung bringt.

Frageberge giebt es auch anderweit, z. B. bei Spremberg, wo der Sage nach beim Dorfe Praschwiza (Fragedorf) auf einer nahen Anhöhe ein Orakelort war. Bei Zwickau in Böhmen ist ein Frage- und ein Urtheilsberg. Gaczka oder Kaska (Ente) hieß vielleicht Kuschka = Bergkuppe, aus welchem Namen durch Verdeutschung vielfach Kutschen- und Katzenberge entstanden sind.

Am Fuß des Tschernebog liegt der Butterborn, so genannt, „weil dort die Butterweiber wegen der Kühle des Orts auszuruhen pflegten" (?), vielleicht von wetro, Wetter (Preusker), wahrscheinlich von Butt = Kobold. Butterberge giebt es auch bei Zittau und Großenhain und an anderen Orten.

In demselben Revier liegen noch der Thronberg mit einer Sage von Wendenkönigen (II. Bd.), der Schmoritzberg (siehe No. 22.) und der große Stein bei Klein-Dehsa, ein Opferaltar (No. 20.).

Rings herum liegen folgende Dörfer: Meschwitz, vielleicht von Mjeschnik, der Priester, also: Priesterwohnung, Kunewalde und Kunitz (vielleicht von kon, Pferd) Kosul, (kosol = Bock), Postwitz (vielleicht budestezi, von buda, Haus, Burg), Hainitz (vielleicht der Hain, scil. heiliger), Lubenz (deutsch Mehltheuer) am Berge Lubin — erinnert an die Göttin Luba, Rachlau, nach Körner von einem slavischen Wort rek, der Held. (Auch Königswarthe heißt wendisch rakezi.) Wuischke = Paß. Dehsa, urkundlich 1306 Theesin, vielleicht von tazi, fragen, Orakelort.

18. Der Todtenstein bei Steina.

O. u. N.-L. Chronik. S. 85. Preusker. II. 128.

Bei Steina am Queiß ist eine Gruppe seltsam auf einander gethürmter Felsen. Der oberste heißt der Todtenstein. Von da bis zum Fluß zieht sich eine Vertiefung, die Baderei genannt; denn dort wurden die üblichen Waschungen vor und nach dem Opfer vorgenommen. In der Nähe ist das Städtchen Friedeberg und Ullersdorf, wo man 1730 in einem rundlichen

Mauerwerke zehn Urnen mit Deckeln fand, darin Asche von verbrannten Leichnamen lag, eine Axt, eine Säge und ein dreizackiges Eisen. Noch weiter hin in Hermsdorf heißt der Bach das Todtenflüßchen.

Anmerk. Die Nähe der Orte Flinsberg und Ullersdorf (wie überhaupt der in der Oberlausitz auffallend häufig vorkommende Ortsname Ullersdorf) berechtigt besonders in Verbindung mit dem Todtensteine und dem Todtenflüßchen zu der allerdings sehr vagen Vermuthung, daß irgend eine Beziehung zu dem altgermanischen Todtengotte Uller oder dem slavischen Flins, der möglicher Weise jenen abgelöst haben könnte, stattfinden möge. Oder ist der Ursprung des Namens Ullersdorf von einem Manne Namens Ullrich nachweisbar?

19. Der Todtenstein bei Königshain.

Beschreibung von Königshain Mskr. Preusker. I. S. 154. O. u. N.-L. Chronik. S. 83.

Wenige Gegenden in Deutschland sind so reich an Denkmälern heidnischen Götterdienstes, wie das Königshainer Wald- und Stein-Gebirge. Eine der dort befindlichen Opferstätten heißt der Todtenstein. Er besteht aus zwei an einander stoßenden Felsen von viereckiger Gestalt, von allen Seiten frei stehend, etwa 20—30 Ellen hoch mit senkrechten Wänden. Durch eine Kluft zwischen beiden Felsen, an mancher Stelle kaum eine Elle breit, gelangt man auf die obere Platte, die gegen 80 Schritte Umfang hat und etwa 2 Fuß hoch mit Erde bedeckt ist. Darin hat man Opfergefäße und Scherben davon gefunden. In den Felsen eingearbeitet ist eine eirunde, mannslange blattförmige Vertiefung, darin das Opferfeuer braunte, und auf dem Nebenfels eine andere sitzförmige, genannt der Teufelssitz. An der Südostseite ist ein Felsabsatz 10 Fuß tiefer; von diesem aus kann man kriechend durch eine niedrige und enge Schlucht quer durch den Felsen an einen andern, sonst ganz unzugänglichen Absatz gelangen, die Todtenkammer genannt. Dort hat man Urnen und bronzene Geräthe gefunden. Ein Ueberbleibsel des alten Götzendienstes ist ohne Zweifel der feierliche Fackelzug nach dem Steine, vom Volke das Todaustreiben genannt.

Anmerk. Der Todtenstein war gewiß der heiligste und furchtbarste Ort der ganzen Gegend, wahrscheinlich wohnten auch Priester oben. Der versteckte, leicht zu verschließende Aufgang war bequem zum Geheimniß; aus dem geheimen Gange mochten dunkle Sprüche der Weissagung erschallen; auch mochten dort leicht die Schätze der Priester geborgen werden können.

Die übrigen Opfersteine bei Königshain heißen der Hochstein, der Fürstenstein, der Teufelsstein, auch giebt es dort einen Wachberg, Kämpfenberg, Gickelsberg, Schornstein von czorny, schwarz, vielleicht in Beziehung auf Tschernebog, und viele weiter unten mitzutheilende Sagen.

Der Name Todtenstein in Verbindung mit dem Frühlingsfeste, genannt das Todaustreiben, giebt keinen Anhaltspunkt für den Kultus eines bestimmten Gottes. Der Name Todtenkammer kann eine dunkle Reminiscenz an die blutigen Opfer der Heiden sein. Will man eine bestimmte Gottheit denken, so könnte es eben so gut der deutsche Odin-Uller, als die slavische Morzana oder der Flins sein.

20. Der große Stein bei Klein-Dehsa.

O. u. N.-L. Chronik. S. 87. Preusker I. S. 200. Frenzel, hist. nat. II. 692. msc. Frenzel, nomenclator in Script. II. 31.

Auf einem 16 Fuß hohen Berge bei Klein-Dehsa steht eine Reihe großartiger, mauerähnlich geschichteter Felsen mit vielen Schluchten und Höhlungen. Besonders zeichnen sich zwei Felsen aus, welche an der Wurzel verbunden, 20 Schritt lang, 70 Schritt im Umfange, sich auf 25 Ellen hoch erheben und früher offenbar noch höher gewesen sind. Aber man sieht, daß hier eine absichtliche Zerstörung durch Menschenhände, jedenfalls zur Zeit der Heidenbekehrung, stattgefunden hat. Von diesem Felsen bis zu dem nahe anstoßenden führt ein halbrunder Steinwall, 140 Schritt lang, 1—2 Ellen hoch, 2—4 Ellen breit, aus lose auf einander geschichteten Steinen. Die umwohnenden Landleute wissen noch recht gut aus der Sage, daß hier ein Opfer- und Begräbnißort gewesen sei; auch hegt man eine gewisse Scheu, besonders vor dem großen Steine.

Am Ende des Dorfes, auf Rechen zu, am Hohlwege, der nach Delsa führt, lag noch Anfangs dieses Jahrhunderts ein beträchtlicher Felsblock, wo einst ein Götzenbild gestanden hat. Dort soll auch ein Herzzeichen eingegraben gewesen sein.

Anmerk. Zu den bis jetzt angeführten 8 Steinaltären, nämlich:
1) Druisteine,
2) Bensstein,
3) Jüddenhaus,
4) Todtenstein bei Steina,
5) Todtenstein bei Königshain,
6) großer Stein bei Kl.-Dehsa,
7) Tschernebog,
8) Sibyllenstein,

kommen noch folgende hinzu, welche gleichfalls erratische Granitblöcke mit mehr oder weniger künstlichen Löchern und Kesseln und anderen Spuren des Götzendienstes sind,
9) der Götzentempel auf dem Queißersberge bei Wünschendorf,
10) der Todtenstein auf dem Ur- oder Auerberge bei Gerlachsheim.

In diese Gegend flüchteten der Sage nach die von Löbau aus zurückgedrängten Wenden im 10. Jahrh. Aufgefundene Waffen beweisen alte Ansiedelung (Preusker II. S. 107, 119).
11) Die Kesselsteine beim Kloster Marienthal,
12) der Hochstein bei Arnsdorf und Königshain,
13) der Jungfernstein bei Leippa, unweit Hoyerswerda, wo der Sage nach einer heidnischen Göttin Jungfrauen geschlachtet wurden. (Schuster, Geschichte von Hoyerswerda. S. 128).

Beschreibungen dieser zum Theil mit Durchgängen versehenen Opferaltäre giebt Preusker a. a. O. u. die O. u. N. Laus. Chronik, S. 85 ff.

Zu diesen kommen noch aus der großen Anzahl der Teufelssteine:
14) der Teufelsstein bei Kamenz,

15) der Teufelsstein bei Kleinbautzen,
16) " " " Triebel,
17) " " " Königshain,
18) " " " Stargard,
19) " " " Beerenbruch,
20) die Teufelsruhe zu Arnsdorf,
21) der Teufelsstuhl zu Maxdorf.

B. Steinwälle.

21. Der Steinwall auf dem Löbauer Berge und das weiße Pferd.

Preusker I. S. 77.

Auf dem sagenreichen Löbauer Berge findet sich auf der Ostseite eine aus verschlackten Steinen ohne Mörtel und Kalk errichtete Mauer, welche 3—7 Fuß hoch und 10—20 Fuß breit ist, und den Berg in einer Länge von 3100 Fuß in Gestalt eines schiefen Vierecks umgiebt. Die Verschlackung rührt wahrscheinlich von vielhundertjährigem Opferfeuer her. Nicht weit davon hat man vor 40 Jahren Drahtringe, Nadeln und Waffen von Bronze gefunden, die aus der ältesten Heidenzeit stammen.

Die Sage erzählt, es habe ursprünglich hier auf dem Berge sollen die Stadt Löbau gebaut werden, und dies sei die Stadtmauer gewesen, mit der man den Anfang gemacht habe.

Da erschien aber allnächtlich ein weißes Pferd, welches die zum Bauen bereit liegenden Balken und Baumstämme allemal wieder in's Thal hinunter schaffte, wo die Stadt jetzt steht. Also habe man sich dem fügen müssen.

Anmerk. 1. Das weiße Pferd erinnert an Odins oder Swantewits Pferd oder an die weissagenden Rosse, die ebenso zum Kultus der Germanen wie der Slaven gehörten. Vgl. Bd. II. No. 331., auch Bd. II. No. 204. u. No. 180.

2. Dergleichen vom höchsten Alterthum zeugende Schlackenwälle finden sich auch auf dem Stromberge und auf dem Rothstein bei Sohland. Von beiden, besonders aber vom Stromberge, giebt es mannigfaltige Sagen.

Ausführlichen Bericht über diese drei merkwürdigen Opferstätten s. bei Preusker I. S. 77 ff. Dieser ebenso gründliche, wie rastlose und scharfsinnige Alterthumsforscher setzt diese drei Berge in eine alte gottesdienstliche Verbindung, ebenso wie die drei in einem fast regelmäßigen Dreieck liegenden Opfersteine zu Weigsdorf, Maxdorf und Neudörfel.

Von den drei Schlackenwällen ist der auf dem Stromberge der deutlichste. Stromberg heißt steiler Berg (strma wend. = steil). Er liegt in der Mitte mehrer Gemeinden, die ihn gemeinschaftlich besaßen und deren Flurgrenzen sich noch heute auf ihm berühren. (S. Preusker I. S. 95. Anmerk. IX.) Daß auch die beiden anderen später für wichtig gehalten wurden, beweist, daß an dem einen Löbau, die älteste Stadt der Lausitz, an dem andern das Burgwart Dolgowitz gegründet wurde.

C. Rund- oder Ringwälle, Schanzen.

22. Der Schmorz bei Budissin.

Frenzel, hist. natural. II. 773. msc. O. u. N.-L. Chronik. S. 87. Preusker. I. S. 100 ff.

Der Schmorz wird von den Wenden der Berg genannt, welcher oberhalb der Stadt Budissin, gegen Süden neben dem Tromberge bei dem Dörflein Kleinkönitz, liegt. Der Name soll von einem alten Besitzer herrühren, der Moritz, wendisch Schmorz, geheißen. Man sieht hier zwei Gruben, welche die Leute Raubkeller nennen, indem sie erzählen, daß vor Zeiten Räuber hier gehauset haben. Andere muthmaßen, es sei hier früher ein Bergwerk gewesen. Auch spricht man von Schätzen, die hier verborgen liegen. Oben auf dem Berge liegt das „Rundtheil", ein Steinwall, 300 Schritt im Umfange, 3 bis 6 Ellen hoch. Es besteht aus kleinen, lose auf einander geworfenen Steinen.

Um diesen Wall herum soll noch ein größerer gegangen sein, von dem man aber nur noch geringe Spuren sieht. Man hat dort Ueberreste von verbranntem Getreide gefunden. Auf einem nördlich 18 Ellen tief heruntergehenden Felsen soll ein Schloß gestanden haben und von da ein unterirdischer Gang bis Bautzen führen.

Anmerk. 1. Dergleichen Ringwälle, wend. Grozisco, bilden eine dritte Art von Opferplätzen. Sie finden sich fast überall in der Lausitz an hochgelegenen Orten, dicht an fließenden Gewässern, sind von runder oder halbrunder Gestalt und bergen Kohle, Asche, Urnen und andere Alterthümer. Ob sie wie jene Opfersteine deutschen oder wendischen Ursprungs sind, ist noch nicht völlig entschieden. Viele nennt das Volk fälschlich Schwedenschanzen, andere Burgsberge, wobei zu bemerken, daß zwar auf den wenigsten dieser Heidenschanzen später mittelalterliche Burgen errichtet wurden, der Name aber doch darin die Sache trifft, daß sie schon in Heidenzeiten neben den gottesdienstlichen auch kriegerischen Zwecken dienten.

2. Es folgt hier eine möglichst vollständige Aufzählung dieser Rundwälle, zusammengestellt aus den Beiträgen von Cotta im N. Laus. Mag., dem Verzeichniß in den wend. Liedern und der ausführlichen Abhandlung in Preusker's „Blicken in die vaterländische Vorzeit."

a) Im Neißgebiete.

1) Der Bensberg bei Ostritz mit Zwerg- und Schatzsagen.
2) Der Burgberg bei Ostritz, jenem gegenüber, mit bronzenen Götzenbildern, welche an den Kopf gelegte Arme und hervorgezogene Beine hatten, — und mit Sagen von einer Burg.
3) Der Königshain bei Marienthal, auch das alte Schlößchen genannt, weil im 10. Jahrh. die deutschen Könige daselbst ein Schloß gegründet haben sollen.
4) Der Schülerberg bei Hörnitz und Herwigsdorf. Sagen von einem Schloß. Der daran grenzende Theil des Dorfs „die Scheibe," früher Schiba, erinnert an die slav. Göttin Siba. (Preusker).
5) Burgberg bei Oberreunersdorf (bei Bernstadt).
6) Ringelberg bei Bertsdorf auf dem Eigen. (Im Berge liegt ein „goldener Hain," d. i. ein Götzenbild, und ein goldener Altar aus den Heidenzeiten.) Man hat dort Urnen und bronzene Waffen gefunden.

7) Burgberg am Kremnitzbach bei Bernstadt. Wallfahrten der Umwohner am 1. Osterfeiertage, früher mit Anzünden von Osterfeuern verbunden. (Wer am 1. Ostertage den auf dem Berge befindlichen Wallkessel überspringt, bleibt das ganze Jahr von Zahnschmerzen verschont.)
8. Die Hainmauer bei Rieda an der Wittiche — mit Zwerg-, Schatz- und Heiligensagen.
9. Der Steinwall zu Jauernick auf dem Burgberge mit Gründungssagen.
10. Die Schwedenschanze bei Friedersdorf an der Landeskrone.
11. Die Schanze bei Kößlitz.
12. Burgberg bei Schönberg mit Schatz-, Teufels-, Wunder- und Fluchsagen.
13. Die Schanze auf dem Hainberge bei Lichtenberg, auch Hain- oder Riesenmauer genannt. Ebendaselbst an der Dorfbrücke eine Art Schanze mit Schatzsagen.
14. Burgberg bei Penzig.
15. Kesselberg bei Ebersbach.
16. Limasberg bei Liebstein mit Burg-, Schatz- und Göttersagen.
17. Burgberg von Melaune — unermeßliche Aschenanhäufungen.

b) Im Spreegebiete.

18. Der Bielplatz bei Görbitz. Das Volk in der Gegend erzählt, dort sei „dem guten Biel" geopfert worden, Andere nennen den Gott „den weißen Abgott," also den Bielbog der Wenden. Benachbart ist das Dorf Belwitz.
19. Die Schwedenschanzen bei Kittlitz, (wendisch Ketlizi, vielleicht von Kotlischczo, der große Kessel).
20. Schanze bei Oehlisch. (Oehlisch, Oels, Elster, Alster, zwei lausitzische Oelberge, u. s. w. bedeutet „heiliger Hain" oder „Heiligthum" im allgem.).
21. Schanze bei Schöps. — Doppelwall auf beiden Seiten des Flüßchens Schöps, an der uralten großen Heerstraße von Polen nach Sachsen. An der alten Schmiede im Dorfe soll früher ein Götzenbild befindlich gewesen sein. In der Nähe ein Heilbrunnen. Der Name ist slavisch, kommt auch bei Spremberg und im Altenburgischen vor und ist noch unerklärt.
22. Schwedenschanze bei Niethen. — Sage von unterirdischen Gängen nach dem Hofe von N. und nach Kohlwese.
23. Zwei Schanzen zwischen Lauske und Zschorna.
24. Schwedenschanze bei Belgern (= Biela gora, weißer Berg).
25. Die Nackel'sche oder Connewitzer Schanze, auch Slotnik, Goldberg genannt von einem unterirdischen Schatze.
26. Schanze im Parke zu Gröbitz (= grodzisco = Schanze).
27. Schanze in Weißenberg.
28. Der Schmorz bei Kl.-Könitz und Budissin (s. o.).
29. Schanze bei Blösa. — Knochen und Kohlen. — Sage von unterirdischen Gängen und Schätzen.
30. Schanze bei Kumschütz; 31. bei Doberschau; 32. bei Grubschütz; 33. bei Daranitz; 34. bei Stiebitz.
35. Der Protschen bei Budissin mit Schatzsagen.
36. Schanze bei Lubas, unfern Niedergurig.
37. Schanze bei Brana.

c) Im Elstergebiete.

38. Schanze bei Kl.-Seitschen, welches für die Burg Zizani, Sizen des Ditmar gehalten wird. Vielleicht von zito, Getreide, oder ziza, Göttin der Fruchtbarkeit.

39. Schanze bei Göda, einem alten Burgwart mit sehr merkwürdigen Alterthümern.
40. Schanze bei Dahren; 41. bei Spittwitz; 42. bei Dobranitz; 43. bei Coblenz; 44. bei Loga; 45. bei Luga.
46. Siebitz (von Siba, der wendischen Liebesgöttin).
47. Kukau beim Kloster Marienstern. Bei Kukau lebte vor 100 Jahren ein Einsiedler, der sich aber endlich verheirathete.
48. Ostro beim Kloster Marienstern, ein Doppelwall. (Ostara!)
49. Burgberg bei Prietitz, im Mittelalter mit einer Georgenkapelle und Wallfahrtsstationen. Nach Bronisch kommt der Name von Pritiza, einer slavischen Göttin des wiederkehrenden Frühlings (Kirchengal. S. 338.).
50. Der Reinhardtsberg bei Kamenz mit einer Schatzsage von einer in der Johannisnacht zu hebenden Braupfanne.
51. Der Rehnsdorfer Burgstall bei Elstra (unterirdische Gänge und Schätze).
52. Der Radschin bei Schmölln (Radschin = Burg).

d. Im Queißgebiete.

53. Der Todtenstein bei Ullersdorf.
54. Der Ur-, Auer-, Urn- auch Queißersberg bei Gerlachsheim.
55. Der Götzentempel bei Wünschendorf.
56. Der weiße Stein bei Marklissa.

e. In der Niederlausitz.

57. Der Heidenwall zu Burg an der Spree mit Sagen von wendischen Königen und interessanten Alterthümern.
58. Schwedenschanze bei Stargard (stary grod = alte Burg).
59. Der Burgort bei Fresdorf unweit Luckau.
60. Das heilige Land bei Niemitsch — Alterthümer, Sagen von Gero und der heiligen Hidda.
61. Schanze bei Riedebeck; 62. bei Giesmannsdorf; 63. bei Zickau; 64. bei Kasel.
65. Der Opferheerd bei Gohren.
66. Der Kratig (= grodk, kleine Burg) bei Sonnenwalde (wendisch grodzisco).
67. Der Gröschkenberg bei Großmöhso.
68. Schanze bei Leipa; 69. bei Kittlitz; 70. bei Großbeuche; 71. bei Saßleben; 72. bei Duben; 73. bei Wintorf; 74. bei Torno; 75. bei Senftenberg.
76. Im Birkenthal bei Muskau.
77. Schanze bei Mulkwitz; 78. bei Zilmsdorf; 79. bei Schleife; 80. bei Mankendorf.
81. Der Hampig bei Hoyerswerda.
82. Schanze bei Leuthen; 83. bei Zasow; 84. bei Ruben; 85. bei Sülow.

Viele Berge der Lausitz haben, ohne sichtbare Spuren des Götzendienstes aufzuweisen, in ihren Namen mehr oder weniger deutliche Beziehung auf heidnischen Kultus. Ich will hier nur kurz erwähnen die vielen Scheibenberge (Schiba), die vielen Hain-, Hahn-, Hageberge, Gückelsberge (= Zauber- oder Hexenberge), den Hertha bei Ullersdorf, die Bockkirche (Bog = Gott) bei Kindisch, Frauenberg bei See, 11 Hollenberge (Hölle oder Frau Holle), 15 Hutberge (siehe die Sagen vom wilden Jäger), 2 Zeisigberge (Zisa), Heiden- oder Heidelberge, Tschornberge, Jungfernberge, 12 Butterberge (wahrscheinlich = Koboldsberge, butt = Kobold), Radeberge, Radelkeller, Rothsteine (Radegast), Semperstein bei Johnsdorf (Gott Sompar).

23. Die Urnen.

Das Volk in der Lausitz, sowie in Schlesien, Sachsen und Polen, glaubt, daß die Todtenurnen, welche man häufig in der Erde findet, darin von Natur gewachsen und nicht von Menschenhänden gemacht sind. Eine handschriftliche Budissinische Chronik (ohne Namen des Verfassers) setzt hinzu: „und verräth sich solche wunderbare Erzeugung dadurch, daß der Erdboden aufschwillt und Hügel bildet, als sei die Erde schwanger worden."

Die Urnen gelten zugleich als der Hausrath der unterirdischen Zwerge, die sehr empfindlich sind, wenn man ihre Hügel aufstöbert. Deshalb halten es die Landleute vielfach für gottlos, sie auszugraben und weigern sich mit Hand anzulegen.

Bei Kalau, in der Nähe der Kolkwitzer Mühle, war mitten im freien Felde ein Platz, der wurde von dem Volke heilig gehalten und niemals beackert. Dies Gebot ging vom Vater auf den Sohn, aber man wußte schließlich nicht warum. Im vorigen Jahrhunderte gruben die Gelehrten nach und fanden Urnen und menschliche Gerippe von ungeheurer Größe. (Marbach, Gesch. v. Calau S. 35.) Auch bei Markersdorf bei Görlitz giebt es eine „heilige Hufe."

In Zittau und Löbau hat man auch in den Wänden von Kirchen flaschenartige Urnen von Thon, welche Asche enthielten, eingemauert gefunden, und zwar in großer Anzahl dicht bei einander, von der Größe von 1½ Ellen (Länge sowohl als Durchmesser), einige auch kleiner, und zwar nicht stehend, sondern liegend und mit der Oeffnung nach Innen.

Anmerk. 1. Einzelne Heidengräber finden sich fast überall in der Lausitz, in größerer Anzahl aber als Heidenkirchhöfe, soviel bis jetzt bekannt geworden, an folgenden Orten: Königswartha, Droben, Königshain, Schmochtitz, See, Jauernick, Hoyerswerda, Särchen, Malschwitz, Sdier, Kaupa, Krosta, Brösa, Plischkowitz, Richteberg, Neukirch, Moholz, Podrosche, Hänichen, Alt-Golßen, Bautzen, Bloaschütz, Dobranitz, Döberkitz, Nebelschitz, Zilmsdorf, Sandow.

2. Die Einmauerung der Urnen in die Kirchenwände mag vielleicht daher rühren, daß die Neubekehrten die Seelen ihrer heidnischen Vorfahren auf diese Weise der christlichen Seligkeit theilhaftig zu machen glaubten.

Zweite Abtheilung:

Dämonen-Sagen.

II.

Dämonensagen.

A. Zwerge.

24. Die Querxe.

Büsching I. 72. 97. Görl. Wegweiser 1833 S. 804. N. L. Mag. 1823 S. 63, 1838 S. 90, 378, 1840 S. 308. Knauth, Dresdner Anzeigen 1750 St. 11. Liebusch, Chronik von Senftenberg S. 14, 62. Segnitz I. 46. Gräve, S. 149. K. Haupt, Zwergsagen (in Wolf's Zeitschrift für die Mythol. Bd. IV. Heft 2. S. 212. Göttingen 1858.)

Die Querxe sind überall in der Oberlausitz, besonders aber in Haynewalde bekannt. Es sind ganz kleine Männchen, die einst dort in den Bergen wohnten, und da herum ihr Wesen trieben. Die Eingänge zu ihren Wohnungen nennt man Querxlöcher und man kann deren noch viele hier und da sehen. In Schlesien ist eins auf dem Prudelberge bei Stonsdorf; in der Oberlausitz findet man eins auf dem Dittersberge bei Schönau auf dem Eigen, desgleichen eins bei dem böhmischen Warnsdorf und am Fuße des breiten Berges bei Zittau. Dort waren sie besonders zu Hause und man konnte sie einen nach dem andern zu ihrem Querxloche ein- und ausgehen sehen, wenn man sich die Mühe nahm, sie in ihrem Treiben zu belauschen. Ihren Ursprung verdankten sie dem auf jenem Berge noch befindlichen Querxborne, einer klaren, frischen Quelle, aus der beständig welche hervorquollen. Die Querxe konnten sich unsichtbar machen, indem jeder eine Nebelkappe hatte, die sie gewöhnlich aufsetzten, wenn sie in die umliegenden Dörfer gingen, um sich bei den Bauern ihre Speise heimlich zu holen. Sie konnten aber den Kümmel nicht leiden, deshalb backen die Leute dort immer einige Kümmelkörner mit in das Brod. Solches gekümmeltes Brod rührten sie nicht an.

Anmerk. 1. Die Schweizer Zwerge schalten solches Brod „gepiptes", auch das mit Anis bestreute und vom Priester geweihte Agathenbrod ist ihnen zuwider. (Rochholz, Sagen aus dem Aargau p. 338.).

2. Ueber den Namen Querxe hat Professor Dr. Anton in Görlitz eine linguistisch-mythologische Abhandlung geschrieben und als Schulprogramm herausgegeben. Der oberlausitzische Name Querx für Zwerg ist leicht erklärlich; zw., dw., qu. ersetzen sich in verschiedenen Dialekten gegenseitig. Zwerch = quer. Zwerg heißt althochdeutsch: tuerc, mittelhochdeutsch: twerc, angelsächsisch: dwerg, nordisch: dwergr. Bei Löbau liegt ein Quärgel- (= Querx-) Berg. Zu vergleichen ist das thüring'sche Querlich und der Name Querch bei Jakob von Königshofen p. 89.

3. In ein solches Querxloch verschlüpfte Dietrich von Bern. Nib. Klage. 2167.

25. Querxe auf einer Bauernhochzeit.

Büsching I. 73. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 526 (mit Holzschnitt). K. Haupt, l. c. S. 213.

Einst kamen die Querxe schaarenweise aus dem Querxloche am breiten Berge bei Zittau heraus und trieben Kurzweil in den Sträuchern des Berges. Da kam ein Bauer aus Bertsdorf des Weges, dem rief gerade seine Frau zu, er möge sich zurecht machen und mit ihr auf eine Hochzeit gehen, zu der sie beide eingeladen waren. Als das die Querxe hörten, berathschlagten sie unter sich und wurden bald einig, mit den Bauersleuten zur Hochzeit zu gehen und sich einmal auf anderer Leute Unkosten einen guten Tag zu machen. Also rufen sie sich einander zu und ermahnen sich gegenseitig, der Nebelkappen auch ja nicht zu vergessen. Da war aber ein anderer Bauer aus Bertsdorf, der pflügte am Fuße des Berges, hörte wie sich die Querxe beriethen und rief ihnen im Spaße zu, sie möchten ihm doch auch eine Nebelkappe mitbringen. Da gingen die Querxe auf den Spaß ein, gaben ihm eine Nebelkappe, auf daß er ungesehen mit zur Hochzeit gehen könnte, sagten ihm aber, er dürfe zwar essen und trinken so viel ihm beliebte, aber ja von den Speisen nichts zu sich stecken, wenn sie seine guten Freunde bleiben sollten. Also gingen die Zwerge sammt dem Bauer nach Bertsdorf zur Hochzeit, stülpten vor dem Dorfe ihre Nebelkappen auf, gingen in das Hochzeitshaus und setzten sich, unsichtbar wie sie waren, mit an den Tisch, also daß immer zwischen zwei gebetenen ein ungebetener Gast zu sitzen kam. Auch der mitgebrachte Bauer saß unsichtbar zu Tische, hieb wacker auf die Speisen ein und ließ sich die guten Gerichte wohl schmecken. Als er nun satt geworden war, da dachte der gute Mann an seine Frau und seine armen Kinder, wie sie daheim saßen und trockenes Brod knabberten, konnte der Lockung nicht widerstehen, griff zu und steckte ein großes Stück Kuchen in seine Tasche, um es den Seinigen mitzubringen. Aber in demselbigen Augenblicke war auch die Nebelkappe verschwunden, und mit einem Male saß der ungebetene Gast in seinen schlechten Zäkerhosen und seinen gar nicht hochzeitlichen Hemdärmeln vor den sichtlichen Augen der Hochzeitleute. Da war ein großer Schrecken von beiden Seiten und er mußte nun haarklein erzählen, wie er sammt den Querxen sich eingeschmuggelt hatte. Den Weiblein ward

es aber gar unheimlich, da sie von ihrer unsichtbaren Nachbarschaft Kunde erhielten, und Alle wußten nun, wie es zugegangen, daß die Speisen so gar schnell ein Ende genommen hatten. Aber den Bauer behielten sie da und luden ihn auch zu dem folgenden Tage ein. Auch die Querxe stellten sich wieder ein, obgleich sie nicht mitgebeten waren. Man sah es aber ganz deutlich wieder an der sichtlichen Abnahme der Speisen.

Anmerk. 1. Thorsteine lag im Ried verborgen und hörte einen Knaben in dem Hügel rufen: Mutter, reiche mir Krummstab und Bandhandschuh, ich will auf den Zauberritt, es ist Hochzeit in der Welt. Da wurde aus dem Hügel alsbald der Stab gereicht, der Knabe bestieg ihn, zog die Handschuh an und ritt wie Kinder pflegen. Thorsteine nahte sich dem Hügel und rief dieselben Worte. Sogleich kamen Stab und Handschuh heraus. Er steigt auf den Stab und reitet dem Knaben nach. (Schindler, der Aberglaube des Mittelalters S. 43.)

2. Die Tarn- oder Nebelkappe ist ein nie fehlendes Attribut der Zwerge. Man muß sie sich in spitziger Form denken, denn sie ist ein Abbild des Berges, in welchem der Zwerg wohnt. Zwerge sind Repräsentanten der Berge. Sie finden sich massenhaft, wie das gebirgige Gestein und volkartig beisammen wie der Gebirgswald. Sie treten selten als Individuen auf; nur der vertriebene Zwerg erscheint zuweilen als ein einzelner Flüchtling verirrt und klagend.

26. Die Hochzeit der Querxe.

Gräve S. 174. Mündlich.

Zwischen Gaussig und Neukirch ist eine waldige Anhöhe. Daselbst befand sich noch vor etwa 70 Jahren ein freier Rasenplatz, den das Volk den Tanzplatz nannte. Davon geht folgende Sage: Allemal in der Johannisnacht steigt dort ein Nebel aus der Erde; aus dem kommen nach und nach Querxe hervor, Männlein und Weiblein, Greise und Kinderchen, die gehen alle Paar für Paar und aus den Büschen kommen die kleinen Spielleute hervor, die machen Musik. Aber da kommt ein schönes Brautpaar und da gehen sie alle zusammen dreimal um den Platz herum, setzen sich dann an eine Tafel zu essen, und feiern die Hochzeit des Brautpaars. Hernach geht's los, und da tanzen die Querxe die ganze Nacht bis wieder der Frühnebel kommt; da kriechen sie in die Hügel zurück, wo sie ihre Wohnungen haben. Wer aber einmal zufällig dazu kommt, den laden sie ein mitzutanzen, und geben ihm Geschenke auf den Weg, die Glück und Segen in's Haus bringen.

Anmerk. Von einer solchen Querxhochzeit schreibt sich der aus drei Brödchen bestehende Talisman der Familie von Bünau zu Bomsen her (der Freimüthige 1814. S. 209.).

27. Das Zwerggeschenk der Ahnfrau.

Büsching I. 97.

Eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete, und eben allein in der Stube war, hörte plötzlich ein ungewohntes Geräusch in ihrem Zimmer; sie

blickte nach der Gegend, von wo es herzukommen schien, und sah zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß in der Gegend des Ofens unten an der Wand plötzlich eine nur unbedeutend große Oeffnung sichtbar wird und daraus ein kleines graues Männchen oder Querxlein hervor kommt, und mit vielen Grüßen ihrem Bette sich naht. Es redet sie mit Höflichkeit an und erbittet sich die Erlaubniß, daß eine ganze Gesellschaft ein Gastmahl in dieser Stube halten möge, und verspricht für die Erlaubniß im Namen Aller erkenntlich zu sein.

Die Wöchnerin, äußerst neugierig auf diese Gesellschaft, ertheilt die erbetene Erlaubniß und das Männchen empfiehlt sich mit vielen Begrüßungen wieder. Bald darauf hört die Wöchnerin durch jene Oeffnung ein neues, noch größeres Geräusch, und das kleine graue Männchen erscheint wieder an der Spitze von einer Menge ebenso kleinen Hausgesindes, das, wie geschäftige Ameisen, kleine Tische und Stühle und ganze Körbe voll der köstlichsten Eßwaaren und Speisen durch jene Wandöffnung herbeibringt, und nun damit die Tische auf das schönste besetzt. Jetzt erschallen Töne aus der Ferne, sie nähern sich allmählich und es treten nun, ebenfalls durch jene Oeffnung, mehre Musikanten mit ihren Instrumenten ein, an die sich ein langer bunter Zug von lauter solchen kleinen Wesen anschließt. Die Gesellschaft nimmt Platz an den Tischen und hält ein lebhaftes vergnügtes Mahl unter der angenehmsten Tischmusik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmusik, und schon fangen die kleinen Leutchen an, bunt unter einander sich zu drehen und zu schwenken, als plötzlich ein neues Querxlein in's Zimmer gestürzt kommt, die Hände über den Kopf zusammenschlägt und voller Betrübniß ausruft:

„O große Noth, o große Noth!
Die alte Mutter Pump ist todt!" —

Wie ein Donnerschlag tönt dies den kleinen Gästen in die Ohren; so schnell als möglich nimmt jeder die Flucht. Alles was von Sachen da war, ward eiligst hinweggeschafft, und zwar Alles zu der Oeffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war.

Die ganze Stube war nun wieder leer und einsam, nur jenes kleine Wesen, das allem Ansehen nach die Stelle eines Ceremonienmeisters bekleidete, war noch zu sehen; es kam wieder auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes sie in Schreck und große Betrübniß versetzt habe, und daß sie nun sehr unglücklich werden könnten; es bedankte sich übrigens höflich für die ertheilte Erlaubniß des Zutritts in die Wochenstube, und schenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Gesellschaft zum Dank dafür drei Geschenke, nämlich: einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Waizenbrödchen.

Diese drei Dinge, sagte das Männchen, seien von großer Wichtigkeit; denn so lange sie alle drei vereint in dem Stamme bleiben würden, würde er immer größer, angesehener und reicher werden und Glück und Ruhm würde sein Eigenthum sein. Sie müßten daher alle drei als ein werthes Heiligthum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt werden; der Ring aber solle allemal in dem Geschlechte des ältesten Sohnes verbleiben und von dessen Gemahlin getragen werden. Hierauf empfahl sich das Männchen höflichst wieder und verschwand durch die bewußte Oeffnung und diese mit ihm.

Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traume erwache, und sie würde auch wirklich Alles für Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geschenke ihr so in die Augen geglänzt hätten.

Es ward nun die ganze Sippschaft, der ein so günstiger Glücksstern aufgegangen war, zusammen berufen, ihr der ganze Vorfall vorgetragen und endlich gemeinschaftlich berathschlagt, wie man jene drei Geschenke als Unterpfänder eines ununterbrochenen künftigen Glückes des Geschlechts sich am besten sichern könne.

Einem gefaßten Entschlusse zufolge ward nunmehr ein fester steinerner Thurm erbauet und der silberne Becher und das Waizenbrödchen tief in seinem Innersten verwahrt, so daß Niemand im Stande war, diese heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden. Den Ring aber trug die, der er geschenkt worden war, unabläßig an ihrer Hand. Nach ihrem Tode erbte er als ein Altentheil, der Vorschrift gemäß, von Glied zu Glied fort, und das Geschlecht war seit dem Besitze dieser Zaubergaben immer größer, reicher und angesehener geworden. Aber, wie es oft geschieht, daß man das Glück, das man schon an den Fittigen hält, sich dennoch wieder entwischen läßt, so ging es auch hier. Es war einst eine Besitzerin dieses Ringes so unvorsichtig, — ihn zu verlieren, und alles Nachsuchens ungeachtet war er schlechterdings nicht wieder aufzufinden.

Trostlos brach die Familie in heiße Klagen aus und fürchtete nun den Zorn jener Wesen, deren Huld sie sich bisher zu erfreuen gehabt hatte, erfahren zu müssen. Und dies nicht ohne Ursache, denn — ein heftiges Ungewitter erhob sich bald über jenem alten Thurme, der als Trutz- und Schutzwehr dieser Geschenke, gleichsam der Stammhalter des ganzen Geschlechts gewesen war, spaltete ihn mit einem furchtbaren Blitz und Gekrach von oben bis unten und verschlang in einem Nu die verehrten Heiligthümer.

Die Verheißung des Ueberbringers jener Geschenke traf leider wörtlich ein; denn so sehr dieses Geschlecht während des ungestörten Besitzes jener Geschenke von einem glücklichen Schicksale begünstigt gewesen war, so verlassen war es von demselben, als der Besitz derselben ihm verloren ging; denn sowohl seine Größe als sein Wohlstand verminderte sich von nun an zusehends.

Anmerk. 1. Diese Geschichte soll sich bald in dem, bald in jenem Geschlechte zugetragen haben, denn jeder Erzähler weiset ihr einen andern Standort an, wenigstens treffen die Geschichten, die man in der und jener Sippschaft als alte Stammsagen hat, alle darauf hinaus, daß das Gastmahl der Querge durch eine unvermuthete Todesbotschaft gestört worden sei, wenn auch der wunderbaren Geschenke dabei nicht allemal Erwähnung geschieht. In einer Familie hat der Unglücksbote gerufen: „der König ist todt!“ — und in einer andern wieder: „Urban ist todt!“ — Wer dies gewesen, darüber schweigt die Sage.

2. a. Die Geschichte mit dem Ringe scheint auch in Thüringen und im übrigen nordwestlichen Deutschland unter die Sagen hoher Geschlechter zu gehören; denn ein Herr von Ponickau aus Thüringen, dem sie in der Lausitz auf einem Dorfe als Märchen erzählt wurde, versicherte, daß dies ihm schon von Jugend auf aus seinem Geschlechte bekannt sei und bestätigte sie insofern, daß er behauptete, es gäbe in seiner Geschlechts-urkunden-Sammlung sogar eine Menge von Verhandlungen, die einen Rechtsstreit enthielten, der in dem Ponickau'schen Geschlechte gegen einen Seitenzweig geführt worden sei, welcher den Ring verloren und das Geschlecht dadurch um sein Glück gebracht habe. (Busching I. S. 102.)

b. Ein Zwerglein verehrte dem Grafen Hermann im Schlosse Rosenberg goldene Sandkörner (Apels Gespensterbuch S. 279.)

c. Die Aarburge erhielten einen köstlichen Schmuck durch die Ahnfrau Ursula (Apel S. 255.).

d. Die Bünaue zu Bomsen drei Brödchen (der Freimüthige 1814 S. 209.)

e. Die Asseburge zwei noch vorhandene Krystallbecher (Spiecker, der Harz, Berlin 1852 S. 168.).

f. Die Stahl eine silberne Kanne mit der Jahreszahl 1500 (A. Kuhn in v. d. Hagens Germania 9, 25.).

g. Das Haus Kalbe und die Alvensleben einen Erbring. (Monatliche Unterredungen Leipzig 1698 S. 524.)

3. Zu Wil im Aargau spielt ein Bettelweib die Zwergamme (Rochholz S. 264.). Ein Bauermädchen verrichtet auch noch dazu die Nothtaufe (S. 269.). Erdweibchen in Geburtsnöthen kommen in allen deutschen Gauen vor (eine Zusammenstellung siehe bei Rochholz S. 339.). Das Verhältniß ist auch manchmal umgekehrt und dies, wie es scheint, das ursprüngliche. Im Dänischen und Schwedischen sagt man: jord-gumma (Erdgäumerin), jordemodr (Erdmutter) für Hebamme.

4. Die Gaben haben meist Bezug auf Ehe, Fruchtbarkeit, Geburtserleichterung. Besonders bilden Ringe, Becher und Brod eine schöne Zusammenstellung. Auch bei den lausitzischen Hochzeitsgebräuchen spielt der Becher eine darauf bezügliche geheimnißvolle Rolle.

28. Der Allerheiligenabend auf dem Oybin.

Gräve S. 168.

Auch in dem Oybin, wo die alte Klosterruine steht, hausen Zwerge oder Heinchen, die versammeln sich allemal am Allerheiligen-Abende in der Mitternachtsstunde und ziehen Paar um Paar, ihren Priester in der Mitte und Wachskerzen in den Händen, in die alte Kirchenruine, wo sie unterirdische Betstühle besitzen. Dann vernimmt man die Töne einer unsichtbaren Orgel und hört den Priester das Hochamt halten.

Anmerk. Hier ist der heidnische Charakter der Zwerge ganz verwischt. Sie sind in's Kloster gewandert und geberden sich wie christliche Mönche. Preusker bemerkt sehr richtig, daß die Entdeckung und Bebauung des Oybins in eine für die ächte Zwergsage viel zu späte Zeit fällt.

29. Die kegelschiebenden Zwerge auf dem Löbauer Berge.

Berett, Der Löbauer Berg. S. 59. Gräße S. 501.

Einst besuchten zwei Löbauer Bürger ganz allein den Berg. Da trafen sie oben zu ihrem Erstaunen eine Menge ganz kleine Leutlein, welche Kegel schoben und sie höchst freundlich und zuvorkommend einluden mitzuspielen. Es wurde geschoben und geschoben bis spät in die Nacht, und als sich endlich, des Spielens müde, die beiden Löbauer empfahlen, machten die Zwerge jedem von ihnen eine Kugel zum Geschenk. Diese waren sehr groß und schwer, so daß, des Tragens müde, der eine sie alsbald in's Gebüsch warf. Der andere aber war klüger und schleppte sich damit bis nach Hause. Da fand sich's denn, daß es eine goldene Kugel sei. Er gelangte hierdurch zu großem Wohlstande, und seine Nachkommen, die man noch heute in der Stadt Löbau kennt, erfreuen sich noch jetzt des Segens dieser goldenen Kugel.

30. Das Zwergbegräbniß.

Gräve S. 73. Gräße S. 553.

Auf dem Dittersberge bei Schönau läßt sich alle fünf Jahre um 11 Uhr in der Nacht von Johannis Enthauptung eine Art Leichenzug sehen. Gleich nach dem Schlage der Mitternachtsstunde entsteigt dem dort befindlichen Querxloche eine Reihe in tiefste Trauer gehüllter Zwerge. Lange Flore entwallen ihren kleinen runden Hütchen; acht Mann, welche auf gedämpften Posaunen eine Klageweise blasen, schreiten voran; ihnen folgt ein langer Zug; ein vornehmer Zwerg geht voran, sechszehn andere tragen das Sargtuch, eben so viele gehen zur Seite. In dem offenen Sarge liegt ein todter Zwerg mit Silberhaaren und Bart, eine Krone auf dem Haupte und einen Scepter in der rechten Hand. Der Sarg ist mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt. Nach einem dreimaligen Umzuge wird der Sarg geschlossen und unter Wehklagen in die Erde versenkt. Ist dies geschehen, so reinigen sich die Zwerge in dem daselbst befindlichen Querxborne und ziehen wiederum in geordnetem Zuge und unter Trauermusik in das Querxloch zurück.

Anmerk. Es ist interessant zu beobachten, wie unsere Zwergsagen ein vollständiges Bild vom Leben des unterirdischen Volkes geben. Wir lernen sie kennen wie sie Familienfeste feiern, Hochzeit und Begräbniß halten, wie sie auf Abenteuer ausgehen zu den Hochzeiten der Menschen, wie sie mit Kegelschieben sich unterhalten, wie sie Bier brauen, Kuchen backen, Schmiedearbeit verrichten, wir erfahren von ihrem Könige, hören seinen Namen, aber freilich immer nur, wenn er stirbt, wie in der unten erzählten Sage auch das in der Bauernhütte wohnende Zwergpaar erst sichtbar wird im Augenblicke des Abschieds.

31. Der Abschied der Querxe.

Frenzel, nomenclator in script. Lus. II. 36. Ejd. Lexic. slavic. I. 517. msc. Gräve S. 107. Büsching I. 97. K. Haupt, l. c. S. 215. No. 5.

Die Einwohner von Dittersbach erzählen, daß vor der Zeit, ehe die große Glocke ist gegossen worden (welches anno 1514 geschehen), in dem naheliegenden Berge Querxe gewohnt haben. Sie sind oft in's Dorf gekommen und haben sich in die Häuser und Stuben verfügt, also daß die Leute ihrer gar gewohnt gewesen. Nachdem aber die Glocke geläutet worden, hat sie der harte Schall des Erzes, welchen sie nicht erdulden können, vertrieben, so daß man nun von denselben nichts mehr spürt.

Auch die auf dem breiten Berge bei Zittau hausenden Querxe wurden durch das Läuten der Glocken vertrieben. Bei ihrem Abzuge preßten sie einen Bauer aus dem nahen Dorfe Haynewalde mit ein Paar Wagen und ließen sich über die böhmische Grenze fahren. Die beiden Wagen wurden gepfropft voll, denn die Zwerge hingen sich darauf und daran, so daß an jeder Latte und an jeder Speiche ein Querxlein hing. Den Bauer belohnten sie sehr reichlich, so daß er dadurch zu einem reichen Manne wurde und alle seine Nachkommen dieses Glückes sich noch heute erfreuen.

Die Querxe sagten beim Abschiede: dann würden sie wiederkommen, wenn die Glocken wieder würden abgeschafft sein und

wann Sachsenland
wieder käm' an Böhmerland.

Dann, meinten sie, würden auch bessere Zeiten sein.

32. Hübel und Habel.

Büsching I. 99. Gräße S. 553. K. Haupt, l. c. S. 216. No. 6.

Zu dem Besitzer der am Dittersberge gelegenen Halbhufe kam einst, während er ackerte, ein Zwerg und bat ihn, es Hübel (einem weiblichen Zwerge) zu sagen, daß Habel (ein männlicher Zwerg) gestorben sei. Als nun der Bauer diesen ihm sonderbaren Vorfall beim Mittagsessen erzählt, kommt ein bisher nie bemerktes Weiblein aus einem Winkel der Stube zum Vorschein, eilt wehklagend zum Hause hinaus und den Berg hinauf, ohne daß man es je wieder gesehen hat.

Anmerk. Der Ruf, der stets dieselbe Wirkung hat, ist verschieden. Das Buschmännchen in Königshain ruft: Hipelpipel ist gestorben; das Holzweibchen, ebendaselbst: Deuto, Deuto; andere oberlausitzische Zwerge: Urban ist todt; der König ist gestorben; o große Noth, o große Noth, die alte Mutter Pump ist todt.

„Urbanus sei todt" rufen auch die Vorarlberger Zwerge (Vonbun S. 3., 7.). Die Freiburger Zwerge rufen: „Hans Aebli, sag's dem Appele, d'Appele sei todt", was mit „Hübel und Habel" die meiste Aehnlichkeit hat (Kuenlin S. 23.).

Ob Hübel soviel wie Hügel bedeutet? Es ist wahrscheinlich. Der Zwerg mit seiner aufgestülpten spitzen Tarnkappe ist ein Symbol des Berges, ja eine Kopie desselben im

Kleinen. Daß beim Weibchen ü in a, der dunkle Vokal in den hellen verwandelt wird, liegt in der Lautsymbolik, die in den alten Namen der Sage besonders deutlich sich kundgiebt. A ist der weibliche, u der männliche Vokal, denn u, der geschlossene Laut, entspricht dem concentrischen Wesen des Mannes, a, der geöffnete, dem aufgeschlossenen receptiven und excentrischen des Weibes. Indessen kennt die Sprache auch noch eine andere Vokalsymbolik, wenn sie a und u zur Bezeichnung des Starken und Großen und somit männlichen, e und i zur Bezeichnung des Kleineren und Schwächeren und somit weiblichen gebraucht. Letztere Erfahrung hat Liebusch in seiner Skythika unerhört einseitig ausgebeutet.

33. Die Bergmännlein auf dem Stromberge.

Nach Klar, Die helle Sagenzelle. S. 71. Gräße S. 531.

Lange vorher ehe die Stadt Weißenberg gebaut wurde, lebten dort nur wenige Ansiedler in zerstreuten Hütten bei einander. Die wollten einmal Bier brauen, hatten aber keine Braupfanne und wußten sich auch keine zu verschaffen. Es wohnten aber im Stromberge die Bergmännlein, die Hüter des Schatzes, und viele der Ansiedler hatten sie schon gesehen, bald einzeln, bald in ganzen Schaaren; und es wurde ruchbar, daß sie einen langen eisernen Kasten und eine kupferne Braupfanne besäßen. Aber die Leute fürchteten sich vor den Berggeistern. Da wählten sie zwei durch's Loos, die sollten hingehen und von den Bergmännlein die Braupfanne leihen. Dieselben gingen auf den Berg und sprachen ihr Anliegen aus. Da antwortete eine Stimme und sprach, sie möchten nur bei Sonnenaufgang mit einem Wagen unten am Berge halten, da würde man ihnen die Pfanne geben.*) Dafür sollten sie nur bei der Rückgabe ein Waizenbrod und eine Silbermünze hineinlegen. Alles dies geschah. Sie fanden bei Sonnenaufgang die Pfanne auf zwei Hölzern ruhen, nahmen sie mit, brauten ihr Bier, legten dann ein Waizenbrod und ein Silberstück hinein und luden die Pfanne wieder ab am Fuße des Berges. Gar oft wiederholte sich diese Begebenheit, denn die Weißenberger tranken gern Bier, wollten aber auch später keine eigene Pfanne kaufen. Sie hatten es ja so billig bei den Berggeistern. Aber einmal kam es anders, die Bergmännlein kamen zornig aus dem Berge heraus, warfen Steine nach den Abgesandten und tödteten die Stiere, welche die Pfanne ziehen sollten. Das kam daher: Ein unnützer und fürwitziger Mensch hatte das letzte Mal das Waizenbrod aus der Pfanne genommen und gegessen, das Silberstück in die Tasche gesteckt und — die Pfanne verunreinigt. Von dieser Zeit an hat Niemand mehr die Pfanne geborgt erhalten und die Weißenberger haben sich eine eigene kaufen müssen.

---

*) Bei Halberstadt gaben die Zwerge ihre Zustimmung in Versen:

Früh Morgens eh' die Sonn' aufgeht,
Schon Alles auf dem Berge steht.

34. Der Bergmännlein Rache.

Nach Klar, Die helle Sagenzelle. S. 71. Gräße S. 531.

Einst arbeitete ein Bauer in der Nähe des Stromberges auf seinem Felde; da sah er von Zeit zu Zeit die Bergmännlein in ihren grauen Röckchen hin- und herlaufen und runde Kuchen auf runden Brettern tragen. Was haben die Bergmännchen nur heute für ein Fest? gedachte er bei sich selbst, und, vom Appetit getrieben, rief er laut den Geistern zu: Laßt mich doch auch mit essen. Wir werden Dir etwas zukommen lassen, rief eins der grauen Männchen; komme nur in der Mittagsstunde zu jenem großen Stein, der dort im Grünen liegt. Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, legte zu Mittag sein Ackergeräth auf's Feld und ging zu dem großen Stein. Da fand er ein Tischchen gedeckt und darauf lag ein wohlgerathener Kuchen. Noch ehe er sich aber niedersetzte, vernahm er deutlich die Worte: nun iß den Kuchen, doch anschneiden darfst Du ihn nicht. Da war ihm ganz eigen zu Muthe, und fast hätte er den Kuchen ungegessen gelassen und wäre davon gegangen, wenn er nicht endlich auf den überklugen Gedanken gekommen wäre, den Kuchen zwar nicht an- aber rundum auszuschneiden. Das Gebäck mundete ihm vortrefflich, und als er satt war, wischte er sich das Maul, sagte den Geistern schönen Dank, stand auf und wollte wieder an seine Arbeit gehen. Da rief ihm eine Stimme die Worte nach: Der Teufel hat Dich klug gemacht. Hüte Dich, daß wir nicht auch an Dir thun, was Du an unserm Kuchen gethan hast!

Nach Jahren fand man einen Leichnam unten am Stromberge im Blute liegen. Die Brust war aufgeschlitzt und das Herz zerfleischt. Der Unglückliche war eben jener Bauer, der den Kuchen ausgeschnitten hatte.

Anmerk. 1. Auch bei den Todtenmählern der heidnischen Preußen, zu denen die Geister der Verstorbenen eingeladen wurden, durfte kein Messer gebraucht werden. Nork a. a. O. S. 193.

2. Die graue Farbe ist Erdfarbe. Sie ist bei den Berggeistern natürlich die vorherrschende. — Grimm fügt eine weniger naturalistische Deutung hinzu, indem er zwischen weißen und schwarzen Elben eine dritte dunkle (dokkr), also graue vermuthet (S. 250.). Graue Männchen spuken auch vereinzelt, ohne ausgesprochenen Zwergcharakter, der versunkene Betrüger in Jauernick heißt Graurock u. s. w.

3. Der hier erzählte rachsüchtige und grausame Zug steht übrigens sehr vereinzelt zwischen einer Menge von Beweisen von Gutmüthigkeit, Wohlthätigkeit und unschuldiger Neckerei.

35. Die Vensmännel.

N. L. Mag. 1829 S. 249, 1838 S. 282. O. u. N. L. Chron. S. 85. Gräve S. 105. K. Haupt, l. c. No. 9. 10. 11.

Lange bevor Ostritz gebaut war, lebten daselbst die Vensmännel. Die Vensmännel (Feensmännel) sind ein kleines gutmüthiges Völkchen, welches

früher in dem sogenannten Venusberge (Feensberg, Feensmännelberg) wohnte.

Wenn die Ostritzer Bier brauen wollten, borgten sie sich von den Vensmänneln die Braupfanne; wenn sie dieselbe nicht mehr brauchten, setzten sie dieselbe auf den Steg, der über die Neiße führt, wo sie dann von jenen wieder abgeholt wurde, und legten jedesmal zum Dank eine Semmel hinein. Als aber einmal Jemand die Semmel aus der Pfanne genommen und dafür einen Dreck hineingelegt hatte, hörte die nachbarliche Freundschaft auf. Doch blieben sie noch dort wohnen, bis in Ostritz die ersten Glocken aufgezogen wurden. Den Ton der großen Glocke aber konnten sie nimmer vertragen und wanderten aus, alle zusammen mit Sack und Pack und verließen den Berg. Ihren Weg nahmen sie durch die Altstadt von Ostritz von Morgen nach Abend, und haben auf diesem Zuge Melkgelten auf dem Kopfe gehabt statt der Hüte.

Andere sagen, daß auch noch später welche gesehen worden sind, die man zurückgelassen hat, die im Venusberge verwahrten Schätze zu bewachen. Einmal zur Christnacht sah ein Vorübergehender den Berg sich öffnen, darin saßen die Feensmännel auf großen Goldhaufen und riefen ihm zu:

Greif' ein'n Griff
Und streich' ein'n Strich
Und packe Dich.

Er hat sich's aber nicht getraut.

Ein altes Mütterchen in Neudörfel an der Wittiche erinnerte sich noch ganz gut, was ihre Urgroßmutter oft gesehen hatte: Ein Feensmännel hatte immer an der Wittiche, nicht weit vom Feenssteine, gebleicht, bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Flusses. Dann war das Vieh stets unruhig geworden und hatte nicht fressen wollen; auch Töpfe hatte es bei sich gehabt.

Anmerk. 1. Noch zeigt man in Ostritz einen Weg zwischen zwei Häusern, den sie einschlugen. Oft erwähnt man ihrer noch sprichwörtlich, wie daß man von einem sagt, der recht kurze Kleider hat: „er geht wie ein Feensmännel“. So bedeutet der Zwergname Kurzibold soviel als einen kurzen Rock. (Grimm, S. 254.)

2. Die großen Kessel und Pfannen in den Bergen bei Zwerg- und Schatzsagen sind ohne Zweifel Reminiscenzen an die heidnischen Opferkessel der Kelten und Germanen.

3. Wenn die Wasserfrau Wäsche bleicht, ist ein Wetter im Anzuge. Das Unruhigwerden des Viehes bedeutet dasselbe. Die Töpfe indessen deuten eher auf einen Berg- als einen Wassergeist.

4. Der Zwergname Feensmännel oder wie andere schreiben Vensmännel ist sehr eigenthümlich und schwer zu erklären (siehe die Anmerk. zum Vensstein bei Neudörfel). Zu den dort geführten Untersuchungen noch eine Hypothese, Fenzon heißt (nach Graff) althochdeutsch spotten. Fenzeln im Bairischen noch heute spotten. Wie wäre es, wenn man Fenzmännel (= Spottmännel) zu schreiben und dabei an den neckischen Charakter der Zwerge zu denken hätte?

36. Die Buschmännchen in Königshain.

Handschriftl. Sammlung der Breslauer Lusatia Nr. 29. K. Haupt, l. c. Nr. 13.

In den Königshainer Bergen wohnten in alten Zeiten viele Buschmännchen, in Gestalt, Sprache und Kleidung den Menschen ähnlich, nur viel, viel kleiner; hatten auch ganz kleines Vieh, ganz kleine Hausgeräthe und ganz winzig kleine Kinderchen. Aber sie besaßen geheime Kräfte, konnten sich unsichtbar machen und kamen und gingen, man wußte nicht woher und wohin. Es waren indessen freundliche harmlose Leutchen, die mit den Bauern in gutem Frieden lebten und ihnen manche Gefälligkeit erwiesen. Nur nach Speise waren sie allezeit sehr begierig, aber wer ihnen gab, dem waren sie auch dankbar und schenkten ihm Laub, das sich dann plötzlich zu Hause in Goldstücke oder blanke Thaler verwandelte. Leider waren sie sehr zart gebaut, und als die Glocken eingeführt wurden konnten sie den Schall nicht vertragen, kamen seltener und seltener, beklagten sich über die Schmerzen, die ihnen das Läuten verursachte und blieben endlich ganz weg. Zuletzt waren noch zwei übrig, die beim letzten Bauer ganz am Ende des Dorfes lebten und sich nur dann und wann zeigten. Einst erschien plötzlich das eine Männchen weinend und wehklagend und rief Allen im Hause auf Befragen jammernd zu: „Hipelpipel ist gestorben, Hipelpipel ist gestorben!“ Hierauf verschwand er und ist nicht wieder gekommen. Wer aber Hipelpipel gewesen ist, ob des Völkchens König oder das Weibchen des letzten der Buschmännchen, das hat bis auf den heutigen Tag kein Mensch erfahren können.

37. Die Holzweiblein von Königshain.

Beschreibung von Königshain, eine handschriftl. Bauern-Chronik v. J. 1752. S. 61—63. K. Haupt, l. c. Nr. 14.

„Auf dem Heideberge bei Königshain hat es viele Holzweiblein gegeben; sind gewesen wie kleine Kinder mit schönen langen gelben krausen Haaren; die hat der böse Feind immer herum gejagt, welche nicht eher Ruhe finden können, bis sie zu einem Stocke gekommen, da dann der Holzhacker hat gesagt: „das walt' Gott,“ ehe er den Baum umgehauen. Da hat er sie mit Frieden gelassen.“ —

„Ist einmal ein solch Holzweiblein Winterszeit zu dem Bauer in die Stube gekommen, eben dessen, dem der Berg zugehörig, und sich den ganzen Winter aufgehalten. Haben ihm auch zu essen gegeben. Frühjahrszeit kommt wieder dergleichen ein anderes solches Holzweiblein zu dem Bauer unter das Fenster und ruft dem, das in der Stube ist, zu: „Deuto, Deuto!“ Wie das in der Stube solches höret, stehet es auf und gehet mit Jammern fort und haben's nicht mehr gesehen.“

Anmerk. Sollte der Ruf Deuto durch „Deutsche“ zu erklären sein, so wären zwei Hypothesen möglich. Entweder ist es der Name des Holzweibleins, dann würde der Ursprung

der Sage in die Zeit der Wendeneinwanderung zu setzen sein, oder es heißt soviel als: „Deutsche kommen!“ und würde dann ein Warn- und Fluchtruf, die Zwerge selbst aber Repräsentanten der vertriebenen Slaven sein. Für die erste Annahme spricht vielleicht die Erwähnung der blonden Haare. Eine solche historisch-nationale Deutung ist indessen niemals stricte zu nehmen. In der Anschauung des Volkes vermischte sich die Vorstellung von verdrängten Nationen immer mit der ihrer Götter, deren Epigonen ja die Zwerge sind.

In Thiemendorf lebt ganz dieselbe Sage (siehe Köhler, Bilder aus der Oberlausitz S. 49.). Der Ruf ist dort aber: Deutoseu. — In obiger Sage wird der Zwerg beinahe anmuthig beschrieben. Die nach Grimm ursprünglich häßliche Natur der Zwerge, die nur durch spätere Vermischung mit Elfen gemindert wird, tritt überhaupt bei den lausitzischen Zwergen zurück. Sie sind alle vorherrschend in günstigem Lichte betrachtet — auch körperlich zwar nicht schön, aber auch nicht häßlich. Und wenn auch sonst vielleicht häßlich, doch nicht ohne etwas Hübsches, z. B. schöne Haare am Leibe zu haben.

38. Holzweiblein's Kuchen.

Büsching I. 150. K. Haupt, l. c. No. 15.

Ein Bauer aus Spitzkunnersdorf ackerte einst gegen Abend noch auf seinem Felde, welches am Fuße des Forsten lag, und bis an den Busch hin sich erstreckte. Da hörte er ein Geräusch und mehre Weiberstimmen, und als er sich umsah, da dampfte der Gipfel des Berges und eine Menge Holzweibel waren da, die buken Kuchen. Der Bauer bekommt Appetit und wagt endlich die Bitte, auch für ihn einen Kuchen mitzubacken; und siehe da, wie er den nächsten Morgen auf's Feld kommt, findet er auf dem Raine neben seinem Acker den allerschönsten Kuchen von der Welt.

Anmerk. Zwerge sind Freunde der Pflügenden. Eine ganz ähnliche Sage bei Grimm D. S. N. 298., im Volksb. 1844 S. 91., v. d. Hagens Germania 9, 27., Mone, Anzeiger 1838, Wolf, hessische Sagen Anm. S. 193., Rochholz, Aargauer S. 281., Grimm, Mythologie 423. Sie ist in Westflandern eben so zu Hause wie in der Schweiz, auf der Lüneburger Haide wie in den lausitzischen Bergen.

Zwerge sind Meister im Backen, daher ihre Kuchen- und Brodgeschenke und wiederum ihre Broddiebstähle. Die Schweizersage kennt Höhlen als Backöfen der Zwerge (Rochholz S. 335.). Fischart (Gargantua c. 3.) nennt die Zwerge Backofendrescherlein.

Wenn in der Gegend von Zittau einmal die Berge recht dampfen, sagen die Bauern: die Holzweiblein kochen Kaffee.

Kuchen sind Symbole der Fruchtbarkeit. Die Kuchen der Astarte (Jer. 7, 8.), wie die Isisbrödchen (Clem. Al. Protr. p. 14.) und die Marienkuchen der Collyridianerinnen (Epiph. haeres. 72.), die Höllenzöpfe der Christnacht, die Hochzeitsbaben der Lausitzer haben alle dieselbe Bedeutung. Baba = Weib = Hebamme = Kuchen. Auch vergleiche libum und liberi, Kuchen und Küchlein, λάγανον und λάγνος.

39. Buschweiblein läßt sich kämmen.

N. L. Mag. 1838 S. 381. Schön's handschriftl. Sammlung No. 44. K. Haupt, l. c. No. 16.

Ein armes Mädchen aus Zoblitz hütete ihr Vieh in der Görlitzer Haide, ohnweit des Brandrevieres. Als sie sich einmal umsieht, steht ein kleines Weiblein hinter ihr mit bittender Geberde und sagt: Schönes Kind,

kämme mich und lause mich, ich will Dir auch ein schönes Geschenk geben. Das Mädchen kämmt und lauset das kleine Weibchen, bis es mit Schrecken gewahr wird, daß es darüber Abend geworden ist, denn sie hatte weit bis nach Hause. Schnell springt sie auf und fängt an ihr Vieh heimzutreiben, ohne an das versprochene Geschenk zu denken. Das kleine Weiblein aber kommt ihr nachgelaufen und schüttet ihr eine ganze Menge grüner Blätter in die Schürze. Das arme Mädchen, dem ganz angst geworden ist, nimmt sie zwar eine Strecke weit mit, schüttet sie aber dann aus. Nur ein Blatt war am Schürzenbande hangen geblieben, und als sie zu Hause sie abbindet, fällt ihr ein blankes Goldstück vor die Füße. Da bemerkt sie erst, welch einen Schatz sie weggeworfen.

Anmerk. Ein Mädchen, das der Frau Holle ihre ein Jahr lang nicht gekämmten Haare auskämmte, kämmte aus ihren Locken Perlen und Edelsteine. (Grimm's Kindermärchen III., 44.)

Kämmen bringt Segen, sowohl in Bezug auf die Ernte — der Hollenzopf, in England Elflock, ist der Flachs der Spinnerin Holle — als auch in Bezug auf Leibesfrucht. Vergl. Anmerk. zum Sibyllenstein No. 15.

Fast dieselbe Geschichte wird in Dittersbach, Großschönau, Oderwitz, Spitzkunnersdorf erzählt.

40. Holzweiblein's Knaul.

Büsching I. 149. Gräve S. 56. Preusker I. S. 52. K. Haupt l. c. No. 17.

Es war einmal eine Frau, die hatte sich die Gunst des Holzweibleins erworben und das Holzweiblein gab ihr einen Knaul Zwirn zum Geschenk. Wickle davon, sprach das Weiblein, so lange Du willst, er wird nie aufhören; aber hüte Dich wohl nachzuforschen, ob er ein Ende habe. Also hatte die Frau einen Knaul und strickte davon und er hörte nimmer auf. Aber sie war eine gar neugierige Frau, und einstmals machte sie den Knaul auf und guckte hinein, ob sie kein Ende sehen würde. Da sprang auf einmal das Ende heraus und der Knaul dauerte nur noch bis zu diesem Ende; da hatte sie doch was für ihre Neugierde.

Eine andere Frau bekam vom Holzweiblein für geleistete Dienste eine Spille voll Garn geschenkt. Nach Hause gekommen, begann sie sogleich das Garn abzuweifen. Als sie nun einen Strähn und dann noch einen und dann einen dritten abgeweift hatte und das Garn immer noch nicht alle war, da rief sie ungeduldig: „Der Donner, das hat auch gar kein Ende!“ Im Nu war das Ende da.

Anmerk. Ein Märchen mit tiefsinniger Moral, in dem wieder das Holzweiblein gerade so erscheint, wie anderweitig Frau Holle und die norddeutschen Zwerge, welche eben so mit einem nie endenden Garnknaul begaben.

41. Holzweiblein's Freunde und Feinde.

Büsching I. 148. Gräve S. 57. Preusker I. S. 52. K. Haupt, l. c. No. 18.

Oft sitzen die Holzweiblein spinnend oder Strümpfe strickend auf den Kreuzwegen. Wenn sie im Busche herumwandern, so haben sie gewöhnlich eine Hocke Holz auf dem Rücken und stützen sich auf einen langen Stab; immer aber sind sie alt, häßlich und zusammengeschrumpft.

Sie sind für gewöhnlich gutmüthig, aber wer sie etwa häßlich nennt, den hauchen sie an, daß er Beulen in's Gesicht bekommt, oder hocken ihm auf, wovon er lahm wird. Für gute Behandlung hingegen und freundliche Worte sind sie aber gar dankbar, theilen Gespinnste und Strickwaaren aus, die sich wunderbar vermehren und Glück und Segen in's Haus bringen. Sie helfen fleißigen Spinnerinnen beim Weifen und Garnwinden und machen wohl auch kostbare Geschenke. Aber nur uneigennützige, fleißige und gefällige Menschen erfreuen sich ihrer Gunst.

Ihr ärgster Feind ist der Nachtjäger. Wo er sie sieht, jagt er ihnen nach und treibt sie herum, daß sie vor Angst nicht wissen was sie thun sollen. Ihr einziges Rettungsmittel ist so bald als möglich einen abgehauenen Baumstumpf zu erreichen. Wenn sie sich darauf setzen und sagen: „Gott sei gedankt!“ oder: „Gott sei gelobt!“, so muß sie der Nachtjäger in Ruhe lassen.

Anmerk. Man bemerke, daß die im Busche hausenden Zwerge sich in etwas von ihren bergbewohnenden Genossen unterscheiden. Sie erscheinen hier nicht mehr als Volk, sondern vereinzelter und mit individuellen Merkmalen. Es ist der Einfluß des individualisirenden Pflanzenreichs, der ihren gebirgischen Charakter alterirt.

42. Die Heinchen.

N. L. Mag. 1823 S. 63, 1832 S. 546. Gräve S. 179. Variscia 2. 101. K. Haupt, l. c. No. 7. u. 8.

1. In der Gegend von Niemitzsch geht die Sage, daß das Land zuerst von Heinchen (Hainchen) bewohnt gewesen wäre. Dies waren kleine, fromme, friedliebende Leute. Es kamen aber die Schafe mit ihren Schafglöcklein, die vertrieben mit ihrem Geläute die Heinchen. Da flüchteten diese unter die Erde, bauten daselbst die Heinenhäuser, und wenn Landleute in ihre Nähe kamen, da baten sie dieselben flehentlich, ihre Heinenhäuser zu verschonen; zum Danke schenkten sie den Bauern Brod von den Früchten der Brodbäume.

2. Auch bei Nieda im Görlitzer Kreise kennt das Volk Heinenhäuser und eine Heinenmauer. Oft sieht man kleine Flämmchen aus diesen Heinenhäusern aufsteigen. Das kommt von den unterirdischen Werkstätten der Schlosser und Schmiede, denn die Heinchen sind fleißige und arbeitsame Leute, die auch den fleißigen Menschen zugethan sind. Legt ein solcher etwas ihm Eigenes, etwa einen Knopf, einen Pfennig, ein Stückchen Leinwand auf

die Feueresse der Heinchen, so findet er am andern Morgen auf jener Stelle ein werthvolles Gegengeschenk, Ackergeschirr, Bleche, Messing- und Kupfergeräthe. Einem faulen und arbeitscheuen Menschen aber werden in solchem Falle nur ausgebrannte Kohlen oder schlechte Schlacken zu Theil.

Anmerk. 1. Heinchenhäuser heißen bei Wellersdorf in der Nähe von Sorau die Todtenhügel, welche im Norden den Namen Hünengräber haben.

2. Zwerge sind Schmiede und Metallarbeiter. Der Schmied Wieland ist ihr König (W. Grimm, Heldensage S. 388.); sie schmieden bekanntlich den nordischen Asen ihre Waffen, den ackerbauenden Lausitzern (oder aber als mythologisirte Wendenschmiede) natürlich Pflüge. In Schleswig-Holstein hören die Bauern das Schmieden der Zwerge. Ein Bauer rief einst im Vorüberreiten, sie sollten ihm doch ein neues Messer machen. Bei der Zurückkunft fand er ein solches, aber die damit geschnittenen Wunden waren unheilbar. (Müllenhoff No. 386.) Ob den Metallgeschenken der lausitzischen Heinchen eine besondere Kraft zugeschrieben wird, habe ich nicht ermitteln können. Daß die Brodgeschenke der Querxe Talismane von Familien werden, haben wir bereits gesehen.

3. Die Sage gedenkt der Heinchen mit einer gewissen großmüthigen Wehmuth und vergilt so gewissermaßen im Munde unsrer friedlichen Bauern, was die blutige Mission deutscher Krieger zur Zeit der Ottonen an den Heiden der Lausitz verschuldet hat.

4. Der Name Heinchen ist schwierig zu deuten, am meisten ist mit ihm der Zwergname Heinzelmännchen verwandt.

   a. Heinen sind verwandt mit Hünen, Zwerge und Riesen gehen in einander über. Beide Geschlechter haben vieles gemein, z. B. das Kegelschieben (siehe oben). Heinengräber = Hünengräber, Heinenhäuser heißen weiter nördlich Hünenhäuser u. s. f.

   b. Heinchen sind vielleicht Bewohner der Haine, Waldzwerge.

   c. Hein bedeutet auch einen Götzen, wenigstens ein Götzenbild. Unter dem Burgberge bei Bernstadt liegt ein goldner Hain. Zwerge sind die Nachkommen der Götter. Heißt der Götze so vom Walde, in dem er angebetet wurde? Schwerlich. Es spricht dagegen die Zusammensetzung Hainwald (in Görlitz) und Hahnewalde (bei Zittau).

   d. Der Tod heißt auch Freund Hein, ebenso wie die Göttersteine kurzweg Todtensteine heißen (No. 18. und 19.). Dies stimmt auch mit dem Zwergenbegriffe, denn Zwerge werden als Verstorbene betrachtet, die Seelen der Verstorbenen werden däumlingartig vorgestellt und abgebildet.

   e. Darauf ist auch wohl die Steinkeule des Riesen Hrimgir, Namens hein, zurück zu führen; als sie geworfen wurde und in der Luft mit Thor's Hammer zusammenfuhr, brach sie und ein Theil fiel zu Boden. Davon sollen alle Heinberge herkommen. Sn. 108. 109. Hein ist ein Todtenhammer, der in der Sage durch Thor's Hammer zerschmettert wird, weil dieser das Symbol des Lebens ist. Das Ganze bezeichnet den Sieg des Lebens über den Tod.

   So schließt sich der Kreis und wir kommen nicht weiter, da uns Götter und Riesen, Wald und Tod und Zwerg mit demselben Namen äffen.

5. Hain ist aber = Hagen (oberlausitzisch Woin für Wagen, soin für sagen u. s. w. und viele andere Parallelen im Hochdeutschen). Hagen, hegen, bedeutet umzäunen (Hecke), abgrenzen, absondern. Alles Abgesonderte ist heilig, ἁγιος; daher ist dem Worte Hain an sich Heiligkeit eigen, sowohl in der Bedeutung von Wald: jeder Hain ist ein zu heiligen Zwecken abgegrenzter Wald, als auch in Bezug auf Personen, Götter und Priester, hebr. כֹּהֵן (von demselben Stamme wie ἁγιος mit Umsetzung der Gutturalen). Sind

nicht die Zwerge vertriebene Priester? Aber diese Absonderung ist keine anachoretische, einsiedlerische, denn dem Stamme hag wohnt nicht nur die Bedeutung der selectio, sondern auch der collectio inne. Die Gemeinde ist heilig. קהל im Hebräischen, von demselben Stamme wie כֹּהֵן, Priester, ist die heilige Gemeinde, die zusammengerufene, denn קהל heißt zusammenrufen. So treten auch die Zwerge als Volk, als Gemeinde auf. Auch im Deutschen bedeutet Hecken ein Zeugen und Gebären mehrer Jungen, die Gründung einer Thierfamilie und wird daher besonders von den nesterbauenden und viele Junge brütenden Vögeln gebraucht. Hein als Tod (der grimme Hagen der Nibelungen, der vernichtende Hagel) scheint freilich diesen so trefflich zusammenstimmenden Ableitungen fern zu stehen, wie er denn auch aus dem hohen Norden zu uns gekommen ist.

43. Die Ludki.

N. L. Mag. 1813. S. 63. Liebusch, Chron. von Senftenberg S. 14, 29. L. Mon. Schr. 1797 S. 743. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 208. Preusker, Blicke II. S. 59., III. S. 177. K. Haupt, l. c. No. 12.

Die Ludki (d. h. kleine Leute) sind die Zwerge der Wenden. Sie wohnen ebenfalls in Hügeln, und zwar da, wo sich Urnen vorfinden. Solche Hügel heißen dann in der Niederlausitz Ludkowa gora, Ludkenberg, oder Ludkowa gorka, Ludkenhügel. Sie sind gutmüthig und müssen schwer gereizt werden, ehe sie den Menschen einen Possen thun. Sie borgten gern von den Menschen allerlei Hausrath und legten gewöhnlich bei der Zurückgabe ein Geschenk hinein. Wenn einer ein Butterfaß borgte, so pflegte er, weil er doch so klein war, hinein zu kriechen und sich darin fort zu kollern. Was sie sonst zu zweien transportirten, das trugen sie nicht neben einander, sondern hinter einander gehend. Sie waren auch Spielleute und spielten eine Art Hackebrett oder Cymbal mit Tangenten. Daher besuchten sie als Musikanten und manchmal auch als Tänzer und Tänzerinnen die Freudenfeste der Menschen und brachten dann fast immer Geschenke mit. Ihr Lieblingsvergnügen war aber, in dem Hause eines Menschen bei Nachtzeit ein Gastmahl zu feiern. Wer sie zu belauschen das Glück hatte, sah sie dann durch unterirdische Gänge und Mäuselöcher zum Vorschein kommen. Beleidigen durfte man sie alsdann nicht, wenn man sein häusliches Glück lieb hatte. Seit die Glocken eingeführt sind, sind auch die Ludki allmählich verschwunden. Sie konnten den harten Schall nicht vertragen. Eine der ersten Glocken ist die in Groß-Buckau gewesen. Dort sind alle Ludki zusammen gekommen, haben einen großen Stein aus der Erde gegraben und die Glocke zerschlagen wollen. Aber sie strengten sich zu sehr an und starben. Daher kommt's, daß es jetzt keine mehr giebt. Der ausgegrabene Stein hat dort lange vor den Fenstern eines Bauern gelegen und ist erst vor einigen Jahren beim Bauen abhanden gekommen. Von Großkoschen geht die Sage, daß die Ludki noch in neuerer Zeit die dasigen Sorbeneinwohner heimlich und zur Nachtzeit besucht und mit ihnen geheimnißvollen Verkehr gehabt haben.

Anmerk. Zwerge gehen immer im Gänsemarsch. Dies berichtet auch die irische Elfensage (Keightly, mythol. II. p. 192.). Musiker brauchen sie, weil sie ja Hochzeiten, Begräb-

nisse und große Schmausereien feiern. Daß bei den wendischen Zwergen die musikalische Seite mehr hervortritt, liegt im Charakter dieses Volks. Alle elbischen Geister lieben Musik und Tanz (vergleiche auch die tanzenden Steinmären auf den Königshainer Bergen). Berggeister tanzen auf Matten. Der Elfengesang ist die süßeste Musik, er verführt die Jünglinge und es ist um sie geschehen. (Vergleiche Grimm, Mythologie S. 264.)

Die Wenden haben noch heutzutage eine rührende Ehrfurcht und Schonung für die Ludki. Es ist wiederholt vorgekommen, daß sie sich weigerten, bei Nachgrabungen in den Ludkenhügeln hülfreiche Hand zu leisten. Sie meinten, es sei gottlos, die kleinen Leute zu stören (Preusker I. S. 53.). Dem wendischen ludk = kleines Leutlein, armes Menschlein, entspricht der deutsche Zwergenname Wicht, d. h. Wesen, nämlich ärmliches, Wichtlein, Wichtelmännchen in Hessen und Thüringen. Er ist verwandt mit dem deutschen ljute, Leute, Gesinde. (Auch im Deutschen nennt man bei uns in der Lausitz einen kleinen Menschen spottweise ein „Lottchen".) Sofern mit den ludki die ausgerotteten Heiden gemeint sind, bietet das lateinische gentes, Leute, Volk, Heiden, eine interessante Parallele. Ludkenhügel, Ludgenberge zeigt man bei Sarno, Kalau, Senfftenberg, am Koschenberge, bei Schipkau, Dürrwalde, Seidlitz u. a. a. O.

B. Nixen.

44. Die Wassernixen, der Wassermann und seine Frau.

Frenzel, hist. natur. I. 420. msc. Funck, Schulprogramm v. J. 1694. Gräve S. 111. L. Men. Schr. 1797 II. 750. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder I. 62., II. 267. Willkomm, Sagen und Märchen aus der O. L. 1845. I. S. 24.

Der Wassermann (wendisch wodny muz) auch Nix (wendisch nykus) genannt, sowie seine Gemahlin die Wasserfrau (wodna zona) wohnt in den Flüssen, Seen und Teichen der Lausitz und sucht die Vorübergehenden zum Baden zu verleiten, um sie dann zu ertränken, wie er dies auch mit jedem thut, der beim Baden in sein Bereich kommt. Die blauen Flecke der Ertrunkenen sind dann die Zeichen der Ertränkung durch Nixe. Der Nix erscheint in einer von einem Menschen in nichts unterschiedenen Gestalt und ist er auf trockenem Lande, so ist er unkräftig und man kann ihn gefangen nehmen und zu seinem Diener machen. Mit seiner Frau zeugt er auch Kinder und diese gehen mit den Kindern der Menschen um, kommen auch wohl in die Gesellschaft der Menschen zu Tanze und verlieben sich in die hübschen Mädchen und jungen Burschen. Die Töchter des Wassermanns sind immer daran kenntlich, daß ihr Rock einen nassen Saum hat. Sonst trägt der Wassermann ein rothes Käppchen auf dem Kopfe und die Wasserfrau rothe Strümpfe an den Füßen. In den Städten der Oberlausitz hat man übrigens bemerkt, daß, wenn ein Mann in einem leinewandnen Kittel, dessen unterer Saum naß ist, auf den Wochenmarkt kommt, Getreide aufkauft und dasselbe über den Marktpreis bezahlet, Theuerung erfolgt; verkauft aber derselbige und zwar wohlfeiler als andere, so fallen die Getreidepreise. Und dieser Mann ist — der Wassermann.

Seine Gemahlin sieht man oft am Ufer, wie sie in ihren rothen Strümpfen dasitzt und spinnt oder Wäsche bleicht. Im letzteren Falle bedeutet es Regen-

wetter oder großes Wasser. Wie jener mit Getreide, so handelt diese mit Butter und giebt auf die nämliche Art ein Anzeichen der kommenden Preise.

In der Zittauer Gegend sitzt der Wassermann im ersten und letzten Mondviertel an den Ufern der Flüsse und zwar an Stellen, wo sie langsam fließen, tief sind und nicht rauschen. Sein Aussehen ist häßlich, sehr bleich von Gesicht, mit schwarzen langen, bis auf die Schultern herabhangenden Haaren. Gekleidet ist er von Fuß zu Kopf in braungelbes Leder, das aus lauter kleinen Fleckchen zusammengesetzt ist. Diese pflegt er beim Mondenschein laut zu zählen, wobei er sich mit den Händen klatschend auf die Beine schlägt. An diesem Tone erkennt man ihn.

Neugierige und Vorwitzige, die, von dem Tone gelockt, sich ihm näherten, sahen ihn dicht am überhangenden Ufer sitzen und suchten ihn durch einfallendes Mitzählen und Klatschen zu unterbrechen. Er stürzte sich überschlagend in's murmelnde Wasser, ohne daß ihnen Etwas geschah, dafür aber hatten sie das unangenehme Vergnügen, daß sie nunmehr alle Nächte das Klatschen und Zählen vor ihrer Wohnung mit anhören mußten, bis es sich traf, daß sie vor Aerger und Angst wieder einmal mitzählend einfielen, worauf sie ein lautes Gelächter vernahmen und fortan nicht weiter in ihrer Ruhe gestört wurden.

Anmerk. Man hat im slavischen woda, Wasser, und wodny, Nix, den germanischen Wodan wiederfinden wollen. Der skandinavische Odin ist allerdings auch Nix (oder Nichus eine Personifikation Odin's), aber der deutsche Wuothan erscheint vielmehr als Beherrscher der Luft, als Sturm- und Windgott, dessen Odem in den Wäldern und um die Gipfel der Berge weht. Möglich ist allerdings, daß die Slaven den Luftgott zu einem Wassergott machten. Wir sehen die Slaven überall das Wasser aufsuchen, Wasserorakel und Wasseropfer, heilige Waschungen nach orientalischer Sitte ganz besonders üben. Der musikalische Nix der Wenden ist eben so bezeichnend für die slavische Anschauung, wie die Querxe und der wilde Jäger, die Berg- und Luftbewohner, für die Anschauung der Deutschen. Wie die Musik des Sturmes großartiger, einfacher und zugleich geistiger ist, als die, man kann sagen, kunstvollere aber kleinlichere der plätschernden Wellen, so sind überhaupt die beiden Nationen unterschieden. Die Lausitz hegt sie beide. Ihre Religionsansicht ist so verschieden, wie der germanische Gebirgswald des Südens und der slavische Wasserwald (Spreewald) des Nordens. Was aber die Wortähnlichkeit betrifft, so läßt sich ihre Bedeutung wohl darauf zurückführen, daß wir sagen: Die Slaven verlegen dasselbe in's Wasser, was die Deutschen in die Luft verlegen, und dies kann möglicherweise ein Fingerzeig sein zur Auffindung einer gemeinschaftlichen Sprachwurzel.

45. Das Wasserrecht der Nixen.

Samml. der Breslauer Lusatia Nr. 21. msc.

Jeder Nix hat das Recht, alljährlich einen Menschen zu ertränken. Was thun die boshaften Nixen, um ihr Opfer zu fangen? Sie wühlen und graben, schaufeln und rumoren auf dem Grunde ihrer Flüsse und Seen im Frühjahre so lange herum, bis sie den Grund ganz verändert haben. Wenn

nun der Sommer kommt, wo die Knaben baden gehen und die Stellen aufsuchen, wo es im vorigen Jahre seicht war, da haben sie gerade an der Stelle ein tiefes Loch gemacht und der oder jener muß ertrinken. Manchmal geschieht das erst im Herbste; aber Einen im Jahre muß der Nix haben und wenn es am Sylvester noch sein sollte. Das ist das uralte Wasserrecht der Nixen.

Anmerk. Namentlich geht diese Sage von der Neiße und von der Spree, deren Tücke besonders am Johannistage gefürchtet wird. Derselbe Glaube herrschte in Halle bei den (slavischen) Halloren. Bei Quedlinburg mußte man ehedem alljährlich einen schwarzen Hahn in die Bode werfen. Dies Opfer mußte auch zu bestimmter Frist geschehen (wann?), sonst ging ein Mensch darauf. (Kuhn in Haupt's Zeitschrift f. d. Alterth. V. S. 278.) An der märkischen Oder herrscht eine ähnliche Tradition.

Da der Nix besonders an festlichen Tagen gefürchtet wird, so liegt es nahe, dabei an heidnische Menschenopfer zu denken, die den Wassergeistern gebracht wurden. (Grimm S. 279.) Eine mildere Deutung des Nordens ist die, daß die Ertrunkenen zur Göttin Ran fahren (wobei das Begehren eines Opfers nicht direkt vorliegt).

46. Der schöne Georg und das Wasserfräulein.

Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 269.

Vor alten Zeiten kamen die Töchter des Wassermannes sehr oft in die Schenke zu Lohsa, wenn daselbst Musik war und tanzten ohne Scheu mit den jungen Burschen. Sie waren sehr schön und dabei hübsch geputzt und von andern Mädchen nur dadurch zu unterscheiden, daß ihr Rock stets einen nassen Saum hatte. Nun war aber dazumal in Lohsa ein junger flinker Bursche, der hieß nur immer Rjany Jury, d. h. der schöne Georg. In den verliebte sich das Wasserfräulein und er auch in sie, aber er scheute sich doch lange Zeit, in ihre Wohnung mit zu gehen. Der Wassermann aber hatte damals seine Wohnung in dem an der Spree gelegenen Teiche Namus, durch den jetzt der Fluß geleitet ist. Der Bursch begleitete seine Geliebte öfters bis dahin, und endlich ging er auch einmal mit ihr. Das Wasserfräulein nahm eine Gerte und schlug damit in's Wasser. Dieses zertheilte sich und sie führte nun ihren Geliebten auf einem schönen grün berasten Wege zu der Wohnung des Wassermanns. Der nahm den Geliebten seiner Tochter freundlich auf und bewirthete ihn sehr gut. Ueberhaupt war es sehr schön dort, sonst aber ganz wie in einer gewöhnlichen menschlichen Haushaltung.

Anmerk. Die Sage verschweigt den weiteren Verlauf dieser Liebschaft. — Man sieht, die Nixen sind eben so vertraulich mit den Menschen, wie die Zwerge, Buschmännchen und dergleichen, obgleich sie denselben auf der anderen Seite nachstellen.

Nixen besuchen Spinnstuben. (Spinnerinnen haben überhaupt viel mit der Geisterwelt zu thun. Das macht, ihre Beschäftigung ist eine uralt heilige.) Anderweit entfernen sich die Nixen pünktlich um Mitternacht. Ein verliebter Schulmeistерssohn stellte einmal die Uhr nach, so daß sie eine Stunde länger blieben. Den Tag darauf starb er. Gleichzeitig waren am benachbarten Flusse drei Blutflecken bemerkbar. (Grimm, D. S. No. 306.) Sodann aber sind die Nixen besonders musikalische Geister, sie gehen der Musik nach,

ja sie sind selbst Meister darin. Man denke an die Loreley. Der Zittauer Nix (siehe No. 44.) scheint nur rhythmische Uebungen angestellt zu haben. In Schweden sagt man von Spielleuten, die ihre Sache verstehen: „Er spielt wie ein Strommann". Der indische Gott der Musik Narada leitet wie Nereus und die Nereiden seinen Namen vom Wasser ab. Liegt dem Allen vielleicht eine Anspielung auf den rhythmischen Wellenschlag, auf das Murmeln des Wassers zu Grunde? Der Strömkarlslag hat die Kraft des Orpheischen Gesanges (Grimm S. 278.) Huslar, (wendisch) der Zauberer, kommt von husla, die Geige, oder umgekehrt. Der Schwede Afzelius sagt von Odin: „Er war Beherrscher des Meeres, er wurde auch Nicus oder Nix genannt, er soll manche Menschen in der Runenschrift und im Runengesange unterwiesen haben". Dazu vergleiche die Wasserorakel bei den slavischen Völkerschaften (Hanusch, Mythologie S. 309.). In der Musik endlich finden sie etwas Dämonisches. Deshalb spielt auch der Teufel die Violine am Hexensabbath. Das apokryphische Buch Henoch verdammt die Musik als Dämonen-Erfindung.

Die grüne Wiese unter dem Wasser, auf welcher die Versunkenen sich aufhalten (Grimm, D. S. No. 4.) und die blos den Selbstmördern verschlossen ist (das mhd. Gedicht Flore 19 b.), erinnert an die Asfodeloswiese im Orkus der Alten. (Odyss. XI. 539., XXIV. 13., cf. Virgil. Aen. VI. 638.)

47. Der Wassermann als Freier.

Haupt und Schmaler, Wend. Lieder I. 62. Anm. Mündlich.

Es war einmal ein schönes junges Fräulein auf einem hohen Schlosse, die erblickte der Wassermann und entbrannte in Liebe gegen sie. Und der Wassermann kam angefahren als ein schöner junger Herr mit vier stolzen Rossen und hielt bei ihren Eltern um sie an und die sagten ihm ihr Töchterlein zu, denn er hatte unermeßlich viel Geld. Aber die Jungfrau konnte ihn nicht wohl leiden, so schön er auch war, und bat ihren Vater, daß er sie doch noch ein Jahr möchte ledig bleiben lassen. Allein der Vater wollte den reichen Eidam sich nicht entgehen lassen und die Hochzeit wurde alsbald angesetzt. Da saß nun die arme Braut gar betrübt in ihrem Kämmerlein und weinte, und wand sich die weißen Hände wund. Und da kam auch der Wassermann zu ihr herein und sprach: Was weinst Du denn, meine liebe, liebe Braut. Ach, sagte sie, was soll ich nicht weinen, da alle Leute sagen, Du seist der Sohn der Wasserfrau. Ei, sprach da der Bräutigam, mögen sie doch sagen, was sie wollen, es wird einmal nicht anders. Ich will Dir eine Brücke bauen von lauter Silber und purem Golde. Ich will Dich darüber lassen fahren mit dreißig schönen Wagen und mit vierzig prächtigen Pferden. Und er nahm sie an der Hand und sie gingen zur Kirche und wurden einander angetraut. Und als sie getraut waren, da standen vor der Kirchthür dreißig schöne Wagen und vierzig prächtige Pferde und der Wassermann setzte sich mit seiner Braut in den ersten Wagen und sie fuhren fort bis an den breiten, breiten Fluß. Darüber war eine Brücke gebaut von silbernen Pfeilern mit einem kostbaren goldnen Geländer, also daß es gar herrlich anzuschauen war. Als sie aber mitten auf der langen Brücke waren, da brach

die Brücke zusammen, und Alles versank im Wasser. Das sah der Vater aus seinem Fenster, als er ihnen nachblickte und rief: Ach! Mutter, Mutter, sieh' doch, unsre Tochter versinkt im Wasser. Die Mutter aber, die schon von dem Umstande wußte, sprach: Laß sie immer versinken, es wird einmal nicht anders.

Nun war die junge Frau dort bei dem Wassermanne ganzer sieben Jahre und gebar ihm sieben Söhnlein. Als es aber in's achte Jahr ging und sie wieder schwanger war, überkam sie eine große Sehnsucht und sie bat den Wassermann, daß er sie doch auf die Oberwelt möchte zur Kirche gehen lassen. Da sagte der Wassermann: Gut, ich will Dich auf die Oberwelt zur Kirche gehen lassen, aber Du darfst mir den Segen nicht abwarten. Voller Freuden machte sich nun aus ihrer krystallenen Wasserwohnung die Frau auf und ging auf die Oberwelt zur Kirche. Da sah sie ihren lieben Bruder und ihr jüngstes Schwesterlein und das war eine große Freude und Lust. Sie herzten und küßten sich und erzählten einander, was ihnen begegnet war. Aber über dem Herzen, Küssen und Erzählen ging die Zeit hin und der Geistliche sprach den Segen, ehe sie sich's versahen. Da erschrak die Frau, gedachte an das Verbot ihres Eheherrn und nahm eilends Abschied von den Ihrigen. Aber als sie heim kam, da lief der Wassermann wüthend umher in seiner blauen Hose und seinen rothen Strümpfen, erwürgte vor ihren Augen die Kindlein, zerriß sie in viele Stücke und hängte sich selbst an der Thüre auf.

In See bei Nisky soll gleichfalls in einem Teiche ein Wassermann gehaust und zu einem Mädchen in Moholz auf die Heirath gegangen sein, auch an einem Bierabende mit ihr getanzt haben. Da sie ihn aber nicht habe heirathen wollen, sei er verschwunden und nie mehr in der Gegend gesehen worden.

Anmerk. 1. Eine umgekehrte Melusiniade. Auch hier stürzt das Uebertreten eines Verbotes beide in's Unglück.

Wassergeister sind halb und halb Christen. Die Brunnennymphe Melusina betheuert ihrem Raymund, daß sie eine fromme Christin sei und Meliore legt ihr christliches Glaubensbekenntniß ihrem Geliebten Parthenopex von Blois in der Brautnacht ab. — Der obigen sehr ähnlich ist eine niederländische Sage, wo die Frau des Nix gern zur Messe gehen möchte, aber durch ein gestrandetes Schiff, das ihre Hausthür sperrt, daran verhindert wird. (Wolff, N. S. No. 511.) In Dänemark giebt's sogar einen Nix, der ein Seebischof ist. (Wolff, D. S. No. 246.) — Sonach wird es weniger auffallen, daß auch in der wendischen Sage eine kirchliche Trauung stattfindet. Die Frau soll bei ihrem Besuche den Segen nicht abwarten. Das bedeutet wohl nur, sie solle nicht bis zu Ende dableiben. Vielleicht aber hat der Segen Macht, sie vom Wassermanne zu erlösen, so daß sie nun auf der Oberwelt bleiben kann. Der Nix ist ja zu Lande unkräftig und muß selbst den Menschen dienen.

2. Der Nix fährt mit Rossen wie Poseidon und Nikur (Grimm 277.)

Nickel bedeutet ein kleines Pferd, nack oder gnack = Roß (Scherzer, gloss. germ. III., 1122.). Man erinnere sich auch an die Quellen stampfenden Rosse.

Der Teufel, der ja mit einem Pferdefuße geziert ist, heißt in England Nick.

Auch der Reitersmann St. Nikolaus ist vielleicht ein christianisirter Nix. (Geier, schwedische Geschichte I. S. 110.)

Offenbar ist ein sprachlicher Zusammenhang zwischen ἵππος und ἕπω, fließen, equus und aequor, aqua und acva (sanskr. Roß), ros, Thau und ross, δρόσος. ἕρση, Thau, und horse (englisch Pferd), sowie zwischen Roß und rieseln, Mähre und Meer.

Die Erklärung dieser vielfachen mythischen und sprachlichen Beziehungen zwischen Pferd und Wasser liegt in dem cholerischen Temperamente, der elastisch springenden, bäumenden und schäumenden Gestalt des Pferdes, vorzüglich aber in der lang hinfließenden Mähne, dem lang wallenden Schweife. Fließendes Wasser und fließende Haare verschmelzen in der Volksphantasie zu einer Anschauung, einem Symbol.

Wasserfrauen, Melusina und Loreley, werden mit lang hinwallenden, aufgelösten Haaren dargestellt und kämmend gedacht.

Ist nun fließendes Wasser ein Bild des Lebens und der Fruchtbarkeit, so erklären sich die lang herabwallenden Haare der Liebesgöttinnen (z. B. Siba, cf. No. 15.), sowie die in manchen Gegenden der Wendei gebräuchliche Sitte, daß die Braut in aufgelösten Haaren zum Altare tritt.

3. Im achten Jahre geht die Frau zur Erde zurück. Ebenso in der dänischen Sage, wo der Meermann Rossmer eine Königstochter stiehlt und acht Jahre besitzt.

48. Der Wassernix als Kater in der Buschmühle bei Lübbenau.

Büsching IV. 16. O. u. N. Laus. Chron. S. 47.

In der Buschmühle unweit Lübbenau im Spreewalde hat früher ein Nix sein Wesen getrieben und hat einen eigenen Gang für sich gehabt, auf dem hat er immer Pferdegraupen gemahlen. Als aber der alte Müller verkauft hat und der neue erfährt, was er noch für einen Gast habe, wäre er ihn gern los geworden, weiß aber nicht, wie er es anfangen soll und fürchtet sich auch vor dem Nixen. Einstmals sitzen die Mahlgäste um einen Kessel Fische am Feuer und erzählen sich vom Nixen, und Martin Pumphut war auch dabei, ein wandernder Mühlknappe*). Auf einmal erscheint ein großer schwarzer Kater und langt in den Kessel hinein nach den Fischen. Martin Pumphut aber nicht faul schlägt ihn auf die Pfote, daß er mit lautem Miauen verschwindet. Aber eine unsichtbare Macht mählt immerfort den Nixengang, obwohl er geschützt ist, und urbert gar entsetzlich darin herum; aber sonst geschieht Niemandem ein Leides. Da bekommt mein Pumphut Oberwasser und vermißt sich gegen den Müller, er wolle ihm den lästigen Gast schon gar wegschaffen. Am nächsten Abende schüttet er Pferdegraupen unter die Fische und thut mit den anderen Gästen, als äßen sie frisch darauf los. Der Nix hat die Witterung von den Graupen und kommt richtig sehr

*) Mehr von diesem Hexenmeister siehe unter den Zaubersagen.

bald zum Feuerherde an den Kessel wieder als schwarzer Kater. Die andern Gäste lassen sich nicht stören, Martin Pumphut aber nimmt ein Schlichtbeil und schlägt dem Kater, als er gerade in den Kessel langt, die Pfote ab, die Pfote aber fällt in den Kessel. Darauf ist der Nix mit entsetzlichem Miauen verschwunden, und seitdem ist er nicht wieder erschienen. Aber der Pferdegraupengang stand augenblicklich still, und keine Kunst des Mühlenmeisters hat ihn wieder zum Gehen bringen können. Den Gang in der Mühle, auf dem der Nix gemahlen hat, haben des Erzählers Großeltern noch gesehen; seitdem ist die Mühle aber abgebrannt und mit ihr der berüchtigte Nixenmahlgang.

Anmerk. Hier bekommt der Nix schon einige teuflische Züge. In der großen Mühle bei Budissin ist es denn auch wirklich der Teufel, der als Beelzebub (= Koth-Gott) in einem ihm verschriebenen Mahlgange Pferdeäpfel mählt. Auch die Katzengestalt erinnert an den Teufel.

49. Der Wassernix und der Bär in der Oelmühle bei Frauendorf.

O. u. N. L. Chronik. S. 48.

In die an einem Spreearme des Ritterguts Frauendorf im Kottbusser Kreise gelegene sogenannte Oelmühle kam vor Zeiten nicht selten der Wassernix, bat den Müller, ihm einige mitgebrachte Fische kochen zu lassen und verzehrte sie daselbst. Dem Müller wurde dieser unheimliche Besuch nachgerade lästig; er getraute sich aber nie, dem ungebetenen Gaste seine Bitte abzuschlagen. Einst jedoch befreite ihn der Zufall von demselben. Eines Abends nämlich wanderte ein Bärenführer mit seinem gezähmten Bären in Frauendorf ein und bat den Müller um ein Nachtquartier. Dieser, ein gutmüthiger Mann, schlug es ihm nicht ab, und so wurde der Bär, um ja keinen Schaden zu thun, in der Wohnstube hinter den Tisch gesetzt und dort angeschlossen. Nicht lange nachher kam der Nix mit einem Gericht Fische in die Mühle. Nachdem diese mit Erlaubniß des Müllers gekocht waren, setzte sich der Nix ebenfalls hinter den Tisch neben den Bär und fing an sie zu verzehren. Den hungrigen Bären lockte der Geruch des leckeren Gerichts an, und er säumte nicht, aus des Nixen Schüssel mit zuzulangen. Dieser, darüber ärgerlich, klopfte den Bären mit dem Löffel auf die Tatzen. Einige Male läßt der Bär es sich gefallen, als aber die Schläge fühlbarer werden, ergrimmt er fürchterlich, umklammert den Nix und würgt ihn furchtbar, bis der Bärenführer hinzu springt und den fast zerquetschten Nixen aus den Klauen des Unthiers befreit. Dieser lief eilig zur Thüre hinaus, sprang in's Wasser und ließ sich wohl ein Jahr nicht wiedersehen. Nach Verlauf dieser Zeit, als einst der Müller bei seinem Wehre beschäftigt war, tauchte plötzlich der Nix mit seinem rothen Käppchen aus dem Wasser auf, grüßte den Müller und fragte mit weinerlicher Stimme: Meister Müller, habt Ihr

Eure große Katze noch? — Der Müller, befürchtend, daß der Nix sich wieder bei ihm einbürgern wolle, antwortete rasch: Ja, sie liegt hinterm Ofen und hat neun und neunzig Junge! — worauf der Nix erwiderte: zu Euch komme ich nun und nimmermehr wieder! — hiernach unterm Wasser verschwand und sich nie wieder hat blicken lassen.

Anmerk. 1. Der Nix hält sich gern bei Mühlen und Wasserfällen auf; entweder weil an diesen Stellen die Kraft des Wassers potenzirt erscheint, oder weil der musikalische Sinn des Nixen ihn zu den rauschenden und plätschernden Stellen zieht.

2. Der Bär vertreibt die Gespenster; ein Bär im Stalle beschützt das Vieh vor Behexung. Ein weißer Bär besiegt einen Kobold (Mone's Untersuchung zur deutschen Heldensage S. 287.).

3. Eine auffallend ähnliche Sage wird von Asbjörnsen und Moe unter No. 26. mitgetheilt. Dort besiegt der Bär eine Menge Trollen (Unholde), die einen Bauer belästigen. Warum? Weil er dem Thor, dem Dämonenüberwinder, geheiligt ist. Und warum dies? Vielleicht weil der Bär gleich dem Donner im Winter schläft.

In der norwegischen Sage nennt der Unhold den Bären sogar mit demselben Ausdruck: große Katze.

Es giebt überhaupt einzelne äußerst überraschende Aehnlichkeiten zwischen der lausitzischen und skandinavischen Sage einerseits und der lausitzischen und schwäbischen, insbesondere schweizerischen, andererseits. Diese drei Länder sind die Hauptstationen des suevischen Volksstammes. Dies scheint die Ursache zu sein. Vergleiche No. 32. Anm., No. 38. Anmerk., No. 87. Anmerk. 4.

50. Der gefangene Wassermann bei Wartha.

Samml. von Schön No. 19. 83. msc.

Hinter dem Dorfe Wartha nahe bei Kummerau im schwarzen Wasser hausete sonst ein Wassermann mit seiner Frau, der viele Menschen und Thiere dort hineinzog. Einst erbot sich ein Mann, Namens Krusche aus Kummerau, ihn heraus zu holen und zu fangen. Er bereitete sich sorgfältig dazu vor und ließ sich dann an eisernen Ketten in das Wasser hinein. Wenn sich Blasen auf dem Wasser zeigten, sollte man ihn wieder herausziehen, denn dann hätte er ihn gewiß erfaßt, und so brachte er ihn auch glücklich heraus. Als der Wassermann gebunden auf der Erde lag, sagte er zu dem Krusche: „Hättest Du heute nicht zweimal Brod gegessen, so hätte ich Dich schon kriegen und erwürgen wollen“. Hierauf versprach er, nicht mehr an dieser Stelle sein Wesen zu treiben, sondern in eine entfernte Gegend zu ziehen. Da ließen ihn die Leute los und seitdem hat man weder von ihm, noch von seiner Frau Etwas gemerkt und gesehen. Denn wenn er mit dieser sich entzweit hatte, so gab er ihr nichts zu essen. Sie mußte daher zu den Leuten betteln gehen. Man erkannte sie gleich an ihren Röcken, die unten eine Elle hoch naß waren, und an ihrer besonderen Art zu bitten. Denn sie sagte nie ein Wort, sondern stellte sich mit verschränkten Armen in den Besenwinkel, wo

sie so lange schweigend verweilte, bis man ihr ein Stück Brod auf die Arme legte. Erst vor der Thüre nahm sie das Brod von den Armen und steckte es ein.

Anmerk. Warum mußten es eiserne Ketten sein, an denen sich der Taucher in's Wasser ließ? Weil das Eisen „den Nix bindet (bannt)". Will man sich gegen die Tücke des Nixen beim Baden sichern, so muß man vorher Stahl in's Wasser werfen, ein Messer am Strande in die Erde stecken oder eine Nadel in die Binsen. Eisen hat Irland aus Wassersgefahr gerettet, daher soll es Eisenland (Ironland, Ireland!) heißen. Irland stand nämlich, außer an jedem siebenten Jahre, beständig unter Wasser, bis eine himmlische Offenbarung kam, man solle, wenn das Land wieder sichtbar werde, ein Stück Eisen darauf werfen. Nun erst blieb die Ueberschwemmung aus und Irland wurde bewohnbar. Warum gerade ein Hufeisen besondere Heiligkeit genießt, wird aus der Anmerk. zu No. 47. ersichtlich. Das zweimal Brodessen ist ein interessanter Zug, der meines Wissens nur noch in der Geschichte vorkommt, die Gregor von Tours aus seinen Kindheitserinnerungen aufgezeichnet hat (de glor. confess. cap. 31.). Dort ist der den Fluß passirende Bauer vor den Nachstellungen des Nixen deshalb sicher, weil er sich seine Morgenkost vom Priester hat segnen lassen. (Grimm S. 282.) Sollte sich im Namen Krusche keine mythische Beziehung finden lassen? Die Antipathie gegen Metall und insbesondere das Eisen entspricht der empfindlicheren, weicheren Natur der Wassergeister; denn das Wasser in seiner Verwandtschaft mit dem Pflanzenleben und in seinen Beziehungen zum Monde ist das weibliche, receptive, gebärende und der Nacht zugewendete Princip, während das in den Bergen hausende Feuer die männliche zeugende Kraft symbolisirt und den Zwergen vertraut ist, welche ja Metallarbeiter sind. Bei Somnambülen, in denen eben dieses lunarische oder Nachtbewußtsein überwiegt und vorherrscht, findet sich dieselbe Antipathie gegen das harte Eisen, aus flüssigem Feuer gewachsen.

51. Die Wassermannsfrau und die Wehmutter.

N. L. Mag. 1842. Anhang S. 74 (aus der Gegend von Döbschütz).

Es ging einmal eine Wehmutter am See vorüber. Da begegnete sie einer großen Kröte. Die Kröte saß traurig am Ufer und sah die Wehmutter mit betrübten Augen an und bat sie, sie möchte doch mit ihr gehen; ihre Herrin sei in Kindesnöthen und wolle gebären, sie würde sie gewiß reichlich belohnen. Die Wehmutter bedachte sich ein Weilchen, dann sagte sie: ja, ich will mit Dir gehen, führe mich nur. Da sprang die Kröte sofort in's Wasser, das Wasser theilte sich und zeigte eine breite Treppe. Auf der Treppe stand ein junges Mädchen, das sagte ganz freundlich zu der Wehmutter: steig nur getrost herab, es wird Dir kein Leid widerfahren. Denn die Frau fürchtete sich. Doch stieg sie hinab, das Wasser schloß sich wieder über ihr und nun gelangte sie an der Hand ihrer Führerin in einen wunderschönen Palast von lauter durchsichtigem und glänzendem Krystall, und es war Alles sehr schön und prachtvoll eingerichtet, und auf einem seidenen Ruhebette lag eine wunderschöne Frau in Kindesnöthen. Als Alles vorüber und ein munteres Knäblein zur Welt gefördert war, da erzählte die Wöchnerin der Wehemutter, sie habe einst im See gebadet, da habe sie der Nix geraubt. Anfangs habe sie sich

vor ihm gefürchtet, aber hernach sei sie seine liebe Frau geworden. Einmal kam auch der Nix in's Wochenzimmer, liebkosete die Frau und das Kind und belohnte die Wehemutter sehr reichlich. Ueberhaupt wurde sie da unten fürstlich bewirthet. Als alle Gefahr vorüber war, führte das junge Mädchen die Wehemutter wieder auf die Oberwelt und das Wasser schloß sich wieder hinter ihr. Von ihrem reichlichen Lohne hat sie lange Zeit gelebt.

52. Wasserfrau als Kindbetterin.

Nach Schön.

In dem Hartmannsdorfer Bache bei Schadewalde treibt der Wassermann sein Wesen. Oft hängt er an den Ufern seines Baches bunte Bänder und Tücher auf, um Kinder und Erwachsene herbei zu locken und in sein nasses Reich hinab zu ziehen. Er ist verheirathet, aber seine Frau lebt getrennt von ihm in der Gegend von Zittau. Als sie einmal in die Wochen kommen sollte, fürchtete sich die Hebamme sehr. Aber eines Tages kam der Wassermann und lud sie ein, seine Frau zu entbinden. Er sagte, sie brauche sich gar nicht zu fürchten, nur sollte sie sich nicht umsehen. So folgte sie. Sie kamen zu einem Teiche. Der Wassermann schlug mit seinem Stecken dreimal in's Wasser und auf einer sicheren Treppe stiegen der Wassermann und die Hebamme hinunter zu der schwangeren Frau. Diese ward glücklich entbunden, aber drei Tage lang mußte die Hebamme unten bleiben und täglich die Stube des Wassermanns auskehren. Was sie auskehrte sollte sie sammeln: das sollte ihre Belohnung sein. Aber es war ein ganz gewöhnlicher Kehricht. Doch nahm sie's beim Abschiede mit nach Hause und legte es in ihre Lade. Als sie aber nach einigen Tagen nachsah, da waren es lauter blanke Dukaten.

53. Die Wasserfrau rächt sich an einem Fleischerburschen zu Zittau.

Schön S. 72. msc.

Oft kam die Wassermannsfrau nach Zittau, um Fleisch einzukaufen. Sie pflegte dabei immer ihren Weg durch ein kleines Pförtchen in der Straßenmauer zu nehmen. Einstmals kam sie auch zu einem Fleischer und wollte ein Stück Fleisch kaufen. Als es ihr der Bursche zurecht hacken wollte, hielt sie das andere Ende fest und der Bursche hackte ihr mit seinem Beile aus Unvorsichtigkeit einen Finger ab.

Die Wasserfrau schrie laut auf und rief zornig: Warte nur, dafür sollst Du schon noch mein werden, lief wehklagend davon und ließ sich nicht wieder sehen.

Der Meister ließ nun den Burschen drei Monate lang nicht über Land gehen, um Einkäufe zu machen, damit ihn nicht etwa die Wasserfrau sammt dem Vieh mordete. Aber nach dieser Zeit erlaubte er es dem Burschen und

schickte ihn aus, auf einem nahe gelegenen Dorfe ein Stück Vieh zu holen. Der Bursche mußte auf seiner Wanderung über einen ganz kleinen Graben, in dem nur ein ganz klein Wenig Wasser war. Als er dahinüber ging, packte ihn die Wasserfrau, tauchte mit ihm unter und ertränkte ihn in der Pfütze.

54. Die Wasserfrau und der Fleischerbursche zu Rothenburg.

Nach Schön.

Auch in der Gegend von Rothenburg haust eine Wasserfrau, die zur Mittagsstunde beim kleinen Wehr Wäsche auf den Rasen zu breiten und zu trocknen pflegt, aber auf der Stelle verschwindet, sobald ein Mensch in die Nähe kommt. Diese kaufte oft in Rothenburg Fleisch, war aber beim Einkauf so eigen und gewählt, hielt auch immer das Fleisch schon in den Händen, noch ehe es abgehackt war, daß der Fleischerbursche ihr einst vorsätzlich einen Finger abhackte.

Die rachsüchtige Wasserfrau ertränkte ihn dafür in einer Gartenfurche. Als er einst nach einem großen Regen im Garten spazieren ging, packte ihn die Feindin und drückte seinen Kopf so lange in die Pfütze einer Beetfurche, bis er ertrank.

Anmerk. Grausamkeit und Rachsucht ist ein hervorragender Zug der Wassergeister. — Der Nix erscheint in fast ununterscheidbarer Aehnlichkeit und äußerst intimem Verkehr mit den Menschen, aber auch feindselig gegen ihn. Die Zwerge sind blos launisch und wenn sie schaden, schaden sie mehr indirekt. Die Nixen sind verführerisch und grausam. So stellen sie die dunkle Seite der weiblichen Natur nach ihren beiden Richtungen hin dar in dämonischer Potenzirung und beweisen von Neuem, daß das Element des Wassers mit dem weiblichen Geschlechtsprincipe eine innere Verwandtschaft hat. Die Zwerge (Erdmännlein, wie sie in der Mark heißen) sind männlicher, derber, zuverlässiger. Züge von uneigennütziger Wohlthätigkeit sind bei Zwergen ebenso häufig, wie sie selten sind bei Nixen.

C. Kobolde.

55. Der Kobold.

Gräve S. 57. Haupt und Schmaler II. 267.

Der Kobold (wendisch Kobolt, Koltk oder Kubotčik) ist ein Hausgeist, der in abgelegenen Winkeln, Holzschuppen, Bodenkammern, Kellern u. s. w. wohnt, und von den Hausbewohnern gut gepflegt und gespeist sein will, denn er ist gar sehr launisch, und wenn er nicht gut behandelt wird, und ebenso gut zu essen bekommt als die Hausbewohner, so poltert er des Nachts gar erschrecklich im Hause umher und wirft sogar die Leute aus dem Bette her-

aus. Gute Behandlung weiß er aber auch zu vergelten, macht des Nachts dem Gesinde die Arbeiten oder spinnt an dem Rocken der Hausfrau weiter, bringt Getreide in's Haus, das er andern stiehlt, und auch manchmal — und dann in Gestalt einer Dohle — bares Geld. Sonst nimmt er auch gern die Gestalt eines Kalbes an. Bei Vollmondschein erscheint er zuweilen den Kranken.

Anmerk. Kobolt, von cob (wälsch der Daumen) = Däumling, mittellateinisch cobalus, Possenreißer, griechisch κόβαλος, Spötter (niederländisch Cabot, französisch Gobelin). — Noch jetzt spricht man von einer Magd, der die Arbeit rasch von der Hand geht: sie hat den Kobold. — Auch die Alten kochten für die Dämonen — coena Daemonum Plaut. Pseudol. Act III. sc. 2. v. 7.). Die Hindu füttern ebenfalls ihre Hausgeister (Wilsons Theater der Hindu I S. 94. Anmerk.). Hausgeister sind Seelen der abgeschiedenen Ahnen. So lange ihr Geist im Hause waltet, geht Alles gut. — Auch die Penaten der Alten waren Laren, abgeschiedene Geister, s. Plaut Merc. V. 1., 5.

Die Gestalt der Dohle erinnert an das Venedigermännlein, das Geld schöpft und auf und davon fliegt wie ein Vogel. (Vonbum, vorarlbergische Sagen S. 17.) Die Hauselben der Iren heißen Raben Preachan (Grimm, Ir. Elfenm. XIV.) Daher glaube ich, daß der in manchen Gegenden gebräuchliche Name Kolkrabe auf das slavische kolk = Kobold zurückzuführen ist. Raben sind Wodans-Vögel, dann aber auch Teufelsattribute (siehe No. 96., No. 182., No. 107.).

Man findet auch oft noch hier und dort in den beiden Lausitzen Wiesel, Mauerschwalben, Ziegenmelker u. s. w. getödtet an Stallthüren hangen, welche man für dergleichen Kobolde oder Alpe hält. Gegen ihren bösen Einfluß helfen die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige: C. † M. † B., die man noch heute vielfach an Haus- und Stallthüren angeschrieben findet. Ein ausgehöhlter Felsen auf dem Tschernebog heißt die Koboldskammer (Koltki domy). Dort wohnen sie in ganzen Haufen zusammen und necken die Vorübergehenden.

56. Der grüne Peter und die Däumlinge.

Gräve S. 197. Ed. Kauffer (konstitut. Zeitung) 1852 No. 128.

Vor langer, langer Zeit, als die Oberlausitz noch böhmisch war, lebte dort, wo jetzt das Dorf Oppach liegt, ein Fuhrmann, der hieß nur immer der grüne Peter, weil er einen grünen Rock zu tragen pflegte. Er hatte ein merkwürdiges Glück in allen seinen Unternehmungen und war nach und nach ein reicher Mann geworden, hatte eine Menge Knechte und viel schönes Vieh in seinen Ställen. Aber das kam von nichts weiter her, als von den Däumlingen, die in seinen Ställen wohnten, den Knechten die Arbeit verrichteten und Alles im besten Zustande erhielten. — Wußte es auch alles Gesinde, wie's zuging, nur allein der Herr nicht, der dachte blos immer, das läg' an seiner eigenen Klugheit und Geschicklichkeit. Einstmals aber hat's ihm ein Knecht verrathen, daß die Däumlinge Alles so schön in Ordnung hielten, und ist der Herr zornig geworden, denn es war ein stolzer und aufgeblasener Mann, hat auf die Däumlinge geflucht und er wollte nichts mit

ihnen zu schaffen haben, und es wäre Alles Einbildung, denn er hat nichts geglaubt von dem stillen Walten des kleinen Volkes. Kommt auch des andern Tages in den Stall, begegnet ihm ein Däumling, das war der Liebling des Großknechts und der fleißigsten einer, trug auch ein rothes Käppchen, das ihm die Knechte hatten machen lassen. Als den der Herr sahe, ergrimmte er in seiner Thorheit, und ob ihn wohl der Däumling um Schonung anflehte, und alles Gesinde ängstlich bittend herzukam, zertrat er ihn doch mit seinem Stiefel. Da ist von dem Augenblicke an die Wirthschaft hinter sich gegangen, ein großes Viehsterben gekommen und Alles verwahrloset worden, denn die Däumlinge waren ausgewandert und hatten den grünen Peter verwünscht. Der hat sich auf's Saufen gelegt und ist ein wüster Bursch geworden, so daß alle Leute sagten, es würde mit ihm kein gut Ende nehmen. Und so war's. Denn als er einst am grünen Donnerstage mit seinem Gespann von Bautzen zurückkehrte und am Worbisberge hinfuhr, ist ein fürchterliches Donnerwetter über ihn herein gebrochen, daß die Pferde gescheut und gebäumt haben. Mein Peter aber ist trunken gewesen, hat blos geflucht und gesagt, so wolle er doch gleich vom Donner erschlagen sein. Und siehe, ein Blitz, ein Schlag, da fuhr's hernieder, tödtete ihn sammt seinen Pferden und steckte den Wagen in Brand.

Seitdem treibt der grüne Peter auf dem Worbisberge sein Wesen, vornehmlich in der Nacht des grünen Donnerstages. Da wettert ein Wagen daher mit zornigen Rossen, darauf sitzt der grüne Peter ohne Kopf, knallt mit der Peitsche und erschreckt den einsamen Wanderer.

Anmerk. 1. Die Kobolde tragen gern rothe Mützchen (Sommer, Thüringische Sagen S. 171.), ebenso die Kaboutermännchen (Wolff, N. S. p. 572.).

2. Man bemerke beim Schluß das Hineinspielen des Sagenkreises vom wilden Jäger. Auch der grüne Rock des Peter kann dahin gedeutet werden. Grön Jette heißt in Dänemark der wilde Jäger. Grün ist oft die dämonische Farbe.

3. Donnerstags sind Elfen und Zwerge und dergleichen am thätigsten. Niemand in der Lausitz wird am Donnerstage Hochzeit machen. In obiger Sage übernimmt Thor, der Donnergott, dem der Donnerstag besonders zu Ostern und Himmelfahrt geheiligt ist, die Rache der Däumlinge, deren König er ist.

57. Der Irrwisch.

Laus. Monatsschrift 1797, II. 747. Haupt u. Schmaler II. 266. Gräve No. 71.

Der Irrwisch (wendisch Bludnik, von blud, der Irrthum) ist ein schadenfroher Gnome, der bei Nacht und Nebel die Menschen so verblendet, daß sie den Weg verlieren und irre gehen und dabei leicht in Sümpfe gerathen. Das macht er besonders mit den Vorwitzigen, die ihm muthwillig nachlaufen. Das beste Mittel, ihn zu vermeiden oder unschädlich zu machen, ist, daß man die Fußwege vermeidet, auf denen er nur Gewalt hat, und stets mit einem

Fuße im Wagengeleise bleibt. Manchem jedoch, der ihm gute Worte giebt und eine annehmliche Bezahlung verspricht, hilft er den bereits verlorenen Weg wiederfinden und geleitet ihn richtig nach Hause. Aber wehe dem, der ihn zum Besten hat und ihn betrügen will. Ein Verirrter versprach ihm einmal zwei Silbergroschen, wenn er ihn richtig nach Hause bringen wollte. Der Irrwisch war damit zufrieden und sie kommen auch endlich vor das Haus des Verirrten. Dieser erfreut, daß er keiner Hülfe mehr bedarf, dankt dem Führer, giebt ihm aber statt des Versprochenen eine geringe Kupfermünze. Der Irrwisch nimmt sie auch an und fragt, sich bereits entfernend, ob sich der Geleitete nun allein nach Hause finden werde? Letzterer antwortet ganz fröhlich: Ja! denn ich sehe schon meine Hausthüre offen. Da schreitet er auf diese zu und — fällt in's Wasser, denn es war alles Täuschung gewesen.

Besonders mit den Betrunkenen macht sich der Irrwisch seinen Spaß, wenn sie vom Jahrmarkte oder von einem Trinkgelage nach Hause gehen. Er führt sie vom Wege ab und in die Irre, und wenn sie in ihrer Trunkenheit nicht weiter gehen wollen, sondern es vorziehen, draußen ihren Rausch auszuschlafen, dann brennt er sie auf die Fußsohlen.

In einigen Gegenden hat das Volk den Glauben, die Irrlichter wären die Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder. Man erblickt sie vorzüglich auf Kirchhofsmauern. Wenn man eine Hand voll Friedhofserde nach ihnen wirft, verschwinden sie.

Anmerk. Seelen Verstorbener erscheinen als Lichter und das Licht ist ein Symbol für den Geist eines Todten. Daher das Licht bei katholischen Begräbnissen, das prophetische Tod verkündigende Lichtverlöschen auch im lausitzischen Aberglauben (siehe No. 345.). Wenn die Brautleute bei Tische sitzen, werden zwei Lichter angezündet. Wessen Licht zuerst verlischt, der stirbt zuerst. Dieselbe Bedeutung haben ja bekanntlich die Lichtlein in den Nußschalen am Sylvesterabende.

58. Der große Leuchter.

Breslauer Handschrift No. 15. Preusker II. S. 118. Sammlung von Schön No. 43. Msc.

Der große Leuchter heißt bei dem Volke um Meffersdorf ein Geist, der in Gestalt eines kleinen Flämmchens, das aber größer und höher anwachsen kann, ruhelos auf dem Hellerberge umherwandelt. Einst kommt ein Bauer spät aus der Schänke gegangen. Auf dem Hellerberge angelangt, sieht er in einer kleinen Entfernung den großen Leuchter schweben und spottet über ihn. Augenblicklich hüpft der Geist neben ihm hin und begleitet ihn bis an seine Hausthüre. Der Bauer tritt in sein Haus und wirft, während er die Thüre verschließt, dem schlimmen Begleiter noch eine Menge von Schimpfreden zurück, brüllt aber alsbald vor Schmerz laut auf — denn alle seine Haare auf dem Kopfe entzünden sich plötzlich und brennen über und über lichterloh.

Auf dem Knappberge bei Schadewalde zeigt sich ein anderer Geist, der denselben Namen führt. Er gleicht aber einem menschlichen Gerippe, dem aus allen Rippen Lichter brennen. Den Wanderern, welche am Knappberge vorüber kamen, gesellte er sich zur Seite und leuchtete ihnen. Die Leute, welche in früheren Zeiten von Schadewalde und Marklissa aus ihren Weg nach Reichenberg in Böhmen nahmen, um daselbst Korn einzukaufen, haben ihn jedesmal leuchten sehen. Erst zu Anfange des 7jährigen Krieges ist dieser große Leuchter verschwunden.

Auch auf den feuchten Wiesen von Gießmannsdorf und auf den Feldern von Reibersdorf treibt ein solcher Feuermann sein Wesen. Dort heißt er der Feuerhusar.

Anmerk. Hellerberg, auf allen Karten Höllenberg und Hollenberg geschrieben, erinnert mich an Hela, Hölle, und Frau Holle, ohne daß ich eine besondere Beziehung zu diesem Kobolde nachweisen könnte.

59. Die lustigen Geister auf dem Knappberge.

O. u. N. L. Chronik S. 112. Breslauer Handschrift Nr. 20.

Auf dem Knappberge zwischen Gerlachsheim und Marklissa wohnen schon seit den ältesten Zeiten lustige Geister, denen es besonders Vergnügen gewährt, den Menschen einen Schabernack zu spielen und sie an der Nase herum zu führen. Mancher Vorübergehende, der den Weg im Schlafe zu finden sich getraut hätte, wird von ihnen Stunden lang in der Irre herumgeführt, so daß er in ganz andere Dörfer geräth oder gar plötzlich wieder da ankommt, wo er hergekommen ist.

Der Gutsbesitzer von Hartmannsdorf macht sich eines Morgens zu Pferde nach Görlitz auf. Er ritt recht rasch und ist bald in Moys, dem letzten Dorfe vor Görlitz. Da befremden ihn plötzlich die Thürme auf dem Schlosse, die er noch nie gesehen. Fast möchte er glauben, sein eigener Hof sei nach Moys versetzt. Er reitet durch's Thor, und siehe, ein neues Wunder! Die Seinen empfangen ihn staunend über seine schnelle Zurückkunft — denn er war richtig nach zweistündigem Ritte wieder auf seinem eigenen Gute angelangt. So machen's die lustigen Geister auf dem Knappberge.

60. Der Feuermann.

L. Mon. Schrift 1797. II. 749. Preusker III. 224.

Der Feuermann ist ein Waldkobold, der bei Nachtzeit um die Wipfel der Bäume schwebt und einen feurigen Körper besitzt, dessen Erscheinung den Vorübergehenden Furcht und Schrecken einjagt. Zuweilen kommt er auch auf die Erde und in die Häuser, dann wohnt er wie der Drache der Wenden hinter dem Feuerherde oder Schornsteine. Auf dem Schafberge bei

Baruth läßt er sich in der Andreasnacht sehen, wo er um die Gipfel der Kiefern schwebt und als ein feuriger Waldteufel gefürchtet wird.

Anmerk. Kobolde, die als Flammen in den Häusern erscheinen, heißen in Thüringen „rother Junge" (Sommer, S. 32.). Aber auch Hauskobolde sind zuweilen Waldgeister. Deshalb pflegte man ihnen in Kellern und Scheunen Schuhe, Bogen und Pfeile bereit zu legen. (Grimm, S. 449.) Der Mönch von St. Gallen bei Perz, Leben Karl's des Großen II. 741. nennet den Kobold pilosus. Althochdeutsche Glossen übersetzen pilosus durch Scratum, woraus dann „Schretzel" wurde. (Altes Sprichwort: Jedes Haus hat sein Schretzlein (Kork S. 190.). Der Feuermann gehört also mit Fug und Recht unter die Kobolde.

61. Der Feuerpuhz in Lauban.

Gräve. S. 37.

Einst durchstreifte ein böser Zauberer die Lausitz; der hatte einen Feuergeist, auch Salamander genannt, bei sich, der in eine fest versiegelte Flasche gebannt war, und den er zum Unheil seiner Feinde aussenden konnte, wann und wohin er wollte; auf sein Zauberwort aber mußte der Salamander wieder in sein Behältniß zurück kehren. Dieser Zauberer kam einst nach Lauban und hatte den Salamander in seinem Zimmer aufgestellt. Eines schönen Tages aber kommt mit der Besenmagd zugleich der Wirthin vierjähriges Töchterlein in das Zimmer, spielt mit den magischen Geräthen und öffnet dabei die Flaschen. Hui, flog der gefangene Salamander heraus mit dem Ausrufe: Das will ich den Laubanern nie vergessen! — Und er hat Wort gehalten. In der Gestalt einer Pyramide oder einer Schlange durchfliegt der Salamander die Straßen Lauban's, denen Feuersgefahr droht und bleibt zur Warnung der Bewohner dort über dem Hause stehen, wo das Feuer auskommen soll. Die Laubaner aber nennen ihn den Feuerpuhz.

Anmerk. Dieser Geist macht den Uebergang zu den wohlthätigen und prophetischen Kobolden. Feuerpuhz heißt er wohl nur, weil er Feuersbrünste vorher verkündigt. Doch könnte auch die Schlangengestalt und der Salamandername dazu auffordern, ihn für einen seiner Natur nach feurigen Geist zu halten.

Der Name Puhz kann verschieden gedeutet werden:

1. Puhz, soviel wie Puhst, von puhsten = stark blasen (Pustrich war ein slavischer Windgott), wobei man nicht nur an das Herausfahren aus der Flasche, sondern überhaupt an die Lufterscheinung des Geistes zu denken hätte.
2. Puhz = Butz, niederdeutsch Butte (siehe Grimm S. 288.), was zwar mehr einen Poltergeist bedeutet, aber doch auch als Name eines irrwischartigen Kobolds vorkommt. (Muchar, Gastein p. 145.) Daher auch provinziell von einem kleinen Menschen: es ist ein recht kleiner Puhz, ein verbuttetes Kerlchen, ein putziger Mensch = drolliger Mensch, was an die Koboldsnatur erinnert. Die Schlangen- oder Salamandernatur stimmt aber eher mit der ersten als der zweiten Erklärung, die prophetische Natur zu keiner von beiden. Der unpopuläre Salamander ist vielleicht ein eigenmächtiger Zusatz Gräve's. — Sind vielleicht die vielen Butter-Berge, Brunnen und Bäume in der Lausitz als Koboldsberge u. s. w. zu erklären?

62. a) Die Gottesklage.

Haupt u. Schmaler II. S. 269.

Boza losc, wahrscheinlich = Boza zalosc, Gottes Klage ist eine gespenstische Frau, die sich Abends vor das Gehöfte setzt, in welchem sich ein Unglück oder Trauerfall ereignen wird, und die mit kläglichem Weinen über die bevorstehenden bösen Ereignisse jammert und so die Bewohner darauf aufmerksam macht.

Anmerk. Hier wird der Kobold gewissermaßen schon zur warnenden weißen Frau.

62. b) Die Wehklage.

Provinzialbl. St. 3. S. 260. L. Mon. Schr. 1797. II. 753. Gräve S. 47. Haupt und Schmaler II. S. 269.

Die Wehklage (Boże sedlešco) heißt bei den Wenden ein freundlicher Schutzgeist, der sich entweder als ein schönes weißgekleidetes Kind oder in der Gestalt einer weißgefiederten Henne zu zeigen pflegt und eine bevorstehende Gefahr oder ein bald zu befürchtendes Unglück durch Klagen und Weinen anzeigt und hierdurch davor zu warnen sucht. Daher hat man oft bei den Wenden die Worte: Boże sedlešco je płakato (die Wehklage hat geweint). Man kann die Wehklage fragen und sie antwortet auch, aber in unbestimmten Ausdrücken. Im Jahre 1766 wurde die Stadt Muskau mit einem großen Brande heimgesucht. Da hat sie sich denn vorher in dem Hause, wo das Feuer auskam, oft hören lassen, und auf Befragen geantwortet: Es wird nicht nur bei dir sein, sondern auf allen Gassen. Vor einigen Jahren ertranken ebendaselbst bei der Neißmühle drei Personen. Da hat der Müller auch vorher die Wehklage gehört, und als er gefragt, was es geben würde, hat sie geantwortet: Es betrifft nicht dich, sondern einen Andern. In Wittichenau hörte man sie vor dem Brande im Jahre 1822 und in Bautzen, in der Gegend wo jetzt das Theater steht, vor jeder Feuersbrunst, Pest und andern Unglücksfällen. Jedoch nicht jeder kann die Wehklage vernehmen. Es ist eine Gabe der Sonntagskinder. Wenn eine wendische Magd heißes Wasser ausgießt, so sagt sie, wenn sie vorsichtig ist: Wehklage geh' weg, damit ich dich nicht verbrühe. Sonst würde der Geist sie selber verbrühen. In diesem Falle sagt man: Die Wehklage hat dich verbrüht, und wendet folgende Kur dagegen an: man schmiert das Ofenloch mit Butter und spricht dazu: Ich schmiere dich; heile mich, du hast mich verbrüht; sodann nimmt man den Schaum von einem kochenden Topfe und schmiert den Schaden damit. Dann heilt er schnell und sicher.

Anmerk. 1. Bei der weißen Henne erinnert Gräve an den filium gallinae albae des Patrons; der Vogel, den der slavische Orakelgott Radegast auf dem Kopfe trug, war auch eine Henne. Bei ihren Hochzeitsgebräuchen haben die Wenden noch heute ein Hühnerorakel. Wenn die Neuvermählte in den Hof ihres Eheherrn tritt, läßt sie eine

mitgebrachte Henne vorweg in den Hof laufen. Bleibt die Henne ohne Weiteres im Hofe, so ist es ein gutes Zeichen. Dann wird die junge Frau auch bald heimisch werden und ihre Ehe von Dauer sein. Thut aber die Henne scheu und ängstlich, dann steht die Sache schlimm; am schlimmsten, wenn sie gar zum Nachbar fliegt.

2. Der verbrennende Geist hängt eigentlich mit der warnenden Wehklage nur durch die Vorstellung der unsichtbaren Nähe zusammen. Im Aargau ist es ein ziegenartiger Kobold, der mit der Suppe verbrüht; das hungrige Kind, dem die Suppe nicht schnell genug kühl wird, ruft aus:

Thalemer-Geis
Mach mer de Suppe nid zu heiß.

(Rochholz S. 335.)

3. Die Schweden schmieren das Ofenloch mit einer Speckschwarte ein, wenn ein Kind rothe Flecken bekommen hat. (Friederich, Symbol. und Mythol. der Natur S. 55.) Vergleiche No. 219. Anm.

63. Das Aschenweibchen zu Zittau.

Novellistisch beh. von E. Willkomm, Sagen und Märchen a. d. Oberlausitz. Hann. 1845. Bd. 1. S. 253 sq.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1756 und um die Mitternachtsstunde der folgenden Tage haben eine Anzahl Personen ein verkrüppeltes und verrunzeltes altes Frauenzimmer vor der Johanniskirche und auf vielen Straßen mit einem Besen eifrig den gerade gefallenen Schnee zusammenkehren sehen. Einige, welche sich ein Herz faßten, fragten sie, was sie da mache und wer sie sei, und sie antwortete: ich bin das Aschenweibchen der Stadt und kehre die Asche zusammen aller Orten, wo welche liegt: ich habe noch lange zu thun, denn sie liegt bergehoch und auf allen Gassen, doch hier (vor der Johanniskirche) gerade zumeist. Da sich nun diese Erscheinung täglich wiederholte und die ganze Stadt in Schrecken setzte, beschloß ein hochedler Rath, der Sache ein Ende zu machen und die Landstreicherin, denn dafür hielt man sie, einzufangen. Die Stadtsoldaten, mehre Rathsherren an der Spitze, lauerten ihr eines Nachts auf, sie erschien auch wie gewöhnlich, man rief sie an, allein sie ließ sich in ihrem Kehren durchaus nicht stören und als man nach ihr schlug und griff, verschwand ihre Gestalt in Luft.

Sie kehrte aber darauf die nächsten Nächte nach wie vor fort, doch wagte sich Niemand mehr an sie, und so konnte man sie jede Nacht eifrig kehren sehen, bis am 23. Juli des Jahres 1757 die mit den Sachsen verbundenen Kaiserlichen die von einigen 100 Preußen besetzte Stadt auf einmal bombardirten und zum größten Theil in Asche legten. Eine der ersten Bomben schlug in die St. Johanniskirche und zündete, und überall, wo das graue Mütterchen sich früher hatte sehen lassen, waren glühende Kugeln gefallen und hatten die Gebäude in Brand gesteckt. Während des Brandes aber sah man eine graue Gestalt über die glühenden Trümmer schweben und mit einem Besen Wolken von Asche vor sich herfegen. Nun begriff man die warnende Erscheinung des grauen Mütterchens, aber leider zu spät. Seitdem

schwebt es in der Sylvesternacht und am Vorabende des sogenannten Brandfestes (22. Juli), wie ehedem fegend durch die Straßen der Stadt und ruft dadurch allen leichtfertigen Bürgern die Lehre zu: Seid wachsam und hütet euch, daß das Unglück nicht noch einmal unerwartet über euch komme und euch ganz vernichte.

64. Das Pfarrmännel in Kießlingswalde.

Mündlich.

Das Pfarrhaus zu Kießlingswalde hat einen Schutzgeist in Gestalt eines kleinen grauen Mannes, der heißt allgemein das Pfarrmännel. Meistens zeigt er sich bei den Wasser holenden Mädchen am Pfarrbrunnen. Mancher Magd ist es unheimlich gewesen und sie hat deswegen den Abschied begehrt. Doch thut es Niemandem was zu Leide und die Leute sagen, wenn die Magd einmal erst die Scheu überwunden habe, so sei das Pfarrmännel ihr guter Freund und helfe ihr die Arbeit verrichten.

65. Der Spiritus Familiaris des Peter Hanspach von Rosenhain.

Frenzel, hist. nat. III. 1415. mscr. Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 802. mscr.

Anno 1650 den 17. Sonntag p. Trin. wurde zu Schönau auf dem Eigen ein armer Mensch gesehen, Peter Hanspach genannt, gebürtig von Rosenhain bei Reichenbach, welcher in seiner Jugend ein Mühlknecht gewesen und sich einen Spiritum familiarem gekauft, der ihm zum Mahlen und Backen beförderlich gewesen. Weil er aber denselben nicht recht gebraucht, ist er an seinem Verstande ganz verrückt geworden, hat müssen rückwärts gehen wie ein Krebs und nirgends hinkommen können. Ist ihm im Kreuzwege wer entgegen gekommen, es seien Menschen, Kühe oder Hühner gewesen, so haben solche ihren Weg so weit zurück gehen müssen. Er hat sonst nicht fortkommen mögen, sondern müssen stehen bleiben.

66. Das Alraunmännchen.

Gräve S. 74. Joh. Rist's Märzgespräche.

Die Alraunmännchen, auch Heinzelmännchen und Galgenmännchen genannt, schnitzt man bekanntlich aus der wunderbar bezaubernden Alraunwurzel. Diese wächst besonders auf dem Falkenberge bei Neukirch und in der Muskauer Haide. Man gräbt sie in der Mitternachtsstunde der Johannisnacht aus, wobei sie einen Schrei von sich giebt, (denn sie ist ursprünglich ein in eine Pflanze verzauberter Mensch) wovon man sich aber nicht schrecken lassen darf.

Wer ein solches Männchen besitzt, dem kommt Glück und Segen in's Haus, es raunt ihm die Zukunft in's Ohr, läßt ihn Vergangenes schauen,

macht ihn klug und weise, bewahrt ihn vor bösen und umgiebt ihn mit guten Geistern, macht ihn hieb- und stichfest, braut Liebestränke, heckt Geld, verschafft Leibeserben. Dr. Faust, Berthold Schwarz, der Erfinder des Schießpulvers, und alle Zauberer, Hexen, Alchymisten und Goldmacher besaßen solch ein Alraunmännchen.

Anmerk. 1. In Adelung's neu eröffneter Schatzkammer 1669. 4., Joh. Sam. Schmidt's commentatio epistolica de alrunis Germanorum, Magd. 1738., Horst's Zauberbibliothek, Mainz 1821. und in den neueren Werken von Grimm, Nork, Schindler findet sich der Aberglaube vom Alraunmännchen mit all' seinen schauerlichen Einzelnheiten.

Schon Josephus de bello Iudaico l. VII., c. 28. beschreibt die Gefahren bei der Ausgrabung der Wurzel. Theophrastus Paracelsus vervollständigt den Bericht. (l. IX., c. 9.)

2. Der Name ist zusammengesetzt aus Al und raunen = runen = wissen. Die Seherin Aurinia, von der die römischen Geschichtsschreiber sagen, sie sei nächst der Veleda die berühmteste deutsche Wahrsagerin gewesen, hat ihren Namen von demselben Worte Aurinia = Alruna (Grimm, Myth. S. 376.).

3. Die Wurzel soll dieselbe sein, welche die Botaniker Atropa Mandragora (L.) nennen. Plinius XXV. 13. kennt eine weiße männliche und eine schwarze weibliche und warnt vor ihrer Ausgrabung.

4. Die Septuaginta übersetzen die Dudaim, welche Ruben seiner Mutter Lea bringt, durch *μῆλα μανδραγάρων*. Dudaim aber heißt Liebesapfel, von דוד Liebe. Nach Hesychius hatte die Venus den Beinamen *μανδραγορίτις*. Diese Dudaim werden im Orient zu Liebestränken gebraucht.

67. Die Elben.

Büsching II. 354. 386. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. 269.

In der Lausitz sagt der gemeine Mann von dem Kranken, welcher mit der fallenden Sucht behaftet ist: er hat die Elben. Auch von kleinen Kindern, welchen die Krämpfe das Gesicht verziehen, heißt es: das arme Kind wird von den Elben gar sehr geplagt. Diese Redensart, bei der man sich wohl nichts Bestimmtes mehr denkt, deutet offenbar auf den Volksglauben an die Elfen oder Alfen (Wreginj bei den Wenden) hin, die in der nordischen Götterlehre als gute und böse Wesen eine so große Rolle spielen, und in den Hexenprozessen des sechszehnten Jahrhunderts als Plagegeister häufig vorkommen. Die Hexen nannten sie ihre guten Holdchen, fahrende Dinger oder Unholde, welche sie Menschen und Thieren beibringen konnten, auch ihre „reißende gute Kindchen“ nannten sie dieselben, und bekannten dabei, es seien die Früchte ihrer Buhlschaft mit dem Teufel und beschrieben ihre Gestalt als die eines Wurmes, oder einer Fliege von weißer oder schwarzer, zuweilen auch weiß und schwarzer Farbe.

Diese Elben buken sie dann in Kuchen und wer davon aß, bekam die Krämpfe oder eine andere Krankheit, thaten sie in Getränke, gruben sie auf den Weg, daß, wer über sie hinschritt, erlahmen mußte.

Die Wreginj (Plagegeister) der Wenden haben die erweiterte Bedeutung, daß auch die Zornwuth oder Tobsucht (vergl. die nordische Berserkerwuth) als Besessenheit von diesen bösen Geistern bezeichnet wird.

Anmerk. Der Wurm ist eine Schlange im Kleinen. Auch Raupen sind deshalb dämonische Thiere. Die Farbe erinnert an den Dualismus der Lichtelben und Nachtelben, der bei den übrigen elbischen Gestalten unsrer Sagen zurücktritt. Es ist ein Zeichen treuer Aechtheit der Sage, daß dieser Dualismus sich gerade an den Namen der Elben heftet und es liegt Logik darin, daß bei den andern Geistern mit einer bestimmten ausgeprägten Persönlichkeit diese Zweiheit zurücktritt. (cf. Grimm, Mythologie S. 250.)

Die Verwandtschaft dieser Wurmelben mit den menschlich schönen Elfen hat ein Spiegelbild an der eddischen Sage von den Würmern, die im Fleische des Riesen mit entsprangen und dann von den Göttern menschliche Gestalt und Begabung erhielten, um von nun an als Zwerge im Leibe der Berge zu leben. (Snorri, p. 15.) Eine zweite Parallele liegt in der Verwandlung von Schlangen in Menschen.

68. Der Alp. Murava.

L. Mon. Schr. 1797. II. 759. Gräve S. 58. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. 268.

Der Alp oder Mähre, Nachtmännlein — auch Drutte (wendisch Murava) ist ein Geist von zweifelhaftem Geschlechte (Incubus und Succubus), der aus einem Menschen, den man deshalb auch Alp nennt und an seinen über der Nase zusammenlaufenden Augenbrauen erkennen kann, ausfährt, und einen andern aus Uebermuth oder auf Befehl des ersteren im Schlafe drückt, ihm das Athmen erschwert und ihn am Sprechen hindert. Dieses nennt man dann Alpdrücken. Der Geist erscheint dann in Gestalt eines alten, häßlichen, unförmlich dicken Weibes mit einem schweren Klotze in den Armen. Diese Unholdin verschont auch das Vieh nicht. Es giebt übrigens Mittel sie zu fassen. Das bewährteste ist, wenn man zu ihr sagt: Pschindž justje ksnje danjn.

Da stellt sich sodann die Ruhestörerin gewiß des Morgens beim Frühstück ein. Die einzige Schwierigkeit ist nur eben leider, daß das Alpdrücken am Sprechen hindert.

Die Murava der Niederwenden ist indessen ebensowohl Tag- als Nachtgeist, und erscheint allemal dann, wenn es während des Sonnenscheines regnet; dann flattert sie als Schmetterling von aschgrauer Farbe, der demgemäß im Wendischen auch Khodojta, Hexe, heißt, umher, und nimmt die Gelegenheit wahr, wie sie etwa Jemandem schaden könnte. Zuweilen erscheint sie auch als ein kleines rothes Männchen.

Anmerk. 1. Alpschwanz, Alpzal, Alpzagel heißt in der Lausitz ein alberner Mensch. Albern scheint mit Alp durch den Begriff des Schläfrigen, Schwerfälligen verwandt zu sein. Alfanzen heißt: sich unrichtige, fürchterliche Gedanken machen. (Anton, Idiotikon. 6. St.)

2. Auch der deutsche Alp wird oft für ein und dasselbe mit der Hexe oder doch gleich den Elben für ihr Erzeugniß gehalten. Thomasius, dissertatio de sagis. Drude bedeutet gegenwärtig Alp, ursprünglich aber Druide. Druide = Hexe. Der Name Nachtmähre hingegen zeigt Verwandtschaft mit der slavischen Mara, und auch Murava scheint nur eine Art Personifikation der Mara (siehe oben die Göttersagen). Ein altes Weib aber heißt im Wendischen scheltweise Stara Mera = alte Hexe, eine so enge Namensverwandtschaft, daß es erlaubt sein dürfte, diesen Fall als einen Beweis für die oft ausgesprochene Wahrheit zu halten, daß die Priesterinnen des Heidenthums sich im christlichen Zeitalter in Hexen verwandeln. (Vergleiche Liebusch, Skythika S. 272.)
3. Aber Nachtmähre scheint auch deutsch gedeutet werden zu können. Mähre heißt bekanntlich Pferd. Mit dem Alpdrücken ist oft das Gefühl des Reitens verbunden. (Scheibele, das Kloster XII. 685.) Hexen aber sind ebenfalls bekanntlich Ofengabel- und Besenreiterinnen.
Mara ist Todesgöttin und Pestfrau. In der skandinavischen Sage läuft das Todtenpferd der Göttin Hela bei Nacht umher und bringt den Tod in das Haus, wo es sich vor dem Thore sehen läßt. Wer aber mit dem Leben davon kommt, fühlt sich beim Erwachen wie gelähmt. (Gerade so beim Alpdrücken.) In slavischen Gegenden bringt ein gespenstiges Roß die Pest in das Haus, wo es mit dem Kopf gegen die Thüre stößt.
4. Schließlich die eigenthümliche Schmetterlingsgestalt. — Auch in der Aargauer Sage erscheint der Alp in Schmetterlingsgestalt. (Rocholz S. 277.) Im Kanton Luzern heißt Toggeli zugleich Schmetterling und Alpdrücken. (Stadler 1. 287.) Molkendieb ist sowohl Name eines weißen Schmetterlings als auch Schimpfname der die Milch (Molken) verzaubernden Hexen. (Grimm, Mythologie S. 605.) Schrätteli und Toggeli sind aber in den oberdeutschen Mundarten zugleich Zwergnamen. Man bemerke, wie hierdurch wieder der ursprüngliche Zusammenhang zwischen Alpen und Zwergen (Alfen und Elfen) sprachlich hergestellt wird.

69. Der Vampyr.

Gräve S. 113.

Ein Vampyr ist ein gespenstisches Wesen, welches durch Blutaussaugen die Menschen tödtet. Abgeschiedene Seelen verstorbener Menschen führen noch im Grabe ein Scheinleben fort, das ihnen keine Ruhe läßt. Bei Nacht erheben sie sich aus ihren Gräbern, legen sich über schlafende Menschen, besonders über ihre eigenen Blutsverwandten und saugen ihnen auf körperlich kaum wahrnehmbare Weise das Blut aus. Ganze Familien sind durch Vampyre ausgerottet worden. Andere erscheinen auch bei Tage und geben sich für Anverwandte, Freunde, Geschäftsreisende aus. Sie können nicht anders gebannt werden, als wenn ein Priester die Leichname ausgraben läßt, ihnen den Kopf abschneidet, das Herz mit einem Pfahle durchsticht, selbiges sodann verbrennt und die Asche auf das Grab streut.

Sonst ist es auch die Seele eines noch Lebenden, die den Körper, den der Schlaf überwältigt, unwillkürlich verläßt, alsdann in scheußlicher Schattengestalt in Anderer Schlafgemach eilt und ebenso, wie jene, den Schlummernden das Blut aussaugt. Gegen diese nun, da man nicht weiß, wessen Körper

sich die Seele entwunden hat, hilft nichts als Fasten und Beten, Räuchern und Besprengung mit Weihwasser.

Um keinen Vampyr zu begraben, muß man sich vorsehen, daß nicht der Leiche, wenn sie im Sarge liegt, irgend ein Band oder dergleichen in den Mund kommt.

Jetzt hört man glücklicher Weise nur selten Etwas von diesem schrecklichen Gespenste. Aber noch im 16. Jahrhundert hat ein weiblicher Vampyr unter dem Namen einer Gräfin Villambrosa (?) mehre Edelhöfe in der Niederlausitz besucht und in den dortigen Familien große Verheerungen angerichtet.

Anmerk. Der Vampyrismus, der besonders bei slavischen Völkern eine so schreckliche Rolle spielt, hängt nach Görres' Meinung mit dem Alpdrücken zusammen. Ein oberlausitzischer Aberglaube sagt: Wenn ein Leichnam rothe Backen behält, so holt er bald Einen aus der Verwandtschaft nach. Auch darf man der Leiche kein Tuch nahe an den Mund bringen, sonst kaut sie es und die ganze Familie stirbt aus.

Vergleiche Ranft: Ueber das Kauen und Schmatzen der Todten in den Gräbern. Leipzig 1728.

70. Die Pilweisen zu Lauban.

Martin Bohemus: Chronik von Lauban a. a. 1567. Schindler: Der Abergl. des Mittelalters S. 144.

In Lauban lebte um's Jahr 1567 ein Maler, Hans genannt. Er wohnte in der Fleischergasse neben Urban Zeidler's Badehause. Dieser Mann und sein Weib sind vor den Rath gefordert und beschuldigt worden, daß sie Pilweisen wären. Man hat sie deshalb peinlich befragt (d. h. gefoltert), sie aber haben sich beide hoch verschworen und gesagt, so es wahr wäre, möchte Gott ein Zeichen an ihnen thun. Bin ich ein Pilweis, so will ich erblinden, sagte der Mann; bin ich ein Pilweis, so will ich erlahmen, sagte die Frau. Da hat man ihnen geglaubt und sie freigelassen.

Es hat aber nicht gar lange gedauert, da ist die Frau am rechten Schenkel erlahmt, und bald darauf ist der Mann am rechten Auge erblindet. Die Frau hat nicht mehr lange gelebt und ist ohne Sang und Klang begraben worden. Und wie der Todtengräber sie hinausgetragen hat, da ist ein schwarzer Bock hinter dem Sarge hergegangen und hat gemeckert, die Leiche aber hat im Sarge mit den Lippen geschmatzt. Da hat der Todtengräber den Sarg vor dem Grabe aufgemacht und ihr einen Stein und einen Pfennig in's Maul gegeben, und den Sarg wieder zugemacht und begraben. Als aber der Bürgermeister die Sache erfahren, ist er sehr übel zufrieden gewesen. Der Todtengräber aber hat gesagt, daß es bei ihm nichts Neues wäre; sie würde nun schon das Maul halten.

Anmerk. Vergleiche Grimm's Mythologie S. 263. ff. Pilweis, Bilwitz u. s. w. ist eine Art Alp, ein Kobold oder von einem Kobold besessener Mensch, der Andern Schaden

zufügt. Der Name soll nach Grimm dasselbe bedeuten, wie der Elbenname: gutes Holdchen. Interessant ist in dem obigen Berichte die Erwähnung des Bocks, die auf den zu jener Zeit unvermeidlichen Teufel hinweist und die Pillweisin zu einer Hexe macht. Das Schmatzen wiederum deutet auf Vampyrismus. Uebrigens habe ich nicht finden können, daß der Pillweis auch nur dem Namen nach noch gegenwärtig im Volksglauben existire. Auch scheint er mehr dem schlesischen als dem lausitzischen Volke bekannt gewesen zu sein. Im schlesischen Recht (Böhme's Beiträge 6, 69.) ist Pillweiser = Zauberer, Wahrsager. Zu Schweidnitz wurde Anno 1529 ein Pillweis lebendig begraben (Hoffmann's Monatsschrift S. 247.). Zu Sagan wurden Anno 1582 zwei ehrbare Frauen für Pillweisen und H.... gescholten (daselbst 702.). „Du Pillweissin!" singt Andreas Gryphius p. 828.

71. Der Wechselbalg. Přemenk.

Haupt und Schmaler II. S. 267. Mündlich.

Bis zu dem Zeitpunkte, wo ein Kind sechs Wochen alt wird, muß immer eine Person in der Nähe desselben sein, denn es könnte sonst eine alte Frau aus dem Gebirge oder dem Walde kommen und den Säugling gegen einen körper- und geistesschwachen, mißgestalteten Wechselbalg austauschen. Mindestens muß man zu Häupten des Kindes ein Gesangbuch legen, ehe man das Zimmer verläßt. — Wenn aber durch Vernachlässigung das Unglück geschehen ist, so ist es gut, wenn man's bei Zeiten merkt. Dann braucht man blos eine Ruthe von den Zweigen der Hängebirke zu machen und den Wechselbalg tüchtig durchzuhauen.

Auf sein Geschrei kommt die alte Frau mit dem ausgewechselten Kinde, giebt es wieder zurück und entfernt sich mit dem Unholde. Man muß sie in Ruhe ihres Weges gehen lassen und ja nicht schimpfen und schelten, sonst behält man den Wechselbalg auf dem Halse.

72. Das Mittagsmännchen.

Gräve S. 59.

Das Mittagsmännchen ist ein Geist, der am hellen lichten Mittage herum geht, um die Menschen zu vexiren.

Es erscheint als ein kleines, dürres, verwimmertes Männchen, dem es Mühe zu machen scheint, eine große Hocke Holz auf dem Rücken zu tragen. Wenn es der mitleidige Holzhauer unterstützen will, ertönt ein schallendes Gelächter und der ärmste befindet sich plötzlich im Sumpfe. Diesem fliegt die Axt vom Halm, jenem zerspringt das Sägeblatt, an jedem wird irgend ein Schabernack verübt.

73. Das böse Weib. Slaczona.

Gräve S. 175.

Krumm und sehr gebückt schleicht in den Dörfern am hellen Tageslichte ein kleines, altes, verrunzeltes und verschrumpftes Weib, mit triefenden

Augen, großem Kopfe, warzigem Gesichte und mächtigem Höcker auf dem Rücken an einer Krücke umher, kriecht in Keller und Scheunen — da wo sie weilt, melken Kühe und Ziegen Blut, ergiebt sich keine Butter, verdirbt der Käse, schlickert die Milch, bekommen die Schafe Pocken, Hunde die Räude, der Wurm kommt in's Korn, das Gespinnst wird von Mäusen zerfressen: kurz es waltet Unfall, wohin ihr Auge blickt und ihr Fuß tritt. Erblickt sie ein Kind unterm Jahre, so beschreit sie es und es bekommt Friesel, Ausschlag, geschwollenen Leib oder irgend eine andere Krankheit. Die Wenden nennen es das böse Weib (Slaczona). Kräftige und furchtlose Männer dieser Nation haben schon mehrmals, wenn sie es gewahrten, die Fäuste gegen selbiges in Bewegung setzen wollen, allein es ist mit einem schallenden Gelächter vor ihren Augen verschwunden und die Frevlerhand erkrankt.

Anmerk. Der Glaube an das böse Auge (ὀφϑαλμος βαςκανος. Plat. Conviv. I. quaest. 7. Obliquus oculus Horat. ep. 1, 14, 37. ital. mal'occhio, portug. olho mao, span. mal el ojo, engl. Evil eye) ist in der ganzen Welt verbreitet. Ausführlicher berichten Nork, Sitten und Gebräuche S. 533., und Schindler, der Aberglaube ꝛc.

Uebrigens sollen die Slaven von Natur mehr Anlage zum bösen Blick haben, als die Deutschen.

74. Die Mittagsfrau. Připolniza.

L. Mon. Schrift 1797. II. 744. Sammlung von Schön No. 80. msc. Gräve S. 59. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 268.

Die Mittagsfrau (wendisch Připolniza) ist ein weibliches, großgewachsenes, weißgekleidetes Wesen, welches zur Mittagszeit von 12 bis 2 Uhr auf den Feldern zu erscheinen pflegt. Diese Mittagsfrau schweifte mit einer Sichel in der Hand über die Felder und stand unerwartet vor denjenigen, welche es versäumt hatten, Mittags die Feldarbeit zu unterlassen und nach Hause zu gehen. Die Ueberraschten mußten ein scharfes Verhör über den Anbau des Flachses und das Leinwandweben bestehen, und dabei so ausführlich sprechen, daß damit die Zeit bis zwei Uhr ausgefüllt wurde. Hatte diese Stunde geschlagen, so war es mit ihrer Macht aus und sie ging von dannen. Wußten aber die Geängstigten auf ihre Fragen nicht zu antworten, und das Gespräch bis zu dieser Zeit im Gange zu erhalten, so schnitt sie ihnen den Kopf ab, oder erwürgte sie, oder verursachte ihnen wenigstens eine mit heftigen Kopfschmerzen verbundene Krankheit. Auch wer im Stande ist, das Vaterunser rückwärts ohne Anstoß zu beten, kann sich dadurch retten. Bei trübem Himmel oder zur Zeit eines herannahenden Gewitters war man vor ihr sicher. Noch jetzt spricht man im Scherz zu demjenigen, welcher während der Mittagszeit ohne Noth auf dem Felde arbeitet: Nebojiš so, so Připolniza na tebé přiňdže, d. h. fürchtest du dich nicht, daß die Mittagsfrau auf dich kommen wird? und die sprichwörtliche Redensart: Wona so

praša kaž Připolnica, d. h. sie fragt wie die Mittagsfrau — kann man in jeder Spinnstube hören.

Anmerk. 1. Die Sage der Russen ist fast dieselbe. Der Russe wirft sich bei Annäherung des Gespenstes auf den Boden. Thut er's nicht, so bricht sie ihm Arme und Beine. Indessen giebt es einen geheiligten Baum, der stets da, wo die Mittagsfrau erscheint, in der Nähe wächst und dessen Rinde sogleich die Verletzungen heilt. Boxhorn in republ. Moscov. Part. I.

2. Wahrscheinlich ist die Pripolniza eine koboldartige Personifikation der ebenfalls am hellen Mittage wandelnden Mara. Sie theilt die Doppelnatur dieser Göttin und dokumentirt dieselbe allerdings auf eigenthümliche Weise als Beschützerin des Flachsbaues und als personificirter Sonnenstich.

Die Pripolniza ist eine wendische Sphinx, ein Doppelsymbol der Weisheit und des Todes. Sie fragt und examinirt die Menschen zu Tode, gleich der böotischen Sphinx des Oedipus.

3. Andere (Preusker III. 223.) schreiben Psschespolniza und leiten diesen Namen unmittelbar ab von pssches, hindurch, und polnico, der Mittag. Es sind aber auch andere Ableitungen möglich. Polo heißt auch Feld, potny, die Fülle, polnicz, füllen, sanskr. phul, blühen. Pri heißt im Sanskrit fruchtbar sein. Von dieser Silbe kommt der griechische Priapus wie der wendische Pripagela (s. o.). Letzterer wird auch Pripalega geschrieben und ist vielleicht die männliche Nebenfigur zu Pripolnica.

75. Das Mittagsgespenst in Diehsa.

Köhler, Der Czorneboh S. 18. Gräffe S. 498.

Das Mittagsgespenst pflegt besonders in der Gegend von Diehsa am Fuße des breiten Berges den Arbeitern auf dem Felde zu erscheinen und ihnen, wenn sie nicht reines Herzens sind, eine Masse von Fragen vorzulegen. Können sie dieselben beantworten, so ist es gut; wo nicht, so thut es ihnen ein Leides an.

Einst lag um die Mittagszeit ein junges Bauernmädchen hier im Grase und schlief. Ihr Bräutigam saß bei ihr, allein sein Herz war anderwärts und sann, wie er sich ihrer entledigen könne. Da kam das Mittagsgespenst einher geschritten und fing an, dem Burschen Fragen vorzulegen, und so viel er auch antwortete, immer warf es neue Fragen auf, und als die Glocke Eins schlug, da stand sein Herz still. Das Gespenst hatte ihn zu Tode gefragt. Als aber das Mädchen die Augen aufschlug, da lag ihr Bräutigam blaß und todt neben ihr. Sie weinte und klagte manchen Tag, bis man sie neben dem Jüngling, der ihre Liebe nicht verdiente, zur ewigen Ruhe einsenkte.

76. Die Mittagsfrau bei Kosel.

Sammlung von Schön No. 30. Msc.

Auf einem Felde bei Kosel stand früher ein Kreuz; das haben die Koseler zum Andenken und zur Warnung errichtet.

Eine Bäuerin aus Kosel war einmal zur Mittagszeit allein mit ihrem Kinde im Felde geblieben. Da ist die Mittagsfrau gekommen und hat zu fragen angefangen. Aber die Bäuerin hat keine Antwort gegeben, sondern in aller Herzensangst ihr Kind auf den Arm genommen, um sich zu entfernen. Da hat ihr die Mittagsfrau den Hals umgedreht, daß sie mit ihrem Kinde todt zur Erde fiel.

77. Der Bubbock.

Büsching. IV. 18.

Der Bubbock ist bei den Wenden in der Gegend von Lübbenau ein koboldartiger Geist, welcher die Leute auf Straßen und Fußwegen unter allerlei Gestalten zu vexiren pflegt. Die Ammen machen die kleinen Kinder mit diesem Gespenst zu fürchten, um sie vom Schreien zu entwöhnen und zum Schlafe zu bringen: „Still!" sagen sie, „der Bubbock kömmt!"

Anmerk. Bubock ist übrigens ein ganz gebräuchlicher Vorname bei den Wenden.

78. Winde's Burschen. Wjetrci holcy.

Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. S. 207.

Die Wenden denken sich den Wind als Person, und seine Diener oder Söhne sind es, welche den Sturm leiten und vermöge desselben gute und schädliche Thaten thun. Wenn es recht tüchtig stürmt, so sagt man: Windes Burschen lärmen aber recht. Ihren Aufenthaltsort denkt man sich meist in der Luft oder auf erhabenen Gegenständen, jedoch auch auf der Erde.

Anmerk. 1. Nach Hanusch sind in der slavischen Mythologie die Winde die Enkel des Windgottes Strybog. In allen Mythologien bilden die Winde eine Familie. Die vier Winde der Griechen sind Riesen und Brüder; im russischen Volksglauben sind es Söhne einer Mutter. Auch das Wort Windsbraut ist sehr alt. (Siehe Grimm, Mythologie S. 361.)

Die deutsche Sage kennt ebenfalls Windeskinder. Vergl. Kuhn in Haupt's Zeitschrift VI. S. 131., V. S. 373. Mit den Worten: „Sieh da lieber Wind, koch ein Muß für dein Kind!" (Abergl. 282.) oder: „Leg dich lieber Wind, bring das für dein Kind!" (Mythol. 602.) wirft man Mehl in den Wind.

2. Die Wenden kennen noch eine Menge meist böser Dämonen:

Djas, ein uralter slavischer Name, bezeichnet einen feindseligen Geist. Welcher Djas hat mich hierher geführt? sagen die Wenden oft.

Dunder oder Dundyr (vielleicht eine Nachbildung des deutschen Donner) scheint nur noch ein Euphemismus für Cert, Teufel, zu sein. Ein wendisches Sprichwort heißt: Er schnarcht wie Dunder im Holzapfelstrauch.

Raws heißt etwa Unhold.

Trach (oberwend. Strach, vielleicht von dem deutschen Drachen) haust in finstern Winkeln und schaurigen Orten und es macht ihm Freude, die Menschen zu ängstigen.

D. Thier-Dämonen.

79. Der Drache.

Frenzel, hist. natur. III. 1417. L. Mon. Schr. 1797. II. 754. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. 266. K. Haupt, Schlangensagen im N. Laus. Mag. 1860.

Viele Frauen haben den Drachen, welcher ihnen Milch, Butter, Getreide und Geld zuträgt.

Um ihn in ihre Dienste zu bekommen, müssen sie sich dem Teufel verschreiben. Anno 1709 ward in Budissin eine Seele von solchem Pakt errettet und aus des Satans Händen gerissen; daher auch öffentlich in den Kirchen darum dem gnädigen Gott gedankt worden. Bei den oberlausitzer Wenden heißt der Drache ton smij, bei den niederlausitzer ten pljon. Er zieht als eine feurige Lufterscheinung durch den Schornstein in das Haus. Es giebt verschiedene Arten. Der Getreidedrache, zitny smij, füllt den Kornboden seines Besitzers; der Milchdrache, mlokowy smij, sorgt für den Milchkeller der Frau Wirthin; der Gelddrache, penezny smij, läßt es seinem Herrn niemals an Geld fehlen. Er schleicht sich bei den Menschen auf folgende Weise ein. Irgendwo findet man einen Dreier liegen. Nimmt man diesen zu sich und verwahrt ihn gut, so liegt morgen ein Sechser da, und so wächst nach jedesmaliger Hinwegnahme des Gefundenen der Werth des Geldstückes bis zu einem Speciesthaler. Eignet man auch diesen sich zu, so hat man einen Heckthaler und den Drachen am Halse. Jeder Drache will gut abgewartet, gefüttert und mit höflichen Worten behandelt sein.

Als ein Feuergeist hat er seine verborgene Wohnung in der sogenannten Hölle hinter dem Ofen. Er verlangt, daß man ihm gutes Essen auf die Ofenplatte hinsetze, als Milchhirse, Fleisch u. s. w., was er verzehrt, wenn Alles im Hause schläft.

Versieht es die Wirthin oder der Wirth darin, so steckt er ihnen das Haus über dem Kopfe an und geht davon. Um den Gelddrachen auf eine unschädliche Weise los zu werden giebt es nur das eine Mittel, den Thaler zu verkaufen, aber unter seinem Werthe, damit es der Käufer merke, daß darunter Etwas verborgen liege und Alles mit seiner stillschweigenden Einwilligung vollzogen werde.

Anmerk. 1. Wenn einer in seiner Wirthschaft schnell vorwärts kommt, heißt es in der Lausitz allgemein: er hat den Drachen.

2. In Görlitz steht auf der Treppe der Peterskirche zu gewissen Zeiten ein kleines Schächtelchen, worin ein Dukaten liegt. Wer es aufhebt und den andern Tag hineinsieht, findet zwei, den dritten drei Dukaten. Wer es behält, hat einen Heckdukaten, wird aber dadurch Eigenthum des Teufels. Setzt man es aber gleich nach der Entdeckung wieder hin, so schadet es einem nicht.

3. Ueber den Drachen als Goldhüter und Schatzspender, das Verhältniß von Finsterniß und Gold, die Verwandtschaft dieses Drachens mit dem Lindwurm und dem wendischen Gotte

Plins (alias Flins) vergleiche die Anmerkung zu meinen Schlangensagen im Neuen Lausitzischen Magazin 1860. S. 174—77.

80. Der Lindwurm (waka, palowaka).

O. u. N. Laus. Chronik S. 21. Schön's Handschrift No. 62. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder I. S. 270. II. S. 266. K. Haupt, Schlangensagen im N. Laus. Mag. 1860.

Es geht eine alte Sage, daß vor langen, langen Zeiten in den Sümpfen und Seen der Niederlausitz schreckliche Lindwürmer und Drachen gehaust haben; sind gewesen wie Schlangen, aber viel größer, haben Rauch und Flammen geathmet, und das Land rings umher verwüstet und Menschen und Vieh in großen Massen verschlungen. Nahe am Dorfe Zilmsdorf (einem der ältesten Orte der Lausitz) ist eine Stelle draußen auf freiem Felde, da sprühen oft mannshohe Flammen aus der Erde empor. Das Volk nennt sie Drachenfeuer und erzählt, daß dort der große Drache gehaust habe, den der heilige Jürge getödtet hat. An der alten Salzstraße, die nach Sorau führt, ist ein Steinhaufen, da hat der Kampf stattgefunden, und da soll das steinerne Denkmal des Heiligen gestanden haben, hoch zu Rosse mit der Lanze in der Hand und dem Drachen zu seinen Füßen. Dieser Drache hat nämlich täglich dreißig Menschen aufgefressen und die Feldmarken weit und breit verwüstet. Er konnte auch menschliche Gestalt annehmen und hat in solcher viele Menschen in's Unglück gestürzt, sie ihres Geldes beraubt und dasselbe im tiefen Walde hinten bei der Forstner Haide vergraben. Gewöhnlich aber ist er durch die Luft gezogen, und hat dabei seine Reise über Zilmsdorf nehmen müssen. Dort wohnte aber früher ein gewisser Wochner, ein berühmter Teufelsbanner; der hat die Kunst gehabt, den Drachen oft so lange hinzuhalten, bis der Hahnschrei ihn im hiesigen Gau überrascht hat. Da hat er allemal müssen sein Gold fallen lassen.

Anmerk. Zu dem St. Georgsbilde bei Zilmsdorf wurde weit und breit her gewallfahrtet; 1615 hat es der Landvogt Graf Promnitz wieder aufrichten lassen und zwar auf Begehren des Kaisers Matthias (bei der Huldigung in Sorau 1611). Um 1710 stand der Stein noch und zeigte gegen Mitternacht in ausgehauener Arbeit den Ritter St. Georg auf einem Pferde und unter ihm den Lindwurm. Der Stein war 7 Ellen hoch und 3 Ellen breit. Die Inschrift aus dem 17. Jahrhunderte auf der Abendseite lautete:

Effigiem Christi dum cernis semper honora
Non tamen effigiem sed quem designat honora.
Aspice, mortalis, pro te datur hostia talis.

Darüber war an einem steinernen Kreuze ein zinnernes übergoldetes Christusbild. (Magnus, Gesch. v. Sorau S. 115.)

Hier wird also in protestantischer Umdeutung der Ritter in den Heiland selbst verwandelt, der „der Schlange den Kopf zertritt".

Ueber die Salzstraße vergl. die Ortssagen von Sorau. Ueber St. Georg als christianisirten Swantevit, den Drachen als Maske Tschernebogs und die mythische Bedeutung der Legende siehe meine Anmerkung zu den Schlangensagen im Neuen Laus. Magazin 1860

S. 159. ff. und Anmerkung zum wendischen Märchen von der verschlafenen Frau und dem starken Sohne.

81. Der Haselwurm.

Frenzel, hist. nat. II. 1027. msc. N. L. M. Bd. 36. S. 179.

Um's Jahr 1598 hat sich an der schlesischen und oberlausitzischen Grenze ein greulicher Wurm oder Drache, etliche Ellen lang, mit grün und gelbem Leibe, am Kopfe wie eine Katze gestaltet, eine geraume Zeit in Bergen und Gebüschen sehen lassen und ist den Leuten, die nach Pilzen und Haselnüssen ausgegangen sind, nachgeschlichen, hat auch zwei Mägdlein, die um jene Zeit verloren gegangen, zweifelsohne aufgefressen.

Anmerk. Der Haselwurm hält sich unter Haselgebüschen auf. Die Hasel ist ein Feenbaum, z. B. in dem Märchen von Aschenputtel (Grimm's Kindermärchen No. 21.). Mit Haselruthen bezwingt man die Hexen (Prätorius, Blocksberg S. 115). Daß man nicht unter Haselsträuchern einschlafen soll wegen der Elfen, daß Träume unter dem Haselstrauche von besonderer Bedeutung sind, ist allgemeiner Aberglaube.

Daß hier der Drache einen Katzenkopf hat, erinnert an die Sage aus der Edda, wo Thor in Jotunheim bei den Reifriesen vergeblich versucht, eine eisenfarbige Katze zu haben, von der ihm hernach der Riese vertraut, daß es die Mitgardsschlange gewesen sei, die sich um das ganze Meer geringelt hat.

82. Der Schlangenkönig von Lübbenau.

Büsching IV. 342. O. u. N. L. Chronik. S. 31. N. L. M. Bd. 36. S. 165. ff.

Das ehrwürdige alte Schloß von Lübbenau, das schon seit dem 15. Jahrhunderte steht, gehört den Grafen Lynar, welche aus Toskana in Italien stammen. Auf dem Schlosse findet sich noch das Bild eines alten Ritters, zu dessen Häupten die Worte stehen: „mit deme Grave Roch in Deutschland kommen."

Die gräfliche Familie führt im Schilde eine gekrönte Schlange mit einer Mauer, und wüßte Niemand weswegen und auch nicht woher die Grafen so reich sind, da sie doch ganz arm nach Deutschland gekommen sind, wenn es nicht das gemeine Volk dasiger Gegend aus dem Munde seiner Ahnen erfahren hätte und weiter erzählt von Kind zu Kindeskind.

Es sind aber um Lübbenau in den vielen hundert Armen der Spree viele Wasserschlangen, thun den Menschen nichts, nur daß sie manchmal den Kühen die Milch aussaugen, wovon sie in Lehda und Leipa zu erzählen wissen. Früher soll es dort sogar geflügelte Schlangen gegeben haben; die hat aber seit Menschengedenken keiner mehr gesehen. Aber das ist gewiß, daß ihrer in jedes Haus ein Paar gehört, ein Männlein und ein Weiblein, die sich aber nicht eher sehen lassen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter stirbt, und ein alter Mann hat es selber gesehen, als seine Mutter

gestorben war, wie Tags darauf früh eine lange todte Schlange auf dem breiten Steine vor dem Hause gelegen hat. Diese Schlangen hatten früher einen Schlangenkönig, eine sehr große, starke und lange Schlange, die hatte auf dem Kopfe zwei gebogene Haken, damit trug sie eine elfenbeinerne Krone. Diese Krone war aber von unschätzbarem Werthe und war in ihrer Art einzig und erbte immer von einem Schlangenkönige auf den andern.

Als nun der erste Lynar nach Deutschland und in die Oberlausitz kam — denn er war aus Italien ausgewandert wegen eines Bürgerkrieges — da hörte er das Alles, und weil er ein kühner und schlauer Mann war, beschloß er, sich der Krone des Schlangenkönigs zu bemächtigen. Er wußte aber, daß der Schlangenkönig, wenn er mit seinen Genossen im Sonnenscheine spielen wollte, die Krone ablegte, und zwar gern auf reinliche und weiße Sachen, breitete daher an einem schönen Maitage auf einem grünen Platze, da wo jetzt das Schloß steht, ein feines, weißes, großes Tuch aus, und versteckte sich nicht weit davon hinter einem Erlengebüsche an der Schnecke, aber weislich zu Pferde, wenn ja die Gefahr groß sein sollte. Und da kam richtig der Schlangenkönig und mit ihm ein großes Gefolge von Schlangen, und da legte richtig der Schlangenkönig seine Krone auf das weiße Tuch, schlängelte sich dann hinauf auf den Berg, wo jetzt die Eisgrube ist, und alle seine Gesellen mit ihm und begannen zu züngeln und zu spielen im Sonnenscheine, daß es gar lustig anzusehen war. Der Ritter aber reitet sachte herbei, faßt das Tuch mit der Krone an allen vier Zipfeln zusammen und giebt dem Rosse die Sporen. Augenblicklich hört er ein helles Pfeifen und da schießen die Schlangen vom Berge herab und rechts und links aus dem Wasser in unzähliger Menge, und alle hinter ihm her wie feurige Blitze, und kommen ganz dicht an ihn. Da kommt der Ritter an eine große Mauer, die ist quer vor ihm und kann nicht weiter, und die Schlangen immer auf seinen Fersen. Aber da macht das treue Thier einen verzweifelten Sprung und der Ritter kommt glücklich hinüber und in's Freie. Es sind aber unermeßliche Schätze gewesen, die er mit der Krone davon getragen hat, und hat davon die Herrschaft Lübbenau gekauft und nicht weit von der Stelle, wo er den Schatz erobert, das Schloß erbaut. Den Schlangenkönig aber und jene Mauer nahm er in sein Wappen auf.

Seitdem aber der Schlangenkönig seine Krone verloren, hat sich die Anzahl der Schlangen vielfach gemindert. Folgendes jedoch hat sich zu unserer Großväter Zeiten zugetragen. Ein Fischer, der vor vierzig Jahren noch lebte, fischt in einem alten mit Weiden bewachsenen Graben unweit des Schlosses an der Schnecke, und zieht im Netze zu seinem großen Erstaunen eine große, große Schlange mit etwas Weißem auf dem Kopfe heraus. Und wie es dort die Leute zur Gewohnheit haben, daß sie jede Schlange tödten, wo sie sie finden, so sticht er auch diese mit seiner Rudel an. Aber diese erhebt ein

helllautes Pfeifen und augenblicklich ist der ganze Graben schwarz von Schlangen, die sich an seiner Rudel in die Höhe schwingen und sich in seinen Kahn drängen, der aus einem einzigen Eichenstamme ausgehöhlt war, dergleichen dort die Fischer brauchen. In Angst und Schrecken springt er aus dem Kahne auf's Land, aber die Schlangen sind immer hinter ihm her. Zum Glück fällt ihm ein, seine Jacke auszuziehen und von sich zu werfen. Auf diese stürzen sich die Schlangen wie rasend und er entkommt. Die Jacke aber fand man nach mehren Tagen in dem faulen Graben durch und durch zernagt, eine Warnung, wie es ihm ergangen sein würde, wenn sie ihn erwischt hätten. Er hat sich auch seitdem wohl gehütet, die unschuldigen Thiere zum Vergnügen zu tödten. Die große Schlange aber ist der Schlangenkönig gewesen und das Weiße an seinem Kopfe die Haken, woran er früher die Krone trug, ehe sie der erste Lynar erbeutete. Ob der Schlag des Fischers ihn getödtet hat, weiß man nicht. Gesehen worden ist er seit der Zeit nicht mehr und die Schlangen vermindern sich auch von Jahr zu Jahr.

Anmerk. Etwas anders wird die Sage erzählt im Kottbusser Wochenblatte 1839 No. 81. Dort ist ein Kaufmann der Kronenräuber, die Lynar aber sind Freunde der Schlangen. Vgl. N. L. M. Band 37. S. 499.

83. Die Schlangenkönigin von Klingewalde.

Mündlich. N. L. M. Bd. 36. S. 169 fg.

Der Junker von Klingewalde ritt auf die Jagd, und als er müde war, legte er sich schlafen unter einen Eichenbaum am Rande des Baches, der durch den Klingewalder Busch fließt. Da däuchte es ihm, als käme aus dem Wasser heraus eine wunderschöne grüne Schlange, die ringelte sich und züngelte sich im Sonnenschein an dem jenseitigen Rande des Baches. Auf ihrem Kopfe trug sie eine glänzende Krone mit einem herrlichen Rubinstein und ihre Augen waren wie zwei schöne Jungfrauen-Augen, damit schaute sie den Junker unaufhörlich an, also daß er in Liebe entbrannte zu der Schlangenkönigin; aber sobald er aufsprang und die Arme nach ihr ausbreitete, verschwand sie blitzschnell in den Wellen des Baches. Der Junker hatte fürder keine Ruhe, und jeden Tag zur Mittagsstunde lag er unter dem Baume am Rande des Baches und sah der Schlangenkönigin zu, wie sie sich ringelte und züngelte im Sonnenschein. Und sein Herz war krank vor Sehnsucht. Aber die Schlangenkönigin hatte Mitleid mit dem schönen Junker und sagte ihm, es gäbe wohl ein Mittel, sie zu erobern. Er solle auf seinem weißen Pferde und ein weißes Tuch in der Hand mit einem Satze über den Bach sprengen, dann würde sie sammt dem unschätzbaren Edelsteine in ihrer Krone die seinige werden. Des andern Tages ließ der Junker sein milchweißes Roß satteln und nahm ein weißes Tuch in die Hand und ritt durch den Wald zur Stunde des Mittags, und in der Ferne auf dem andern Ufer des Baches

stand die Schlangenkönigin als eine herrliche Jungfrau und ihre Krone funkelte im Sonnenschein. Aber als der Junker seinem Roß die Sporen in den Leib drückte, um einen Anlauf zu nehmen zu dem gefährlichen Sprunge, da erhob sich plötzlich von allen Seiten ein schreckliches Pfeifen und Zischen und aus den Sträuchern und Büschen kamen Tausende von Schlangen hervor und stürzten sich mit Blitzesschnelle hinter dem Reiter her. Und als er von Angst und Schrecken gehetzt am Ufer ankam, da hatten sie ihn erreicht und umringelten Roß und Mann. Mit seiner letzten Kraft setzte das edle Thier vom Ufer ab, um seinen Herrn über das Wasser zu tragen, aber mitten im Sprunge war es von den Schlangen übermannt. Die Königin stieß einen lauten Schrei aus und Roß und Reiter versanken in den Wellen. Dort fanden ihn seine Diener. Ein steinernes Denkmal am Rande des Baches war noch lange Zeit Zeuge des Ereignisses.

Anmerk. Auch auf Schloß Landeck ist eine Erscheinung, die sich den einen Tag als Jungfrau, den andern als Schlange zeigt.

84. Der Natternkönig in Königshain.

Aus einer handschriftlichen Beschreibung von Königshain v. J. 1752. S. 47. N. L. M. Bd. 36. S. 171.

„Ganz vorn beim Dorfe liegt das Natterngebüsch, wo sich große graue Nattern in Menge aufhalten. Die haben auch einen Natternkönig. Es geht einstmals eine Frau mit einem Kuchen vorbei, welche zwar schon Kenntniß gehabt haben muß von dem Natternkönige, denn da sie sieht einen großen von Nattern geschlossenen Kreis und in der Mitte auch eine mit einer güldenen Krone, breitet sie ein weißes Tüchlein nahe dazu, legt ihren Kuchen darauf und gehet alsdann auf die Seite. Da siehet sie denn, daß die Nattern kommen sammt dem Könige und nehmen diesen Kuchen, und der Natternkönig legt seine goldene Krone dafür hin auf das Tüchlein und die Nattern gehen alle mit diesem Kuchen fort. Wie die Frau siehet, daß Alles weg ist, gehet sie hin: so findet sie ein schön güldenes Krönchen auf dem Tüchlein. Solches nimmt sie und gehet zu Haus, welches sie hernach verkaufet und mehr denn zwei Thaler werth dafür bekommen."

Anmerkung. Ein Hausschlangenkönig schenkte einer Magd am Ende ihrer Dienstzeit eine Krone mit der Aufschrift: „Aus Dankbarkeit" (Schnietzler, Bad. S. I. S. 134). Ein Mädchen gewann durch Ausbreitung eines weißen Tuches die Krone des Schlangenkönigs, die von Gold und grünen Edelsteinen war. Als es der Schlangenkönig sah, schrie er so entsetzlich, daß das Mädchen taub wurde. Die Krone verkaufte sie hernach für vieles Geld. (Müllenhof, Schlesw. Sag. No. 474.)

Kurz: die weiße Farbe übt auf die Repräsentanten der Finsterniß einen zwingenden und siegreichen Zauber aus, so daß sie ihre Schätze opfern müssen.

85. Der Otternstein bei Neuhaus.

Mündlich.

In der Görlitzer Haide, zwischen Neuhaus und Stenker, steht ein roher Stein, vom Volke der Otternstein genannt. Es haben nämlich die Ottern in der Görlitzer Haide in jedem Bezirke einen Otternkönig, der eine unschätzbare goldene Krone auf dem Haupte trägt. Wer dieselbe erobern will, der muß ein weißes Tuch in die Nähe des Königs legen, dann bringt er seine Krone und setzt sie darauf. Wenn man dieselbe ergreift und recht schnell von dannen flieht, so erobert man mit dieser Krone Glück und Reichthum. Aber es ist große Eile nöthig. Denn sobald das Otternvolk den Raub merkt, schießen sie zu Tausenden überall hervor und verfolgen den Räuber bis an die Grenze ihres Bereichs. Wer dieselbe erreichen kann, ist gesichert, denn in's benachbarte Revier, wo wieder ein anderer Otternkönig herrscht, dürfen sie ihn nicht verfolgen. Ein beherzter Jüngling unternahm einmal das Wagstück. Aber das entsetzliche Zischen und Pfeifen der hinter ihm herschießenden Schlangen raubte ihm die Besinnung, und obgleich er nur noch hundert Schritt bis zur Grenze hatte, konnte er dieselbe doch nicht erreichen. Er stürzte zusammen und die Ottern zerfleischten ihn in wenigen Augenblicken auf die furchtbarste Weise. Zum Andenken an dies Ereigniß setzten fromme Leute an dieser Stelle den Stein, der bis auf den heutigen Tag der Otternstein heißt.

86. Der Basilisk in Budissin.

Gräve, Volkssagen. S. 82. Budissin. Chronik. N. L. M. Bd. 36. S. 178.

Wenn ein Hahn zwanzig Jahre alt ist, legt er ein Ei in den Dünger, welches dessen Wärme ausbrütet und ein Geschöpf erzeugt, das die Gestalt eines Huhns, die Flügel eines Drachen, den Schwanz einer Eidechse, den Schnabel eines Adlers, die Klauen eines Tigers und überdies eine rothe Krone auf dem Kopfe und lauter schwarze Borsten am ganzen Körper hat. Seine Augen sind grün, und wen er ansieht, der wird durch seinen Blick vergiftet. Solch ein Ungethüm nennt man einen Basilisken.

Eine alte Budissiner Chronik meldet von einem solchen Folgendes:

Aus dem von den Fleischbänken zur Schülergasse führenden, links die Ecke bildenden Hause (gegenwärtig No. 210.) ist ein schrecklicher Basilisk, der mit seinem Anblick viel Menschen vergiftet, auch sonst allerhand Unheil angestiftet, getreten, bis endlich ein kluger Mann sich über und über mit Spiegeln behangen hat, worein das Ungeheuer geblickt, darauf geborsten und somit durch sein eigenes Gift getödtet worden.

Anmerk. Wahrscheinlich kam der Basilisk aus einem Keller. Es hat Leute gegeben, die ein solches Thier in einem dunklen Keller jahrelang hatten. (Rorf IX. 962.) Die Krone rechtfertigt vielleicht seinen Namen (βασιλίσκος = regulus).

Plinius (8., 21.) verlegt seine Heimath nach Cyrenaica. Seine Größe beträgt zwölf Finger, er geht aufrecht. Sein Zischen verjagt alle andern Schlangen. Er tödtet die Gesträuche und versengt das Gras durch seinen Anhauch.

87. Der unheimliche Krebs bei Quitzdorf.

Handschrift des Präsid. v. Oertzen, im Archiv der Oberl. Ges. d. W.

Im Schöpsfluß bei Quitzdorf giebt es viele Krebse, darunter aber ist auch einer von riesenhafter Größe. Der hat Scheeren wie Menschenhände, aber ganz fürchterlich groß und schwarz behaart, und hat schon viele Menschen erschreckt. Vor etlichen dreißig Jahren krebste einmal um die Mittagsstunde ein Quitzdorfer Bauer im Flusse und hatte schon viele dieser Thiere gefangen und breitete sein Netz auf dem Walle aus, um sie zu zählen und dann nach Hause zu gehen. Da kommt plötzlich der Riesenkrebs aus dem Wasser heraus und mit schrecklich ausgestreckten Scheeren auf ihn zu gekrochen. Der Mann erschrickt, läßt seinen Fang im Stiche und läuft so schnell er kann nach Hause.

Dreißig Jahre später ereignete sich Folgendes: Ein anderer hatte einmal im Schöps Krebse gefangen und trug sie nach Hause. Plötzlich ward ihm die Last so seltsam schwer und immer schwerer. Er nimmt den Garnsack vom Rücken, um nachzusehen, und gewahrt zu seinem größten Schrecken, daß er den Riesenkrebs im Netze hat. Er, beherzter als jener, sucht ihn los zu werden, vermag es aber nicht, ladet daher, da er die übrigen Krebse nicht im Stiche lassen will, wieder auf und kann die schwere Bürde kaum nach Hause bringen. Ganz athemlos angekommen, bindet er den Garnsack auf. Da war der Riesenkrebs verschwunden.

Anmerk. Der Krebs ist ein Wasserdämon gleich der Wasserschlange in der Lübbenauer Sage. In dem Mohrinersee liegt ein großer Krebs mit einer Kette an den Grund angeschlossen. Wenn er sich einmal losreißt, geht die ganze Stadt unter. (Kuhn, Märk. Sag. S. 246.)

88. Das spukende Kalb bei Quitzdorf.

Handschrift des Präsid. v. Oertzen im Archiv der Oberl. Gesellsch. d. Wissensch.

Im Schöpsflusse bei Quitzdorf, da wo das Raubhaus gestanden hat, spukt ein feuriges Kalb. Ein Fischer Namens Uhse fischte einst mit seinen Leuten noch spät Abends an der verrufensten Stelle an der alten Eiche, wo große Schätze versenkt sein sollen. Als die Leute das Netz herausziehen wollten, war es sehr schwer und sie freuten sich schon des guten Fangs, den sie gethan zu haben vermeinten. Aber das Netz ward immer schwerer und schwerer, und als sie es endlich mit ungeheurer Kraftanstrengung aus dem Wasser bekamen, da glotzte ein großes schwarzes Kalb mit glühenden Augen die Fischer an und blökte so entsetzlich, daß die Leute laut schreiend davon liefen. Andern Tages fand man nur das zerrissene Netz mit vielem Schlamme.

89. Das Zauberkalb auf dem Boblitzer Damme.

Büsching IV. 17.

Auf dem Boblitzer Damme bei Lübbenau, in der Gegend des sogenannten Müller'schen Häuschens, liegt allnächtlich um zwölf Uhr ein Kobold in Gestalt eines Kalbes auf dem Wege, welches dem Wanderer den Weg versperrt. Es giebt noch lebende Augenzeugen, die dieses Kalb gesehen haben.

Anmerk. Der wendische Volksglaube berichtet, daß jeder Kobold die Gestalt eines Kalbes annehmen könne.

E. Riesen.

90. Das Riesengeschlecht.

Singul. Lusat. XI. 697. Rulandt, Taschenb. I. Frenzel, hist. nat. msc. II. 774. N. L. Mag. 1834. S. 351.

Vor Zeiten wohnten in der Lausitz lauter große mächtige Riesen, aber wie sie geheißen und was sie gethan haben, das weiß Niemand mehr zu sagen. Die böhmischen Historienschreiber erzählen nur, daß man zu unterschiedlichen Malen ungewöhnlich große Menschengebeine aus der Erde gegraben und namentlich im Jahre 785 neben einem Schädel, den zwei Männer nicht haben umklaftern können, Schienbeine von sechsundzwanzig Schuh Länge gefunden habe. Diese Knochenüberreste gehörten offenbar einem Geschlechte an, welches schon vor der Sündfluth diese Erde bewohnte.

In der Priebusser Gegend giebt es große Sandhügel, die sich am Ufer der Neiße zwischen Rothenburg und Muskau überhaupt oft finden. Das Volk nennt sie Hünengräber und sagt, daß heidnische Riesen dort vergraben liegen.

Auf dem Steinberge bei Königshain ist eine Grube, die man das Riesengrab nennt, weil allda ein Riese begraben worden ist.

In der Nähe von Schenkendorf liegen acht Erdhügel, die das Volk Hünengräber nennt.

91. Der Riesenkegelschub auf dem Ober-Oderwitzer Berge.

Gräve, Volkssagen S. 68.

In alten Zeiten lebten in der Zittauer Gegend Riesen, ein rohes und wildes Geschlecht, das die Götter verachtete und die Menschen verfolgte. Auf dem Oderwitzer Berge hatten dieselben einen Kegelschub, auf dem sie mit sechs goldenen Kugeln nach neun goldenen Kegeln zu schieben pflegten und jeden glücklichen Schub mit ungeheurem Jauchzen verkündigten. Eines Tages trieben sie ihr Wesen gar zu arg, fluchten und lästerten schrecklich, indem sie immerwährend bis in die Mitternacht hinein Kegel schoben. Da

öffnete sich plötzlich der Himmel, ein Feuerball fuhr hernieder und begrub Kegel, Kugel und Riesen in die Erde. Hier liegt der geschmolzene Goldklumpen und harrt der Hand des glücklichen Finders.

Anmerk. Auch Kaiser Rothbart im Kyffhäuser schiebt Kegel und schenkt einen derselben einem Hirten (Harrys, Niedersächs. Sag. No. 1.). Dasselbe wird von den Zwergen im Löbauer Berge erzählt (siehe No. 29.). Auf einem Gemälde der Annaberger Kirche sind kegelschiebende Engel abgebildet. Nach Nork (S. 256) haben diese goldenen Kegel eine astrische Bedeutung und stellen die Gestirne vor. Auch ist die Vermuthung aufgestellt worden, das Kegelspiel bedeute die fallenden und aufstehenden Kämpfer bei den allabendlichen Kampfspielen der Einherien in Walhalla. Zu Hildesheim spielten früher die Domherren ein ähnliches Spiel am Sonntage Lätare im Domhofe. (Hannov. Landesbl. 1833 S. 30.)

92. Die Riesenkeule bei Heidersdorf.

Nach Segnitz II. S. 224.

Bei Heidersdorf in der preußischen Oberlausitz befindet sich ein hoher, ungewöhnlich spitzer Felsen, weithin sichtbar und gewöhnlich der Spitzberg, im Volksmunde aber auch die Riesenkeule genannt. Von dem berichtet die Sage:

Als in der Oberlausitz noch ein heidnisches Riesengeschlecht hauste, kam einst ein christlicher Priester durch das Land gewandert. Er kam von einer Pilgerschaft aus dem heiligen Lande zurück und trug in einem Kästchen heilige Reliquien für die Andacht der wenigen Christen im Lande. Da begegnete ihm in der Gegend, wo jetzt Heidersdorf liegt, ein wilder Riese, der verhöhnte den gottesarmen Pilgrim und verlangte von ihm das Kästlein, um Spott und Spiel zu treiben mit den Gebeinen der Heiligen. Aber der fromme Priester erwiederte, er wolle lieber sterben, als die Heiligthümer in die Hände des Heiden geben. Das kannst du haben, schrie der Riese und schwang seine Keule. Aber der Pilgrim stand geduldig da, faltete seine Hände und betete inbrünstig zur heiligen Maria. Da fuhr ein Blitz hernieder, die Erde that sich auf und der Riese versank vor den sichtlichen Augen des Gottesmannes. Aber des Riesen Keule senkte sich nicht mit hinab, und steht noch heute aufrecht über seinem ungeheuren Grabe. Manchmal zur Nachtzeit aber bewegt sie sich hin und her, wie ein Baum im Sturmwinde.

93. Der Ameisenberg bei Oybin.

Gräve S. 189. Gräße S. 529.

In dem engen Thale, welches nach dem Oybin hinführt, hauste in uralten Zeiten ein wildes und rohes Riesengeschlecht, das von Jagd und Raub lebte und einen schrecklich sündhaften Wandel führte. Gegenüber wohnte aber ein frommer Einsiedler in seiner stillen Klause, der drohte den Sündern

mit des Himmels Strafe, aber sie verlachten ihn und trieben es nur noch toller als zuvor. Da ergrimmte der fromme Mann und verwandelte das ganze Volk in Ameisen, auf daß sie ihr Lebtag ein unruhiges, unstätes und mühevolles Leben führten und von Thieren und Menschen verfolgt würden.

Anmerk. Auch No. 97. erzählt von einem Riesen.

Dritte Abtheilung:

Teufels-Sagen.

III.

Teufelssagen.

94. Die Teufelsmauer zu Gojaz.

L. Monatsschrift 1798. II. 323.

Als der Teufel noch bei hellem lichten Tage leibhaftig unter den Menschen einher ging, machte er einstmals mit dem Besitzer des Gojazer Kretschams ein Bündniß, wodurch er sich anheischig machte, wenn der Krüger sein Versprechen (die Sage nennt nicht, worin dies bestand) hielte, um seinen Weinberg und ganzen Acker in einer Nacht eine Mauer aufzuführen, den Hofraum zu pflastern und damit fertig zu sein, ehe der Hahn krähte. Und so geschah's, die Mauer ward bei Nacht und Nebel mit höllischer Kraft und Geschwindigkeit aufgeführt, und es war nur noch im Hofe ein großer Stein anzubringen. Da krähte der Hahn. Der Teufel erschrak, ward darauf ganz verbost und schleuderte den Stein, welcher aber fünf Centner schwer war, über den Thorweg, wo er bis zum Jahre 1790 lag und mit fünf Löchern die Stellen bezeichnete, wo ihn des Teufels unsanfte Finger gepackt haben. Die Mauer aber steht heute noch und ist wirklich teufelmäßig fest gebaut.

Anmerk. Diese und viele andere Sagen von bauenden und wettenden Teufeln haben ihr Original an der Edda-Mythe vom Bau der Asen- oder Götterburg. Diese sollte den Reifriesen (der Winterkälte) trotzen. Die Asen wählten einen Schmied zum Baumeister, der aber ein verkappter Riese war und sich zum Lohne die holde Freia (die Produktionskraft) und die Sonne und den Mond ausbat. Dies zu bewilligen hatte der hämische Locki gerathen. Die Asen stellten dagegen die Bedingung, daß der Bau bis Frühlingsanfang fertig sein müsse und daß dem Schmiede Niemand helfen solle als sein Roß Swadilföri (= Eisfahrer). Als sie aber sahen, daß drei Tage vor Frühlingsanfang der Bau fertig war bis auf ein einziges Thor, da erschraken sie und drohten Locki, wenn er die Vollendung nicht verhinderte, mit dem härtesten Tode. Locki versprach dies, verwandelte sich in eine Stute und als der Schmied Abends ausfuhr, um Steine zu holen, verlockte er das Roß desselben durch sein Wiehern in den Wald, so daß der Schmied nicht wußte, wie er fertig werden sollte und aus Zorn und Angst seine wahre Gestalt annahm, um

mit größter Kraft das Werk zu vollenden und den bedungenen Lohn zu erhalten. Jetzt aber riefen die Asen den Sommergott Thor, den Donnerer eiligst zurück von seinem östlichen Kampfe gegen die Trolden. Er kam und schlug mit seinem Hammer den Riesen todt.

Die Deutung liegt auf der Hand. Die Götterburg wird in unseren Sagen zum Ritterschloß, Dom, Haus, Mühle u. s. w. oder, wie in der Görlitzer und Friedersdorfer Sage, zu einer bedungenen Schmiedearbeit. Der Baumeister und Schmied in der alten Mythe, ein feindlicher Riese, ist bei uns der Teufel, der Preis statt der holden Freia, der Sonne und des Mondes, die unsterbliche Seele; wie dort das wiehernde Roß, so ist hier der krähende Hahn, die schlagende Uhr u. s. w. Schuld, daß der Bau nicht fertig und der Baumeister betrogen wird.

Die Felsstücke, welche der Teufel wirft, beruhen aber auf einer Verwechselung des Riesen mit Thor und seinem geschleuderten Steinhammer.

Gespenstige Pferde, die einen Bau verhindern, kennt die lausitzische Sage vom Löbauer Berge und von der Wolfgangskapelle zu Rieda.

95. Der Steinberg bei Hennersdorf.

Görl. Wegweiser 1831. S. 370. Mündlich.

Ein armer Bauer aus Sohra fuhr spät Abends von Görlitz nach Hause. Er hatte Steine geladen und seine Pferde waren so abgetrieben, daß sie kaum von der Stelle gehen wollten und endlich hinter Hennersdorf ganz stehen blieben. Es war unterdeß eilf Uhr Nachts heran gekommen. Verzweifelnd über sein Mißgeschick und sein ganzes armseliges Loos stand der Bauer neben seinem Wagen und konnte sich nicht enthalten, gar mörderlich zu fluchen. Der Teufel soll mich holen — rief er aus, und hatte kaum das Wort über die Lippen gebracht, da stand auch schon eine lange Gestalt vor ihm mit Pferdefuß und Schwanz! Der Bauer erschrak und rief unwillkürlich aus: Mein Gott, Ihr seid wohl gar der Herr Teufel? Laß gut sein, Bauer, sagte der Teufel, (denn er war's) Du hast Deinen freien Willen; ich biete Dir nur eine Wette an, Du kannst thun und lassen was Du willst. Der Bauer faßte sich schnell ein Herz und sprach: Nun Herr Teufel, was habt Ihr denn für eine Wette? Noch ehe es zwölf Uhr schlägt, erwiederte der Teufel, will ich hier auf diesem Berge eine Kapelle bauen. Wird diese Kapelle nicht fertig, so sollst Du große, große Schätze haben; wird sie aber fertig, so ist Deine Seele mein.

Den Bauer lüstete nach den Schätzen — er ging die Wette ein, und der Bau begann. Da sah er denn nun freilich zu seiner großen Verwunderung, wie sich große Steine aus der Erde empor hoben, höher und immer höher stiegen, und sich allmählich wie eine Kapelle gestalteten. Da wurde ihm unheimlich zu Muthe und schon sah er seine Seele in der Hölle brennen. Mitternacht kam aber auch näher und plötzlich schallte der erste Schlag der Geisterstunde von der Thurmuhr zu Ludwigsdorf herüber. Da spitzte der Teufel die Ohren, horchte hoch auf und wurde wüthend als die Thurmuhr ihre zwölf Schläge vollendet hatte. Der Teufel hatte sich verrechnet; denn

er hatte den Stundenschlag von Görlitz her erwartet und ganz vergessen, daß auch in Ludwigsdorf eine Thurmuhr sei, die zufällig ein Paar Minuten vorging. Er war betrogen. Die Kapelle war noch nicht fertig und der Bauer hatte die Wette gewonnen. Wüthend riß der Teufel ein Stück vom Felsen los und schleuderte es unter einem furchtbaren Gelächter nach der Ludwigsdorfer Kirche, zertrümmerte auch richtig die Thurmspitze und der Stein fiel vor dem Schlosse zu Ludwigsdorf nieder, wo er noch vor fünfzig Jahren gesehen worden ist. Der Bauer wurde ein reicher Mann. Der Ludwigsdorfer Thurm hat bis jetzt noch keine neue Spitze, aber die neu erbaute Kapelle verwandelte sich in jenen thurmartigen Felsen bei Hennersdorf.

Eine andere Sage setzt noch hinzu, daß der Teufel mit diesem Felsenstücke nicht blos den Ludwigsdorfer, sondern auch den Rengersdorfer und Seifersdorfer Kirchthurm, welche alle drei in einer Richtung stehen und in ihrer jetzigen Gestalt alle einander ähnlich sehen, zugleich getroffen hätte.

96. Der Teufelsstein bei Kamenz.

D. u. N. L. Chronik. S. 84. Preusker, I. S. 180.

Auf den Flurgrenzen von **Biela**, **Zschorna** (d. i. Schwarz und Weiß) und **Bernbruch**, eine Stunde nördlich von Kamenz, liegt ein zehn Ellen hoher, seltsam, fast froschartig gestalteter Granitblock, welcher längs der untern Seite eine kettenartige Vertiefung zeigt. Dicht daneben waren noch vor fünfzig Jahren tiefe Gruben, Erdkessel, Teufelsgruben genannt. In der Nähe hat man Urnen und alte Waffen (Kelts) gefunden — ohne Zweifel ein alter heidnischer Opferaltar.

Die Sage erzählt von diesem Steine Folgendes:

Als die erste Kirche in **Kamenz** gebaut wurde, wollte der Teufel den Baumeister verführen, daß er diesen Fels zum Grundsteine nähme, und versprach denselben an Ort und Stelle zu schaffen. Er legte auch eine Kette darum und hob ihn in die Höhe, wovon noch jetzt der Eindruck zu sehen ist; aber er konnte ihn nicht vor Mitternacht bis hin schaffen, und als es zwölf Uhr schlug, ließ er den Stein aus Verdruß wieder fallen, so daß er noch jetzt ganz schief liegt, nach Biela zu hoch, nach Kamenz zu geneigt.

In den dabei befindlichen Teufelsgruben hat auch der Teufel zuweilen gekocht und man hat es in der Tiefe brodeln hören, wie wenn ein Hirsebrei kocht.

Einst haben Hirtenknaben aus Biela Steine hineingeworfen, aber da sind drei große schwarze Raben auf sie geflogen gekommen und haben sie und ihr Vieh mit Flügeln und Schnäbeln übel zerhackt und geschlagen, also daß sie mit knapper Noth sich haben in's Dorf retten können, und das Vieh hat lange Zeit statt Milch nur Blut gegeben. Da ist es lange verboten gewesen, das Vieh bei dem Steine zu hüten.

Auch dem Bauer, der den Stein oben abgesprengt hat, ist es schlecht bekommen; denn er hat von Stund an keine Ruhe gehabt und keinen gesunden Tag mehr auf der Welt, und alle Bäder, die er besucht hat, haben ihn nicht heilen können.

Anmerk. Raben sind Odins-Vögel, später auch Teufelsvögel. Auch in dem benachbarten deutschen Baslitz wurden Urnen und Waffen gefunden. Dort ist auch ein heiliger See mit einer Insel. Biela und Zschorna erinnern an den schwarzen und weißen Gott. Baslitz kommt von bos, Hollunder; eben so leicht aber von boh, Gott.

97. Der Teufelsstein bei Kleinbautzen.

O. u. N. Laus. Chronik S. 84.

An der Flurgrenze zwischen Plischkowitz und Kleinbautzen liegt ein alter heidnischer Opferstein, aus drei Blöcken bestehend, von denen der eine die beiden andern halb bedeckt, der Stein, der die andere Hälfte der Decke ausmachte, ist aber zur Zeit der Heidenbekehrung umgestürzt und mit einem christlichen Kreuze versehen worden. Jeder Block ist etwa acht Ellen lang, neun Ellen breit, vier bis fünf Ellen hoch. In beiden Deckenplatten sind runde Löcher, ziemlich regelrecht von Menschenhand gearbeitet. Zwischen den beiden Grundfelsen ist ein Durchgang eine Elle breit. Die christliche Volkssage erzählt davon Folgendes:

Der Teufel hatte mit dem Gutta'er Müller ein Bündniß geschlossen; aber diesmal war er ein dummer Teufel, denn er ließ sich von dem Müller verlocken, sich auf's Mühlrad zu setzen, welches plötzlich sich zu drehen anfing und den dummen Teufel gar übel zurichtete. Seine Hosen waren ganz zerrissen, und als er sich glücklich bis zu dem Steine geschleppt hatte, setzte er sich nieder und flickte sie.

Auch ein Riese saß einstmals auf diesem Steine, der war so groß, daß er mit einem Schritte bis nach Klein-Saubernitz reichte, was doch zwei Stunden abliegt; seine Füße langten gerade bis zu dem großen Teiche, der jetzt besäet ist; dort nahm er sein Fußbad. Seine Pfeife zündete er sich in der Gleina'er Windmühle an; auch schleuderte er einen länglich runden großen Stein bis Saubernitz, wo er noch jetzt zu sehen ist, nebst dem Eindrucke seiner Füße.

Anmerk. Riese und Teufel fließen oft zu einer Gestalt zusammen. Uebrigens wird der Riese hier eben so humoristisch aufgefaßt, wie der Teufel.

98. Das Teufelswehr bei Wehrau.

Gräve, Volkssagen S. 164.

Vor undenklichen Zeiten kam ein Mühlknappe, Namens Melchior Zange, von der Wanderschaft aus Welschland zurück und durchstreifte auch die Lausitz. Die Gegend gefiel ihm und er beschloß, sich hier nieder zu lassen.

Zwar hatte er kein Geld, aber er wußte Rath, denn in Welschland hatte er die schwarze Kunst gelernt. Er machte mit dem Teufel einen Pakt auf zehn Jahre und der Böse mußte ihm eine stattliche Mühle mit einem herrlichen Wehre errichten, und Garten, Ställe, Küchen und Keller auf's trefflichste einrichten. Melchior Zange lebte herrlich und in Freuden und ward der reichste Müller in der ganzen Lausitz. Aber als die zehn Jahre zu Ende gingen, betrog er doch den Teufel um seine Seele, denn kurz vorher that er Buße, beichtete seine Sünden und nahm die Kutte, und als die verhängnißvolle Stunde kam und der Teufel in der Mühle erschien, war mein Melchior nicht zu Hause, sondern lag betend auf seinen Knieen im Kloster. Da ergrimmte der Teufel und zerschmetterte die Mühle, und es blieb nichts davon übrig, als das Wehr.

Anmerk. Warum sich der Teufel mit den Müllern so viel zu schaffen macht, wird ersichtlich aus der mystischen Bedeutung ihres Geschäfts, sowie aus andern natürlichen Ursachen. Siehe Anmerk. zu No. 220., cf. No. 48. 49. Dazu kommt, daß der Teufel als Feind der Menschen und Liebhaber der Unfruchtbarkeit der natürliche Feind des Müllers ist, der als Producent des Menschen ernährenden Mehls Tod und Unfruchtbarkeit immerwährend heilt und hindert.

99. Der Wettstein bei Marklissa.

Gräve, Volkssagen S. 186 und mündlich.

Nicht weit von Marklissa, in der Gegend des Zangenberges, sieht man einen schön geaderten Quarzfelsen, der heißt der Wettstein und die Marklissa'er wissen auch warum.

Es ist einmal ein Prediger in Marklissa gewesen, ein sehr gelehrter und weit gereister Mann, der besonders von der Natur und ihren Geheimnissen mehr gewußt hat, als sich mit seinem heiligen Amte zu vertragen schien. Der hat auch den Teufel citiren können und hat einmal mit ihm eine Wette gemacht: der Böse sollte nämlich jenen Stein, den der Pastor in einem fernen Lande irgendwo gesehen hatte, während des Gottesdienstes herbeischaffen und vor Beendigung desselben vor die Kirchthüre setzen. Der Teufel hat's aber nicht gekonnt; denn als er mit dem Steine durch die Luft geflogen kam, hat er schon beim Zangenberge am Glockengeläute gehört, daß die Predigt zu Ende sei. Da hat er vor Aerger, wieder einmal von einem Menschen hintergangen worden zu sein, den Stein zur Erde geworfen.

Anmerk. Daß große Gelehrsamkeit, besonders naturwissenschaftliche, beim Volke Verdacht erweckt, bestätigen auch No. 99., No. 163., No. 153., No. 200., bes. No. 222.

100. Der Teufelsstein bei Triebel.

Sammlung von Schön No. 8. msc. Worbs, Geschichte von Sorau und Triebel. S. 260.

Vierzig Schritte von der Straße, welche von Triebel nach Kemnitz führt, an einem Bache, welcher bei Krohle entspringt und bei Triebel vorbei

in die Neiße fließt, liegt ein großer Stein, an dessen oberer Fläche sich mehre Löcher befinden. Diese Löcher sind Eindrücke von den Krallen des Teufels, der ihn bis von dem Riesengebirge durch die Lüfte hierher führte, um die an dem Bache gelegene Mühle zu zerstören. Denn er hatte einen Groll auf den Müller, der unter seinen Handwerksgenossen eine Ausnahme machte und ehrlich war. Allein als der Teufel, eben angekommen, schon ausholte, um den frommen Müller mit Weib und Kind, Knecht und Magd sammt der ganzen Mühle durch einen Wurf zu vernichten, krähte der Hahn in dem nahen Dorfe Kemnitz. Der Teufel wurde machtlos und mußte den Stein fallen lassen, welcher nun Jedem, der an ihm vorübergeht, die gute Lehre giebt, daß man nur wachsam sein darf, um zu machen, daß der Teufel keine Gewalt über uns habe.

Anmerk. Nach Preusker III. 172. ein Opferstein.

101. Der Teufelsstein bei Klein-Biesnitz.

Samml. von Schön No. 15. msc.

Auf der Landeskrone, an der Stelle, die man noch jetzt den Teufelsstuhl nennt, saß der Böse und sah zu, wie die schöne Peterskirche gebaut ward und ihre Mauern und Pfeiler und Thürme immer höher emporstiegen. Da ergrimmte er, riß ein großes Felsstück los, faßte es mit seinen Krallen und erhob sich in die Luft, der Stadt entgegen, um den fast vollendeten Prachtbau zu zertrümmern. Aber Gott ließ es nicht zu, sondern lähmte die Arme des Teufels so, daß er das Felsstück mußte zur Erde fallen lassen. Da, in der Nähe von Klein-Biesnitz, liegt es noch heute, und man kann deutlich daran die Eindrücke von des Teufels Krallen wahrnehmen.

102. Die in den Stein gedrückte Karte.

Mündlich.

Zu der Zeit als auf der Landeskrone eine Veste stand, in welcher wilde Raubritter mit ihrem wüsten Troß hauseten, fand sich der Teufel nicht selten selbst unter den rohen Gesellen ein, um mit ihnen zu zechen und zu spielen und allerlei schandbare Dinge zu treiben, um sie noch toller und thörichter zu machen, als sie schon waren. Als er einst mit einem Schildknappen dort Karte spielte und gegen ihn verlor, ward er so erbost, daß er die letzte Karte, anstatt sie auszuspielen, neben sich in einen Stein eindrückte. Der Stein mit dem Kartenabdruck soll noch zu sehen sein; ich habe ihn aber nicht auffinden können.

Anmerk. Vergleiche Wolff, N. S. No. 468., Kuhn, Märk. S. No. 152., wo auch der Teufel Karten spielt.

103. Teufelsspiel.

Mündlich.

Zwischen Gruna und Lichtenberg ist ein Thal, das nennt man die Hölle, weil daselbst der Teufel sein Wesen treibt. Einst war der Voigt von Lichtenberg in die Grunaer Schänke zu Biere gegangen und hatte dort sein ganzes Geld im Würfelspiele verloren. Aber der leidenschaftliche Spieler konnt' es nicht genug kriegen und war so erpicht darauf, daß er auch noch seinen Rock einsetzen wollte; doch seine Mitspieler nahmen das nicht an und hoben das Spiel auf, da es schon sehr spät geworden war. Voll Aerger entfernt sich endlich auch der Voigt und sagt im Weggehen ganz erhitzt: „Heute muß ich noch spielen und wenn's mit dem Teufel wäre.“ Und also geschah es auch. Denn als er um Mitternacht durch das Thal geht, da sitzt auf dem großen Granitblocke, der in der Mitte desselben nahe am Wege liegt, wirklich der Böse, hat einen großen Haufen Goldes neben sich liegen und spricht zu ihm: Nun, Voigt, Du hast mit mir spielen wollen, komm! setze Deine Seele ein; hier ist viel zu gewinnen! — Der vom Branntwein ziemlich benebelte Voigt erschrickt zwar Anfangs, faßt sich aber bald ein Herz und erwiedert im kecken Muthe, geblendet von dem blinkenden Golde: Gut! ich bin's zufrieden; wirf Du zuerst. Da grinst der Böse, zieht drei Würfel aus der Tasche und wirft die höchsten Augen, lauter Sechsen. Und der Voigt rafft die Würfel zusammen, schüttelt sie voll Verzweiflung und wirft — ein Auge mehr als der Teufel; denn es war eins aus dem Würfel herausgesprungen und lag mit daneben. Und eben schlug's zwölf Uhr. Der Teufel verschwand mit Schwefelgestank und ließ dem Voigte das viele Geld zurück. Wie er es aber anfassen und einsacken wollte, da griff er in einen Haufen Menschenkoth. So führt der Teufel Alle an, die mit ihm spielen, wenn's auch Anfangs scheint, als hätten sie gewonnen.

Anmerk. Der Stein heißt bis auf den heutigen Tag der Teufelsstein. Ganz dieselbe Sage wird auch von Wehrau erzählt, wo der Teufel als Junker erscheint und in der Schänke mit dem Bauer würfelt.

Aehnliche Sagen vom würfelnden Teufel finden sich in Schleswig (Müllenhof No. 377.), Preußen (Tettau und Temme No. 201.), der Mark (Kuhn No. 152.).

104. Die Teufelsfußtapfen bei Pritzen.

N. L. Magazin 1839. S. 360.

An der Flurgrenze zwischen Pritzen und Nebendorf liegt ein Stein, auf dessen Rücken sich der Abdruck eines menschlichen Fußes in vergrößertem Maßstabe deutlich erkennen läßt. Die Sage berichtet davon Folgendes:

Vor vielen, vielen Jahren war einmal ein Grenzstreit zwischen den beiden Dörfern, der durch eine Zusammenkunft der beiderseitigen Gerichts-

personen an Ort und Stelle ausgeglichen werden sollte. Aber beide Parteien waren hartnäckig und konnten sich nicht einigen. Da erschien plötzlich ein fremder Mann von riesenmäßiger Größe, der fragte die Leute, ob sie den Stein als richtige Grenze anerkennen wollten, wenn er seine Fußtapfen deutlich in denselben eindrücken würde. Als beide Parteien dies zufrieden waren, stampfte er mit dem rechten Fuße gewaltig auf den Stein, so daß seine Spur darin zurück blieb, wie in weichem Schnee. Die erstaunten Zeugen legten augenblicklich den Streit bei und der Fremde ging ruhig von dannen. Niemand hat erfahren, wer es gewesen ist, aber die meisten halten dafür, der Teufel selber sei es gewesen und habe sich diesen Schabernack mit ihnen gemacht.

105. Der rothe Görge zu Gerlachsheim.

Gräve, S. 169.

Bei Obergerlachsheim, ungefähr 150 Schritte am Abhange des Queißerberges in einer schönen wild romantischen Gegend steht ein großer über zwanzig Ellen hoher Quarzfelsen von wunderbarer Gestalt, vom Volke kurzweg der weiße Stein genannt. Etwa 100 Schritte weiter auf böhmischer Seite befinden sich ebenfalls weiße, doch größere und viel weiter ausgedehnte Quarzfelsen, deren Richtung und Bildung beweisen, daß der weiße Stein ehemals mit ihnen zusammen gehangen. Man erzählt von ihnen Folgendes:

In grauer Vorzeit lebte einst hier in dem wilden Walde ein Einsiedler, weit und breit bekannt durch seine Frömmigkeit und Weisheit. Zu dem kamen die Kranken und ließen sich heilen, und die Sünder bekehrte er durch die Wunder, die er that, denn es war ein heiliger Mann. Und er bekehrte so viele Sünder, daß gar Niemand mehr in die Hölle kam und die Hölle anfing leer zu werden.

Das ärgerte den Teufel und er beschloß, den Heiligen zu verführen. Tausend Versuchungen stellte er an, aber ob auch Tag und Nacht im Wachen und im Traume die verführerischesten Erscheinungen den Klausner umgaukelten, mit Gebet und Fasten und Geißeln vertrieb er sie alle und der Teufel konnte ihm nichts anhaben. Da beschloß er ihn zu vernichten, ergriff einen ungeheuren Felsen und flog damit durch die Luft. Aber siehe da, als er ihn eben nach der friedlichen Einsiedelei schleudern wollte, da erglänzte die Waldkapelle wie von himmlischem Lichte und Engel in weißen Gewändern standen an dem Lager des Klausners, der friedlich schlafend keine Gefahr ahnte. Da erkannte der Teufel seine Ohnmacht und wüthend schleuderte er das Felsstück zur Erde, daß es in zwei große Stücke zersprang. Dort liegen sie noch bis heute. Der Wald ist seitdem gelichtet und der Einsiedler längst gestorben — aber der Teufel besucht noch oft die Stätte seiner Demüthigung. Im langen rothen Mantel und einem spitzen Hut und mit feuersprühenden

Augen, so haben ihn oft schon die Holzbauern am hellen Mittage auf dem Felsen umher springen gesehen mit wunderlichen Grimassen und wieherndem Gelächter. Von seinem rothen Mantel aber nennen sie ihn den rothen Görge.

106. Die Teufelsschmiede bei Friedersdorf an der Spree.

Gräve, S. 61.

Geht man von Spremberg nach Friedersdorf, so zeigen sich linker Hand des Weges einige wild übereinander geworfene Felsstücke, welche unter dem Namen Teufelsschmiede bekannt sind. Folgendes meldet davon die Sage:

Vor langer, langer Zeit lebte in Spremberg ein geschickter Huf- und Waffenschmied, welcher Tag und Nacht arbeitete, blos Sonntags ruhte und als ein frommer Christ ordentlich die Kirche besuchte. Eines Tages kam ein stattlicher Ritter aus Frankenland vor seine Schmiede geritten und bestellte bei ihm einen Harnisch, der bis zu einem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde fertig sein sollte. Der Schmied schlug ein und versprach den Harnisch pünktlich zur bestimmten Zeit zu liefern.

Ungesäumt machte er sich an's Werk; allein sonderbar, dem erfahrenen Manne, der schon so manchen Ritter mit Schild, Helm, Arm- und Beinschienen versorgt hatte, verunglückte Alles. Bald erloschen ihm die Kohlen, oder flammten allzu glühend, so daß Eisen und Stahl untauglich wurden, bald zerschellte ein Hammer, bald zerbrach ein Stemmeisen — kurz, es verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß er was rechtschaffenes zu fördern vermochte.

So verstrich die Frist, die ihm der Ritter gegeben, und ihm bangte vor seiner Ankunft. Was sollte er ihm sagen? womit sich entschuldigen?

Es war am Tage vor dem Ablauf der Frist. Da klopfte es um Mitternacht an's Thor, der Schmied öffnete, aber nicht der Ritter trat herein, sondern ein wandernder Schmiedeknecht, der den Meister höflich um ein Nachtquartier bat. Komm' nur herein, sagte der Schmied, ordentlich froh, daß es ein Handwerksgenosse war, dem er sein Mißgeschick klagen konnte. Der Fremde war ein struppiger Kerl mit unheimlichen Augen und hinkend wie manche Schmiede; aber er rühmte seine Geschicklichkeit und versprach dem Meister seine Hülfe. Den andern Morgen machte sich der Gesell an die Arbeit. Der Meister drückte den Blasebalg, die Funken stoben nur so, der Hammer flog mit einer wunderbaren Geschwindigkeit auf und ab und ehe der Abend graute, war die Rüstung fix und fertig. Des andern Tages kam der Ritter, lobte das Meisterstück und bezahlte es mit klingenden Goldstücken. Als nun auch der Fremde sich zum Abmarsch anschickte, fragte ihn der Meister nach seinem schuldigen Lohne. Aber der Gast wollte nichts nehmen und bat sich nur ein Blatt Papier mit seiner Namensunterschrift aus — zum Andenken, wie er grinsend hinzufügte.

Treuherzig entgegnete der Schmied, daß er leider keine Tinte im Hause habe. Thut nichts, war die Antwort, ein Ritzlein in die Haut und ein Tröpflein Blut thut's auch.

Da erschrak der Schmied. Der Gedanke an Hölle und Seligkeit durchbebte ihn. Nehmt all das Gold, rief er, im Namen Jesu, ich unterzeichne nicht! Kaum hatte der Meister den heiligen Namen ausgesprochen, da verwandelte sich der Gesell in einen großen Raben und flog schauderhaft krächzend durch den Schornstein von dannen. Der fromme Meister aber fiel auf seine Kniee und dankte Gott, daß er seine Seele gerettet.

Aber was geschieht? Binnen kurzer Zeit erhebt sich auf dem gegenüberliegenden Berge eine neue Schmiede, zum Gründonnerstag wird sie fertig und schon Charfreitag schallen dröhnende Hammerschläge daraus hervor. Der neue Schmied aber war Niemand anders, als der wandernde Gesell. Sonntag und Werkeltag arbeitete nun also dort der Teufel und verstand seine Sache so gut, daß er dem frommen Schmied die sämmtliche Kundschaft verdarb, so daß er bald am Hungertuche nagte. Aber der fromme Mann widerstand allen Verlockungen. Da ward der Teufel wüthend, und unter furchtbarem Getöse zerstörte er eines Nachts die Teufelsschmiede, daß sie in tausend Stücke zertrümmerte. Die umherliegenden Steine heißen noch bis auf den heutigen Tag die Teufelsschmiede.

107. Der Nachtschmied zu Görlitz.

Mündlich. Breslauer Handschrift No. 8. Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterthümer No. 63. cf. No. 4. Görl. Wegweiser 1832 S. 48, 64. (in Versen).

In Görlitz lebte einst ein Schmied, der war sehr fleißig und geschickt, und deshalb geachtet und gesucht; nur stand er in dem Rufe, auf Kirche und Glauben nicht viel zu halten. Lange lebte derselbe unbescholten, bis einst ein Knecht zu ihm kam, baumstark, rothhaarig, einäugig und lahm, der aber durch Gehorsam, Genügsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit sich bei ihm einschmeichelte, so daß er ihn als seinen Gesellen annahm. Ja er wurde ihm bald unentbehrlich, indem er alle Arbeit ganz allein in unglaublich kurzer Zeit verrichtete. Da des Meisters Gegenwart in der Werkstätte überflüssig erschien, ergab er sich der Unthätigkeit, dem Spiele und dem Trunke. Zuletzt brachte die Arbeit des fleißigen Knechtes kaum so viel ein, als der Meister durchbrachte.

Eines Abends spät kam ein Junker in schwarzer Tracht, auf schwarzem Rosse, ein schwarzes Barett mit rother Hahnfeder auf dem Kopfe vor die Schmiede geritten. Derselbe bestellte ein eisernes Gitter um eine Gruft für einen sehr hohen Preis, verlangte aber, daß dasselbe unbedingt bis Mitternacht des dritten Tages fertig sein müßte, wogegen die Hälfte vorausbezahlt werden sollte. Halb trunken vom Gelage abgerufen lacht der Meister zuver-

sichtlich: dafür wolle er wohl Leib und Seele verpfänden, daß zu der Zeit Alles fertig sein würde. Da dringt der Junker in ihn und spricht: So er das thäte, möchte ihm wohl der vierfache Preis zu Theil werden. Der Meister, von Habsucht geblendet, unterschreibt mit seinem Blute die Bedingung und sieht mit Erstaunen zwar das Gold richtig bezahlt vor sich liegen, aber der Junker ist verschwunden. Der Leichtsinnige vergißt aber bald was geschehen und kehrt zum Gelage zurück. Am Morgen erzählt er seinem Knechte die Sache und heißt ihn gleich an's Werk gehen. Höhnisch lacht dieser: das hätte er getrost in einem Vormittage zu liefern sich verpflichten können. Völlig beruhigt geht der Meister weg und verjubelt das im Voraus empfangene Geld. Erst am dritten Nachmittage fällt ihm ein, nach der Arbeit zu sehen. Er eilt in die Werkstatt; das Gitter ist bis auf einen einzigen Ring fertig, aber der Knecht ist verschwunden. Eiligst geht er selbst an den Ambos, um das noch Fehlende zu ergänzen; aber vergeblich müht er sich. Alles Eisen, das der Hammer berührt, springt unter seinen Händen entzwei. Die übernatürlichen Hindernisse seines Beginnens lassen ihn erkennen, daß der Hölle Macht im Spiele ist. Entsetzen faßt ihn und treibt ihn bald von der trostlosen, hoffnungslosen Arbeit hinweg, bald mit verzweifelter Anstrengung wieder hin. Der Knecht ist für immer verschwunden. Endlich, unter der vergeblichen Arbeit, erscheint die Mitternacht. Mit dem ersten Glockenschlage derselben öffnet sich die Erde und verschlingt den dem Teufel Verfallenen. Seitdem ist er verdammt so lange zu schmieden, bis die fehlenden Ringe am Gitter sein werden. Menschliche Macht aber kann ihn nicht erlösen, denn so oft Vorwitzige oder Fromme die fehlenden Ringe am Gitter ersetzten, verschwanden sie von selbst in der Nacht, oder seine Leute hatten keine Ruhe, bis die Ringe wieder abgenommen waren, wie es noch vor kurzer Zeit einem Schmiedegesellen, Namens Wende, ergangen ist. Darum muß der Schmied unter der Erde schmieden, und allnächtlich hören die Bewohner des Obermarktes, besonders des Hauses in der nordwestlichen Ecke desselben, wo er gewohnt hat, sein Hämmern, bald in ruhigem abgemessenen Takte, bald wieder in raschen ungestümen Schlägen, wenn über der Arbeit die Verzweiflung ihn bemeistert. Zwar haben in neuerer Zeit Leute, die Alles besser wissen wollen, in unterirdischen Gewässern die Ursache des dumpfen, hämmernden Geräusches finden wollen, aber man weiß, was man von solchen Sachen zu halten hat. Der Name des Schmiedes soll **Volprecht** gewesen sein.

Anmerk. 1. Die Akten der Naturf. Gesellschaft stellen fest, daß die Ursache des unterirdischen Geräusches lediglich in unterirdischen Wasserleitungen zu suchen ist oder vielmehr war, denn seit mit denselben Aenderungen vorgenommen wurden, hört man nichts mehr. Man erzählte sich in den dreißiger Jahren noch viele unheimliche Geschichten vom Nachtschmied.

Die Schläge dröhnten oft so, daß die Fenster klirrten. Dann sagten die Leute: Der Nachtschmied arbeitet. Im Winter und Frühjahr arbeitete er häufiger als im Sommer, Zu Advent und Fasten am meisten. Teller und Gläser fingen oft an zu zittern und zu tanzen. Oft wenn man es zu hören wünschte, hörte es plötzlich auf. Wenn neue Arbeit kam, hämmerte er fleißig und zeigte an, daß bald viel zu thun sein werde. Wenn man redete oder klingelte, hörte es auf. — Ein Schmiedegeselle wachte einst davon auf und ging hinab in die Werkstatt. Da sieht er den Hammer arbeiten ohne den Schmied. Im benachbarten Näther-Lüder'schen Brauhofe hört ein Mann den Nachtschmied und wird dadurch so getäuscht, daß er denkt, es ist früh Morgens und auf die Arbeit geht. Anno 1813/14 war in der Schmiede ein Russe einquartirt. Der ist des Nachts durch das Rumoren und die Stöße seines Bettes aus dem Schlafe geweckt worden, im Hemde herausgesprungen und auf die Hauptwache gelaufen und es hat ihn Niemand zurückbringen können. Er hat müssen umquartirt werden. Mancher Geselle hat in der Angst seinen Abschied genommen. Der vorletzte Schmiedebesitzer, Namens Hellbrecht, soll durch mancherlei Umstände veranlaßt worden sein, einen verschlossenen Kellerraum seines Hauses zu öffnen; er habe hierbei einen großen Stein weggehoben und Dinge gesehen und gehört, die er leider nur theilweise mitgetheilt hat. Es drang ihm ein Leichengeruch entgegen und später eine unförmliche feurige Drachengestalt. Bald darauf ward er krank und starb. Bei seinem Begräbnisse ließ sich ein schwarzer Vogel, so groß wie eine Dohle, im Trauergemach sehen. Alles erschrak, aber Niemand vermochte sie zu fangen, bis sie von selbst verschwand.

2. Der Name des Schmieds Volprecht ist höchst merkwürdig. Denn schon das Annolied hat str. 46. 47. die Geschichte eines gewissen Volprecht (anno 1183), der sich dem Teufel ergiebt. Wie kommt dieser Name in die Görlitzer Sage? Er kann korrumpirt sein aus Hellbrecht, einem Schmied, der notorisch dieses Haus besessen. Aber dies war in diesem Jahrhunderte. Angenommen Volprecht ist aus Hellbrecht entstanden, so bleibt es doch immer merkwürdig, daß der Name sich grade so verändert. Dazu hat doch wohl uralte Tradition beigetragen. Das Seltsamste ist, daß derselbe Name, der meines Wissens außer im Annoliede nirgends in Beziehung zum Teufel tritt, gerade in der allerjüngsten Görlitzer Teufelsgeschichte wieder auftaucht, die noch vor 30 Jahren zu weitläufigen Untersuchungen und aktenmäßigen Berichten Veranlassung gegeben hat, welche zu veröffentlichen wir gegenwärtig noch gerechte Scheu tragen würden.

108. Der Andreas-Stein bei Rauscha.

Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Alterthümer Nr. 4.

In Rauscha wohnte ein Bauer Namens Andreas. Der war arm und wollte gern reich werden, schloß derohalben einen Pakt mit dem Teufel, daß er ihm seine Seele vermachen wollte, wenn er ihm recht viel Geld verschaffe. Das fand statt an einem einsamen Steine auf freiem Felde. Als die Zeit verflossen und der Kontrakt abgelaufen war, kam der Teufel und wollte seine Seele haben. Da bat ihn der Bauer, ihm bis zum nächsten Tage Frist zu gönnen. Der Teufel war gerade guter Laune und sprach: meinetwegen! und ging davon. Da nahm der Bauer all sein Geld, ging zum Pfarrer und sprach: Hier ist mein Reichthum, ich vermache ihn der Kirche. Den andern Tag kommt der Teufel und will den Bauer holen. Der Bauer hatte aber eine beherzte Frau, die hielt ihren Mann fest und sprach: ihr Mann sei

ihre und ginge den Teufel gar nichts an, und er möchte nur gehen, wo er hergekommen wäre. Also lachte sie den Teufel aus. Da grinste der Teufel und sprach: Lache nur immer zu. Da hat die Frau angefangen zu lachen, und hat lachen müssen immer fort, bis sie gestorben ist; ihren Mann aber hat der Teufel doch geholt.

Anmerk. Das Geld soll noch heute der Kirche gehören und auf der Grafschaft Wehrau als ein eisernes Kapital eingetragen sein. Für die Zinsen wird jährlich eine Predigt gehalten und Almosen vertheilt.

109. Der Teufelsgang an der großen Mühle bei Budissin.

Ziehnert III. S. 269. Gräve S. 124. Gräße S. 461.

Am Fuße des Proitschenberges, nahe am rechten Ufer der Spree, liegt die sogenannte große Mühle mit sechszehn Gängen. An ihrer Mauer oben, nicht weit unter dem Dachgesimse, sieht man eine Menge Blutflecke, von denen die Sage Folgendes erzählt:

Als die Mühle gebaut ward, traf der Bauherr mit dem Teufel eine Uebereinkunft, nach welcher der Teufel sich verpflichtete, dem Müller beim Baue zu helfen, der Müller aber dem Teufel das Privilegium einräumte, auf dem sechszehnten Gange Pferdeäpfel zu mahlen, und zwar, ohne daß ihn Jemand dabei stören sollte. Als nun die Mühle mit Teufels Hülfe fertig war, schüttete der Müller auf fünfzehn Gänge Getraide und der Teufel auf seinen sechszehnten Gang Pferdeäpfel. So hatten sie es lange Zeit in gutem Frieden getrieben, bis der Müller einen neuen Knappen annahm, welcher ein vorwitziger und unfolgsamer Geselle war. Denn obgleich es ihm der Meister streng verboten, schüttete er dennoch auf den sechszehnten Gang Getraide und schmälerte das Recht des Teufels. Dieser aber mochte dies nicht leiden und ward zornig, faßte den Mühlknappen und warf ihn zur Strafe außen an die Mauer, so daß er alsbald todt blieb. Die Blutflecke aber, welche sein zerschmetterter Körper hinterließ, lassen sich durch nichts weg bringen.

110. Der Blutfleck am Waldauer Schlosse.

Sammlung von Schön No. 64. Msc. Mündlich.

Einmal wettete der Teufel mit einem Herrn von Waldau, ich weiß nicht mehr um was, und verlor, wie gewöhnlich, die Wette; denn die Menschen sind immer klüger als der Teufel; das ist eine bekannte Sache. Aber der Herr von Waldau verlor doch dadurch mehr als er gewann. Denn der Teufel ergrimmte über die List des armen Erdensohnes dermaßen, daß er beim Abfahren aus dem Schlosse der Wärterin das junge Söhnlein des Gewinners aus den Armen riß und an die Mauern des Schlosses schleuderte, so daß es auf der Stelle todt war und an der Mauer ein großer Blutfleck zurück blieb, der sich nicht wieder vertilgen ließ und noch heute zu sehen ist.

Eine andere Sage erzählt, die Frau des Gutsbesitzers habe ihr Gesinde so schlecht behandelt, daß sie dasselbe sogar gezwungen habe, am heiligen Christtage Federn zu schleißen. Zur Strafe dafür habe der Teufel vor ihren Augen das Kind an die Wand geschleudert.

111. Die Teufelsstube zu Teufels-Wehrau.

Wegweiser 1833. S. 820 ff. Gräve S. 166.

Im Bunzlauer Kreise der preußischen Oberlausitz liegt das Dorf Wehrau, das auch den seltsamen Namen führt: Teufelswehrau. Die Gegend ist von mehren Hügelreihen durchschnitten, zwischen denen in einem sehr engen Thale sich der Queiß hindurch windet. Schroffe Ufer, große Steinblöcke in und am Wasser und grünes Laubholz an beiden Seiten geben der Gegend einen romantischen Anstrich.

Der größte dieser Steinblöcke enthält im Innern eine geräumige Höhle, die den Namen die Teufelsstube führt. Die Volkssage erzählt, daß der Teufel ein besonderes Gefallen an der Wehrauer Gegend gefunden und diese Stube sich eigenhändig ausgemeißelt und eingerichtet habe, um in ihr ein bleibendes Absteigequartier zu haben. Zu diesem Behufe machte er die beiden Oeffnungen, die so groß sind wie Stubenthüren, und andere kleinere, die ihm als Fenster dienten.

Von da wollte er einst einen großen Granitfelsen hinabschleudern, um den Queiß zu dämmen, damit die oberen Bewohner ersaufen, die unteren aber verdursten müßten.

Unvorsichtiger Weise machte er aber mit einem Schulmeister die Wette: ehe der Hahn krähe, solle der Stein am bestimmten Orte liegen. Ehe er aber noch den Stein aufgehoben hatte, krähete schon der Hahn und der Teufel hatte die Wette verloren. Darüber ärgerte er sich so gewaltig, daß er die Gegend verließ und nie wieder dahin zurückgekommen ist.

112. Der Teufel verliert bei Haide-Gersdorf seine Steine.

Sammlung von Schön. No. 63. Msc.

Dem Teufel fiel es einmal ein, sich ein Haus zu bauen, und er holte sich dazu die Steine vom Riesengebirge in einem Sacke, den er sich eigens dazu gemacht hatte. Allein als er in der Gegend von Haide-Gersdorf, da wo jetzt die Kolonie Fichtenthal liegt, durch die Lüfte fuhr, bekam der Sack ein Loch und die ganze Ladung fiel ihm auf die Erde. Darüber ward er sehr verdrießlich, ließ die Steine liegen und gab den ganzen Bau auf. Nun weiß Jedermann, wie und wodurch die vielen Steine auf die Feldfluren von Fichtenthal gekommen sind.

Anmerk. Aehnlich die Sage von der Entstehung der kleinen Inseln zwischen Rügen und Pommern. (M. Arndt, Märchen 1, 156.). Verwandte Geschichten siehe bei Grimm, Mythol. S. 308.

113. Des Teufels Ausgedinge.

Preusker I. S. 179.

Auf der Landeskrone bei Görlitz zeigte der Teufel einst dem Herrn Jesus alle Reiche der Welt. Er wollte alle abtreten, sagte er, nur ein Dorf in der Lausitz wollte er sich behalten zum Ausgedinge. Als der Herr Jesus fragte, welches es sei, antwortete der Teufel — Rothwasser.

Anmerk. Man sagte früher, es gäbe dort viele Pferde- und Holzhändler, mit denen man sich in Acht nehmen müsse beim Handel.

114. Der Teufel säet Junker.

Gräße S. 546.

Einst war der Teufel auf dem Wege, um Kneschki, d. h. kleine Herren, Junker, auszusäen. Als er nun von der Bautzener Gegend aus über Wittichenau, Hoyerswerda und Senftenberg kam, um in der Niederlausitz seine Saat fortzusetzen, verlor er bei dem Dorfe Scoda bei Senftenberg einen solchen Kneschk. Aergerlich sagte er: to je scoda, das ist schade! weil er den Junker hatte für die Niederlausitz aufsparen wollen, wo es noch an solchen mangelt, und davon hat denn jenes Dorf den Namen erhalten.

115. Der Teufelsstein bei Königshain.

O. u. N. L. Chronik S. 84. Beschreibung von Königshain Msc. S. 75.

Der Teufelstein bei Königshain, einer der größten und höchsten Felsen des Gebirges, nordwestlich vom Hochstein im wilden Gebüsch, ist schwer zugänglich und daher von wenigen gekannt. Die oberste Platte zeigt mehre von Menschenhand eingearbeitete Vertiefungen: einen Kessel und mehre Blutrinnen, am Abhange aber den sogenannten Teufelssitz; dort hat der Leibhaftige selber gesessen und seine Hosen geflickt, man sieht noch die Löcher, wo er Scheere, Elle und Zwirn liegen hatte.

Einmal hat sich ein Hirt in eine der Oeffnungen gesetzt und ist eingeschlafen. Wie er wieder aufstehen will, ist er eingeschlossen und kann nicht heraus.

Anmerk. Die christlichen Bekehrer konnten den Heiden den Glauben an ihre Götter nicht gänzlich nehmen, sondern ihn nur verdunkeln, in den Hintergrund drängen und die vorher zutraulichen Wesen zu Schreckgestalten machen. So wurde die christliche Lehre vom Teufel erfüllt mit einer Menge von ursprünglich getrennten Wesen höherer und niederer Ordnung, welche nun in denselben Namen des Teufels zusammenschmolzen und demselben ihre Attribute mitbrachten. Die Göttersteine wurden natürlich dadurch zu Teufelssteinen.

Der spätere Humor des Mittelalters benutzte die Opferkessel u. s. w. zu vielfachen Deutungen, die für die mittelalterliche Auffassung des boshaften aber dummen, auslachenswerthen Teufels charakteristisch sind.

116. Der Teufelskeller in der Skale am Löbauer Wasser.

Gräve, S. 197.

Zwischen Gröditz und Weicha am Löbauer Wasser, in der sogenannten Skala, befindet sich in einem Felsen ein Loch, welches bis unter den Altar der Gröditzer Kirche unterirdisch fortgehen soll. Dies Loch heißt der Teufelskeller.

Der Teufel hatte nämlich einmal den Gröditzer Pastor auf dem Striche, vexirte und versuchte ihn Tag und Nacht und ließ dem geistlichen Herrn selbst auf der Kanzel keine Ruhe; bis einmal mitten in der Predigt der Pastor seine kräftigsten Beschwörungsformeln anwandte und den Teufel unter den Altar der Kirche bannte. Da entschlüpfte der Teufel durch das Loch, das der Pastor nicht kannte.

117. Der Teufelsstein bei Stenker.

Sammlung von Schön No. 39.

Als der Böse noch leiblicher Weise sichtbarlich auf der Erde umherwandelte, um die Menschen zu versuchen, war er auch einst an der Grenze von Schlesien von einem Besuche bei seinem Freunde Rübezahl bis Stenker gekommen. Da däuchte es ihm, daß er sehr müde wäre, und er setzte sich um ein wenig auszuruhen auf einen Stein am Wege. Als er so dasaß und sich besah, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß seine Kleidung in sehr üblem Zustande war. Er nahm daher Nadel und Zwirn zur Hand und flickte sich die zerrissenen Hosen wieder zusammen. Wo der Teufel sitzt, da läßt er auch seine Spur zurück, und so geschah es denn, daß dem Steine die Nadel und der Zwirnknaul, welche er neben sich gelegt, und sogar die Füße, die er nach Art der Schneider untergeschlagen, eingedrückt blieben. In neuerer Zeit wollte ein Bauer den großen Stein zum Bauen verwenden und ließ ihn deshalb sprengen; allein er konnte mit den Stücken nichts anfangen und mußte sie wieder auf die alte Stelle zurück bringen, wo sie noch liegen, wenn sie nicht Jemand verschleppt hat.

118. Noch einige Teufelssteine.

I. Der Teufelsstuhl bei Marxdorf.

O. u. N. L. Chronik S. 83. Preusker I. 15.

Bei Marxdorf war noch vor dreißig Jahren ein alter heidnischer Opferaltar, der Teufelsstuhl genannt. Jetzt ist er gesprengt und zu Bausteinen verwendet worden. Er bestand aus zwei Felsmassen, zwischen denen man

durchgehen konnte. Die eine hieß eigentlich der Teufelsstuhl, die andere der Opferstein. In diesem war eine größere Vertiefung von fünf kleineren umgeben, Teufels-Schüssel genannt.

Anmerk. Solche Opferaltäre sollen sich früher auch bei dem drei Stunden entfernten Rieba befunden haben. (Preusker).

II. Der Teufelsstein bei Stargardt.

N. L. Magazin 1834 S. 159. Sammlung von Schön No. 27. Msc.

Auf dem Pfarracker zu Stargardt bei Guben lag ehemals ein alter, großer heidnischer Opferstein. Die Sage erzählt, der Teufel habe damit den Kirchthurm zu Niemitzsch vom „Borchelt", d. i. von der runden Schanze bei Stargardt aus, einwerfen wollen. Die Vertiefungen im Steine waren Abdrücke seines Sitzens und Greifens. Der Stein verlor indessen unterwegs seine Kraft, weil eben der Hahn den Morgen verkündigte, und so fiel er mitten auf dem „Raunen", d. i. dem Stargardter Pfarracker darnieder. (Vergl. No. 20. Anm.)

III. Der Teufelsstein bei Beerenbruch.

Gräve, S. 106.

Unter dem Dorfe Beerenbruch bei Kamenz auf dem Wege nach Biela befindet sich rechter Hand am Wege in einem Kieferndicicht ein Granitblock, über acht Ellen hoch, sechsundvierzig Ellen im Umkreis, oben abgerundet. Der heißt der Teufelsstein, weil dort am Walpurgisabende der Teufel auszuruhen und ein Abendbrod einzunehmen pflegt, um neugestärkt seine Reise fortzusetzen. (Vergl. No. 20. Anm.)

IV. Der Teufelsstein bei Rodewitz.

Frenzel, hist. natur. II. 693. msc.

Von diesem großen Steine geht die gemeine Sage, der Teufel habe sich auf ihm sehen lassen und ihm seine Tatzen und Pfoten eingedrückt, die deutlich darauf zu sehen sind.

Anmerk. Ein solcher Stein lag sonst an der alten Löbau-Reichenbacher Straße. (Preusker III. 176.) Auch bei Muskau in der Bosdorfer Haide ist ein Teufelsstein. Er hat eine kahnförmige Gestalt und hat die bekannten Fingerabdrücke des Teufels. Zwei ähnliche sind auf dem Striegauer Berge. Bei Lieberose ist eine Teufelsmauer (L. Mon.-Schr. 1798 II. 323.).

V. Der Teufelsberg in der schweppnitzer Haide.

Gräve, S. 145.

Von Schweppnitz aus nordwestlich in der Haide findet sich eine kleine Anhöhe von dunklem Gestein, die heißt im Volksmunde der Teufelsberg oder

das Teufelskanapee. Denn dort, sagen die Leute, hat der Teufel sich ausgeruht, als er vom Himmel gestürzt war, und seitdem besucht er alljährlich einmal den verrufenen Fleck. Aber Tag und Stunde weiß man nicht.

VI. Die Teufelsruhe bei Arnsdorf.

Gräve, S. 176.

Ein hoher breiter Stein im Arnsdorfer Busche heißt die Teufelsruhe, weil dort einmal der Teufel gesessen hat. Was er aber eigentlich gewollt hat in Arnsdorf, das weiß man nicht.

119. Mit dem Teufel ist nicht zu spaßen.

Magnus S. 235.

Dinstags vor dem Sonntage Invocavit im Jahre 1658 hatte in seiner Fastnachtslust ein Kunstpfeifergeselle zu Sorau sich so verkleidet und vermummt, daß er wie ein leibhafter Teufel aussah. Was geschah? Des Donnerstags darauf fand man ihn des Nachts todt im Bette, wo ihm der Teufel den Hals umgedreht hatte, um sich für den Spott, den er mit ihm getrieben, zu rächen.

Anmerk. Der Teufel kann es nicht leiden, wenn man ihn kopirt und dreht allen Doppelgängern den Hals um. Jeder Hanswurst ist ein solcher und hängt sich daher, wenn er klug ist, Schellen an den Leib, dann kann ihm der Teufel nichts anhaben. Das hatte der Sorauer Narr wahrscheinlich vergessen. — Auch in Luther's Tischreden hat es der Teufel immer mit „Pfeifen“ zu thun.

120. Der Teufel stört ein Passionsspiel.

Gerber S. 964.

Als Anno 1519 zu Guben auf dem Markte die Passion Christi nach Sitte der Zeit mit einfältigen Reimen und allerhand seltsamen Mummereien aufgeführet worden, wozu von Städten und Dörfern weit und breit Adel und Landvolk sich eingefunden, haben unter anderm neun Gubener Bürgerssöhne neun Teufel dargestellt. Da ist plötzlich während der Aktion zu den neun vermummten Teufeln der zehnte leibhaftige und wirkliche gekommen, hat arge Possen getrieben und ist über den Brunnen gesprungen, die andern dazu zu verführen, um ihnen so die Hälse zu brechen. Es ist ihm aber keiner nachgesprungen. Als man nun in dem Aktus so weit gekommen, daß Christus an das Kreuz gehenket wurde, hat sich dieser zehnte Teufel vom Theater weggemacht und ist in das Gäßlein am Rathhause gelaufen, und allda in Feuer aufgegangen. Als man hinzu eilte, war Alles verschwunden, aber denjenigen, so den Herrn Christus dargestellt, hat man in Ohnmacht gefunden. Man hat daher den Aktus abkürzen und ihn alsbald in's Grab legen müssen, allwo er wieder erquicket worden.

Als man hernach den Darstellern ein Essen angerichtet, hat sich der Leibhaftige wieder dabei eingefunden, und sich sonderlich um den Vornehmsten, so den Obersten der Teufel Satanas dargestellt hatte, zu schaffen gemacht. Da sind alle heimlich davon gegangen; seinen Doppelgänger aber hat er verfolget und also übel zugerichtet, daß der Mann sein Lebtag nicht wieder fröhlich geworden ist.

121. Der Teufel holt zu Budissin einen Küchenjungen.

Gräve, S. 194.

Auf dem Schloß Ortenburg bei Budissin hielten einst die Edlen der Lausitz ein großes Zechgelage und auch die Dienerschaft bekam weidlich zu trinken. Da war auch ein Küchenjunge, ein ruchloser Kerl, Säufer und Flucher. Der rief im Rausche den Teufel an, er möchte ihn doch holen, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und schimpfte auf den Teufel, daß er ein feiger Wicht sei und nicht einmal so viel Courage hätte, einen Küchenjungen zu holen.

Das muß denn doch dem Teufel zu arg gewesen sein; er erschien in furchtbarer Gestalt, ergriff den Burschen beim Schopfe und fuhr mit ihm durch das auf den Schloßhof gehende Küchenfenster, über welchem er ihm den Schädel zerschmetterte, wovon die Blutspuren vor nicht gar zu langer Zeit noch zu sehen waren.

122. Der Teufel holt zu Forste einen Soldaten.

Frenzel, lexic. slavic. msc. I. p. 24. Grosser, Merkwürdigkeiten P. 3. Fol. 7. Annal. Bud. a. a. 1638. Albrecht's Fluch A. B. C. p. 141.

Es war im dreißigjährigen Kriege im Jahre 1638. Ein Fleischer aus Forste ging über Land um Schlachtvieh zu kaufen. Sein Säckel war daher wohl gespickt. Unterwegs fiel ihn ein Soldat von den zu Forste im Winterquartier liegenden Truppen räuberisch an und nahm ihm all seine Baarschaft, ungefähr hundert Reichsthaler. Der Fleischer aber hatte sich Gesicht und Gestalt des Räubers wohl gemerkt, geht hin zum Hauptmann und verklagt den Soldaten. Da ward über den Strolch Gericht gehalten. Aber er wollte nichts bekennen, vermaß sich hoch und theuer, er habe das Geld gefunden und verschwor sich endlich, der Teufel solle ihn auf der Stelle holen sammt Leib und Seele, so er schuldig wäre. Kaum war das Wort gesprochen, da that sich die Thüre auf und herein trat ein stattlicher Mann in einem langen rothen Mantel. Der Hauptmann fuhr den Eindringling an, fragte ihn, wer er sei, und wie er sich unterstehen könnte, ungemeldet einzutreten.

Der Fremde erwiederte in barschem Tone, man habe ihn ja gerufen, er komme nicht unaufgefordert. Er faßte den schreienden Soldaten mit fester

Hand, führte ihn sammt dem Gelde hinaus und Niemand wagte ihn daran zu hindern. Denn man erkannte ja mit Schrecken, daß es der Leibhaftige selber sei. Tags darauf aber fand man den Räuber mit umgedrehtem Halse auf derselben Stelle liegen, wo er seinen Raub vollbracht hatte.

123. Die Teufelsreiter zu Sorau.

I. Magnus S. 234. II. Magnus S. 260.

I.

Anno 1657 den 2. März in der Nacht hat sich der Teufel in Gestalt dreier Reiter mit drei Lichtern bei dem Rathhause in Sorau leibhaftig sehen lassen. Er ritt auf der Treppe bei der Garküche auf's Rathhaus, und wo die Tuchmacher feil haben, tummelte er sich weidlich herum. Der Hufschlag war auf den Treppenstufen in den Werkstücken deutlich zu sehen.

Anmerk. Der Teufel übernimmt die Erbschaft der Götter, die wie Odin und Swantewit als Reiter vorgestellt wurden. Das heilige Thier wird zum Teufelsthier. Deshalb mählt er auch Pferdeäpfel, verwandelt Alles in Pferdekoth, wird mit dem Pferdefuße dargestellt, drückt seinen Buhlerinnen, den Hexen, auf Hände und Füße Hufeisen (Wolff, D. S. No. 141.), welche ursprünglich Heilszeichen waren, wie Hunderte von Sagen berichten. Die Originalsage ist die, daß Odin's weißes Roß Sleipnir einst in wildem Sprunge seine Hufeisen wegschleuderte, daß sie gegen einen Berg (bei Wexiö in Schweden) anschlugen, wo ihre Spuren noch heute zu sehen sind. (Afzelius, Schwed. Volkssagen II. 78.) Solche Hufeisenspuren sind auf dem Tschernebog, in Lauban und anderwärts.

II.

Anno 1680 den 6. Februar ritt ein Edelmann aus Sorau weg und da ihm gleich bei Schönwalde im Klenken-Büschlein sein Pferd stolperte, fing er an bei allen Teufeln zu fluchen. Und sehet, darauf fanden sich alsbald zu ihm zwei schwarze Reiter, deren einer vorne und der andere hinten nachritt, davor ihm angst und bange ward, weil sie sich von ihm nicht eher verloren, als bei der Linderode'schen Holzmühle. Darauf lag der Edelmann zwei ganze Wochen krank und that dabei das christliche Gelübde, daß er den Teufel nicht mehr rufen wolle.

124. Der Teufel will Beeren kaufen.

Schön's Sammlung No. 18.

Es ging einmal eine Mutter mit ihren Kindern auf den Schönberger Berg um Beeren zu pflücken. Als die mitgenommenen Körbe voll waren und sie sich zum Heimwege anschickten, stand auf einmal ein Mann in rother Kleidung vor ihnen und fragte, ob sie nicht ihre Beeren verkaufen wollten. Nein, sagte die Frau, aber indem sie das sagt, sieht sie ja, daß der Fremde Pferdefüße hat. Sie wirft die Beeren weg, nimmt ihre Kinder und läuft

in Todesangst den Berg hinab. Da erhob sich ein fürchterlicher Sturm, als ob alle Bäume ausgerissen und zerbrochen werden sollten, und halbtodt vor Angst kam die Frau mit ihren Kindern zu Hause an.

125. Der Teufel wirft einen Brautwagen um.

Koch's Chronika S. 426.

Den 29. November 1597 ist zu Heidersdorf eine alte Zauberin geköpft und verbrannt worden. Als sich nun der böse Feind bei Abhauung des Hauptes mit einem großen Sturmwinde dabei merken lassen, ist er auf dem Wege nach Greiffenberg etlichen Hochzeitsreitern nebst dem Brautwagen begegnet, hat sich vor ihnen her bis an die Oelse getummelt, endlich aber den Wagen mit den Brautleuten umgestürzt und in eine Pfütze geworfen, worauf er in eine alte Scheune, die da gekracht, geritten und daselbst verschwunden ist.

126. Der Teufel dreht fünf Fluchern den Hals um.

Koch's Chronika S. 388.

Es geschah im Jahre 1550 bei Zittau nicht weit von der böhmischen Grenze, als fünf wüste Gesellen gar sehr mit einander geflucht hatten, kam der böse Geist und verdrehte ihnen die Hälse so jämmerlich, als wenn ihnen der Diebshenker dieselben mit einem Rade zerstoßen hätte. Andern zum Abscheu ließ man die häßlichen Leichname drei Tage lang liegen.

127. Der Teufel will einen Schuster holen.

Magnus S. 24.

Ein Schuster aus Sorau, Namens Laurentius Fischer, welcher sehr übel gelebet und gottlos Wesen verübet, saß wegen Schandthat im Gefängniß. In der Nacht des Frohnleichnamstages anno 1548 kam der Teufel zu ihm herein und wollte den Schuster mit Leib und Seele holen. Er ist aber noch mit heiler Haut davon gekommen.

128. Der Teufel holt einen Flucher.

Magnus, Geschichte von Sorau S. 108.

Anno 1604 den 1. September hatte Friedrich von Wiedebach auf Giersdorf bei Sorau den Pfarrer zu Droßkau um ein beträchtlich Stück Holz übervortheilt und auf dessen Vorstellung gesagt: Wer Unrecht hat, den wird der Teufel holen. Was geschieht? Den 13. September setzte sich der Edelmann frisch und gesund zu einer Kanne Wein, aber plötzlich entfiel ihm die Sprache, und er verlor den Verstand, also daß er binnen drei Tagen im Elende verstorben.

129. Wie George Schönrich vom Teufel entführt wird.

Frenzel, hist. natur. III. 1491. msc.

Anno 1596 im Januar sitzet George Schönrich, Bauer zu Krischa, bis in die späte Nacht beim Bier in der Schänke, spielt und flucht und lästert Gott im Himmel. Hierauf erhob sich plötzlich vor der Schänke ein gewaltiger Sturmwind und alsbald sah man, wie der Gotteslästerer vom Winde hinausgetrieben wurde, der ihn denn als des Teufels rechter Fuhrwagen bis in das nächste Städtlein Weißenberg hinweg führte und daselbst durch eine Feuermauer hindurch in ein Brauhaus niederließ. Drei Kerle saßen an der leeren Braupfanne, nahmen ihn in Empfang und quälten ihn mit allerhand Alfanzereien nebst trefflichen Hieben, bis daß der Hahn krähte und der Spuk verschwand. Wie nun des Morgens die Bürger kamen, um das Bier, das in Butten daneben stand, zu besehen, fanden sie den Bauer gar übel zugerichtet und fast erfroren. Diese Geschichte aber hat nachmals der Pfarrer des Orts schriftlich aufgesetzt und in den Druck gehen lassen.

130. Teufelsspuk in Budissin.

Frenzel, hist. natur. III. 1461. msc.

Anno 1603, am 23. und 24. Januar zu Nacht, ist zu Budissin in der Fleischergasse der Teufel als ein greuliches Ungethüm herumgelaufen, hat an die Häuser geklopft, gewinselt und geschrieen, sich aber nicht sehen lassen.

131. Der Teufel will eine Jungfer verführen.

Frenzel, hist. natur. III. 1462. msc.

Um das Jahr 1600 ist der Satan zu einer vornehmen Jungfrau von Adel im Budissiner Kreise in der Gestalt eines Weibes gekommen, hat dieselbe im Namen eines großen Herrn gegrüßt und sie aufgefordert, denselben in einem Busche, nicht weit vom Schlosse, zu besuchen. Der große Herr werde sie reich machen und ihr geben, was ihr Herz wünschen und begehren würde. Als nun die Jungfrau sich verwunderte und zweifelte, ob es wahr sein möchte, da hing ihr das Weib im Namen des großen Herrn eine güldene Kette um den Hals.

Wie aber das Mägdlein das Geschmeide betrachtet und dabei zufällig zur Erde gesehen, hat sie wahrgenommen, daß dem Weibe eine greuliche Klaue unter dem Rocke hervorragte, ist gewaltig erschrocken und hat in ihrer Herzensangst den Namen des Herrn Jesu gerufen. Da verschwand das Teufelsweib und die goldene Kette verwandelte sich in lauter schwarze Kohlen, die zur Erde niederfielen; die Jungfrau aber ward bis zum Tode krank. Nach drei Monaten, als sie wieder genesen, ist das Teufelsweib wieder gekommen, mit Grüßen von dem großen Herrn und herrlichem Geschmeide, und wiederum

nach einem Jahre zum dritten Male. Als auch da die fromme Jungfrau sich geweigert, dem großen Herrn ein Stelldichein zu gewähren, da läßt sich das Weib also vernehmen: „Thörichte Jungfrau, was hast Du denn zu verlieren an Deiner Seele Heil? Du bist ja weder recht getauft, noch auch zur Seligkeit vorher bestimmt; lies dieses Buch, da wirst Du es selber einsehen, daß Du in Ewigkeit verloren bist. Ergieb Dich also dem großen Herrn, er wird Dich hier auf Erden reich machen und Dir geben, was Dein Herz wünschen und begehren mag.“ Darauf ist das Weib von ihr gewichen und hat ein Buch zurückgelassen; das Mägdlein aber ist wiederum so todtkrank geworden, daß ihre Eltern den hochwürdigen Magister Frenzel zu Schönau auf dem Eigen gebeten haben, auf das Schloß zu kommen, welchem Rufe der Magister gefolget ist und mit dem Pfarrer des Orts zugleich die Jungfrau durch Gottes Wort getröstet und beruhigt, jenes Buch aber als ein calvinisches confiscirt hat. Der Teufel aber hat sich nicht wieder sehen lassen.

Daraus ersieht ein jeder Christ,
Der Teufel ist ein Calvinist.

Anmerk. Dieses Teufelsweib hat den Charakter einer Hexe, deren Pflicht es ist, dem Teufel, der als ein vornehmer Junker aufzutreten liebt, Kinder und reine Jungfrauen zuzuführen, als Novizen des großen Hexenordens. Sonst bekommen die alten Hexen beim Hexensabbath Prügel von ihm. Die Klaue erinnert daran, daß die Hexen auf Böcken und Kälbern zur Hexenfahrt reiten. Der Fuß des Reitthieres wird dem Reiter beigelegt. So stammt des Teufels Pferdefuß von Odin's Rosse.

Des Teufels Gold verwandelt sich in Kohlen, wie die von guten Geistern herrührenden Kohlen in Gold. Der Teufel ahmt den guten Gottheiten nach, aber verkehrt. Die Hexenprocesse ergeben überhaupt, daß dem Weiberbündnisse mit dem Teufel nur unerquickliche, halbe Lust, ohne allen wirklichen Gewinn zu Theil wird, während Männer dadurch Gold und Schätze erlangen. Die Weiber müssen sich mit der schmutzigen Liebe des Junkers Voland und mit der Schadenfreude über ihren eigenen unheilbringenden Einfluß begnügen

Besonders interessant für die kulturgeschichtliche Forschung sind die konfessionellen Beziehungen der obigen Sage.

132. Teufel heulen im Feuer.

Pescheck, Geschichte von Zittau II. S. 476. Laus. Mag. 1825. S. 331.

Im Jahre 1473 ist zu Zittau am 22. Juli eine furchtbare Feuersbrunst durch das unvernünftige Feuern eines Dienstmädchens beim Fleischer Oswald Just entstanden, die, als das Feuer Anfangs nicht brennen wollte, zu demselben im Unmuthe gesagt hatte: Willst du sonst nicht brennen, so brenne in aller Teufel Namen. Während desselben hat es im Feuer und in der Luft geheult, daß es entsetzlich anzuhören gewesen und sich die Leute dabei gefürchtet haben. Da sind die Mönche aus dem Kloster mit der Procession gegangen, haben die Monstranz herausgetragen und einen Altar dem Feuer gegenüber gemacht und gebetet, auch die Benediction über das Feuer gesprochen in der Meinung, die Teufel damit zu vertreiben.

Aber sie haben sich nicht daran gekehrt, sondern jemehr die Mönche exorcisiret, gesungen und gebetet, desto mehr haben die Teufel im Feuer und in der Luft geheult.

Im Jahre 1458 hat ein solcher Teufel oder Gespenst, nachdem es acht Tage lang die Mönche auf dem Oybin geschreckt, die Kirche daselbst in Brand gesteckt.

133. Eines Advokaten Weib wird vom Teufel übel geplagt.

Frenzel, hist. natur. III. 1465. msc. Ein fliegendes Blatt: Historische Beschreibung von dem Budissinischen Gespenst, was sich mit demselben anno 1684 begeben und zugetragen, wobei Etlicher schriftmäßige Bedenken, was von dieser Sache nach Gottes Wort zu halten, gedruckt im Jahr 1684. Fängt an: „Im Namen Jesu Amen: Der Teufel ist ein Mörder und Lügner" u. s. w. Singul. Lus. I. 498. II. 821.

Es hat in des Oberamts-Secretarius Simon Hoffmann's Behausung zu Budissin ein Gespenst, anfangs in Gestalt einer wendischen, folgends einer deutschen geschleierten Frau, von des Secretarii Tochter, so an den Oberamts-Advokaten Christian Keilpflugen vor einem Jahre ungefähr verheirathet worden, sich sehen lassen und dieselbe um Gottes Willen gebeten, sie wollte ihr helfen, hat sich dabei Sabina Ruprechtin genannt und vorgegeben, sie wäre vordem von Martin Kathmann (wie sie denn beide Namen mit Dinte und Kreide unterschiedliche Male nebst einer unleserlichen Jahrzahl aufgeschrieben) ermordet und im Keller verscharrt worden. Gedachter Martin Kathmann aber ist der leibliche Bruder des damaligen Decani bei hiesigem päpstlichen Capitulo und vormals dieses Hauses Einwohner gewesen. Das Gespenst hat gefleht, man solle sie daselbst aufgraben und in einen Sarg legen und auf einem lutherischen Kirchhofe bestatten. Man würde dabei das Schwert finden, womit der Mord geschehen sei, und ein Kästlein mit Golde, das solle die Mühe reichlich belohnen; ihre Seele hätte ja sonst keine Ruhe.

Das erste Mal hat die Keilpflugin ausgerufen: Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Das Gespenst hat geantwortet: Ich lobe ihn auch. Es hat auch mit der Keilpflugin allerhand geistliche Lieder gesungen und Bibelsprüche angeführt. Da die Keilpflugin dem Begehren des Gespenstes nicht gewillfahrt, ist es von Tage zu Tage unbescheidener geworden, ist auch der Magd erschienen, aber gesprochen hat's nur mit der Keilpflugin. Einmal ist es ihr erschienen in ihres Gemahls Studirstube und hat einen dicken Brief, mit rother Dinte oder Blut geschrieben, hervorgezogen, hat gesagt, darin stände ihre Geschichte beschrieben, die Keilpflugin hat ihn aber nicht angenommen. Einmal hat das Gespenst gedrohet, es solle der ganzen Stadt übel gehen, hat sich auch auf der Treppe mit einer feurigen Kugel in der Hand sehen lassen und einen großen Brand verkündigt.

Im März ist es dann in einem deutschen Anzuge gekommen und hat ein rundes, feines, blasses Gesicht gezeigt, hat von Neuem geflehet und gedräuet, auch ein Buch nach dem andern aus dem Bücherschranke genommen

und laut gelesen. Zu der Keilpflugin hat es gesagt: Ich bin eben ein solch fromm Mensch gewesen, als Du; aber es hat mir eine Hexe, Namens Maria, meine Beine genommen und solche Teufelsfüße gegeben. Dabei hat es auf seine Füße gezeigt, die wie Gänsefüße aussahen. Ich werde nur eine Stunde des Tags von einem guten Geiste regieret, sonst treibt mich aber ein böser Geist, daß ich Dich so plagen muß.

Einmal hat es der Keilpflugin mit großem Grimm in den Nacken gegriffen und gekneipt, daß man die blauen Flecke etliche Tage lang gesehen. Zu Nachts ist es ihr in der Schlafkammer wie ein lichter Blitz erschienen, hat sie im Bette bald in die Schenkel, bald in den Rücken, bald auf die Achseln schmerzlich gezwickt, ja es hat sich zu ihr in's Bette gelegt und sie bedräuet, ihren Eheherrn nicht zu wecken. Als es aber die Keilpflugin gethan, hat es sie entsetzlich gezwickt und ist verschwunden.

Zu andern Malen hat es einen Gestank wie Knoblauch und garstigen Speck hinter sich gelassen; ist auch zu Zeiten mit feurigen Ketten um den Leib oder mit einem blutigen Maule, greulichen Klauen und einem langen Kuhschwanze, wie auch in Gestalt eines Kaninchens erschienen.

Die geistlichen Lieder hat es mitgesungen, aber ganz lachend und spöttisch, nur nicht: Vater unser im Himmelreich, Gott der Vater wohn' uns bei, Wir glauben All' an Einen Gott. Bei diesen Liedern hat es greulich gelärmt oder ist davon gegangen.

Vom Mai bis zum September hat man fast alle Morgen an den Thüren und Wänden, auf den Tischen, Kasten, Dielen Sprüche angeschrieben gefunden mit Kreide und Röthel, ja auch mit Feder und Dinte hat es dem Herrn Keilpflug viel Papier verdorben. Die Schrift ist aber allzeit sehr unrichtig und schlecht geschrieben gewesen. Das Gesinde hat trotz des geschehenen Verbotes abergläubische Mittel angewendet und zwei Besen kreuzweis vor die Thüre geleget, auf denen es auch einmal stehen geblieben ist und die Schwelle nicht überschritten hat.

Im Mai hat es wieder von dem Kasten mit dem Gelde angefangen und denselben auch geholt und ihn der Keilpflugin gezeigt, die hat aber gesagt: ich begehre nichts Zeitliches und hat ihn nicht genommen, obgleich das Gespenst sie bei ihrer Seelen Seligkeit und Gottes Barmherzigkeit angeflehet.

Darnach ist es gar ungeberdig geworden mit Tumultuiren, Schlagen und Werfen im ganzen Hause herum, hat nach der Magd geworfen, und den Amanuensis des Herrn Advokaten gezwickt und aus dem Bette geschmissen, daß er sich geweigert hat, länger im Hause zu bleiben.

Dadurch ist das ganze Ereigniß, das man bis dahin auf Rath des Beichtvaters, des Herrn Archidiakonus Muscovius, gegen Jedermann geheim gehalten, endlich ruchbar geworden und dem gesammten geistlichen Ministerium angezeigt worden, worauf denn im Hause alle Montage und Donnerstage

gewisse Betstunden eingerichtet worden sind, an denen Hunderte von Personen Theil genommen haben; wie denn auch im öffentlichen Kirchengebete des Gespenstes gedacht worden ist. Das Nachgraben ist aber verwehret worden, da das Gespenst das Jahr der Pest 1631 als sein Todesjahr angegeben hat und auch früher schon einmal im Keller übelriechende Knochen aufgefunden worden waren. So hat man aus Furcht vor der Pest und weil ja der angebliche Mörder ohnedies nicht mehr am Leben gewesen, den Keller nicht untersucht. Das hochwürdige Ministerium aber hat erklärt, was das Gespenst fürgebe, es könne sonst nicht ruhen, sei nichtig Ding, sintemal es gewiß keine Seele, sondern der leidige Satan selbst sei.

Das päpstliche Capitulum aber hat die geistliche Gerichtsbarkeit über das Haus beansprucht und sich erboten, zwei Capitulares hinzuschicken, um diese Seele, die aus dem Fegefeuer wäre und nicht ruhen könne, zu beschwören und zu befragen. Aber der Rath hat es nicht zugegeben, „daß solcher Weise der Teufel durch Beelzebub vertrieben und päpstlicher Aberglauben vermehret würde". Auch das Gespenst selbst hat sich als gut lutherisch bewiesen und den 18. Juni diese Worte mit Kreide auf den Tisch geschrieben: „Den Katholischen traue nicht, ich bin nicht im Fegefeuer" und darunter: „Gottes Wort und Luther's Lehr vergehet nun und nimmermehr". Als der Dekanus solches vernommen, hat er zwei Capitulares in's Haus geschickt. Die haben drei Kreuze über die Schrift gemacht und dazu geschrieben: Du bist eine Hexe. Das Gespenst aber hat den 19. darunter geschrieben: Martin Kathmann, die katholischen Hunde. Als die Keilpflugin den 21. Juni zur Beichte hat gehen wollen, hat das Gespenst auf der Treppe zu ihr gesagt: Gehe im Namen Gottes, wenn's mir nicht eine Schande wäre, so wollte ich mitgehen. Den Tag nachher hat es auf Papier geschrieben: Das Blut Jesu hat Dich gemacht gestern rein von Sünden allen, und ein unförmliches Krucifix darunter gemalt. Den 25. Juni schrieb's: Laß mir den Sarg machen und darauf schreiben: Jesus Christus gestern und heute, Martin Kathmann im Jahr 1631, ein andermal fromme Bibelsprüche und den 30. Juni: Mein Vater hat auf der Schloßgasse gewohnt; Du mußt machen, was ich will, ich laß Dir sonst keine Ruhe. Als der hochwürdige Herr Archidiakonus die Keilpflugin besucht, hat es ihm mit der Hand gedräuet, da ist dem Herrn auf einmal so übel und entsetzlich geworden, als solle er augenblicks sterben. Hernach hat's angeschrieben: Muscovius verdammet mich, aber verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet; Miserere mei.

Nochmals hat es sich erdreistet, der Keilpflugin in Gegenwart ihres Gemahls zu erscheinen. Der hat dann sammt dem Amanuensis Degen genommen und haben nach der angezeigten Richtung hin gestochen und gehauen, daß das Gespenst in die Höhe gesprungen ist und sich geduckt hat, auch in Gestalt eines Vogels aufgeflogen und in Gestalt einer Kugel zur Erde gefallen

ist. Andern Tages hat es aber ein Schwert mitgebracht und sich bei der Keilpflugin beklagt, wenn es Unglück haben werde, müßte ihr Mann es verantworten. Vom 15. Juli an hat es überall hingeschrieben: Feuer, Feuer auf dem Rathhause, Feuer auf dem Schlosse, Feuer auf der Dechanei. Darum gehe aus von dem sündigen Sodom, der Blutstadt wird es übel ergehen. Da haben viele Leute ihr Hab und Gut in die Keller geräumt, es ist aber kein Feuer herausgekommen. Ein geistlicher Herr schrieb darunter: Feuer auch in der Hölle, und zwar ewiges Feuer für Dich und Deine Gesellschaft. So ist es fortgegangen bis in den September.

Unterdessen hatte der Rath und das geistliche Ministerium den ganzen erschrecklichen Vorfall nach Dresden gemeldet, worauf die Dresdenischen Theologen ein „schriftmäßiges Bedenken“ über das Budissin'sche Gespenst ausarbeiteten, worin in vier Abschnitten das Gespenst als ein Werk des Satans, und zwar des scheinheiligen weißen Teufels erklärt wird. Dies beweise genugsam sein Widerwille gegen die lutherische Geistlichkeit. Vor den Drohungen habe man sich nicht zu fürchten, sintemal der Teufel ein ohnmächtiger Geist sei, der nicht einmal ohne erlangte Erlaubniß in die Säue fahren konnte (Math. 8, 21.). Dem papistischen Klerus, der sich selbst zur Hilfe angeboten hätte, wie alle falsche Propheten zu thun pflegten (Jer. 13., V. 21. 32., Math. 7., V. 15.), sei nicht zu willfahren; seine Gaukelpossen, mit denen er den Teufel durch Beelzebub auszutreiben vermeinte, könnten höchstens die Lutherischen im Glauben irre machen und zu verdammlichem Abfall verleiten. Weil aber nach Christi Ausspruch (Math. 17. 21.) diese Art nicht ausfährt, denn durch Beten und Fasten, so seien auch hierbei keine anderen Mittel anzuwenden. Was mit den kreuzweis gelegten Besen geschehen, sei eine schwere Sünde. Man solle tägliche Betstunden halten und sich der geistlichen Trostgründe nach Anleitung Lutheri, Hieronymi Welleri, Aviani, Glassii, Scherzeri, Brunnenhorstii, Scriveri und Anderer fleißig bedienen u. s. w. Unterzeichnet ist dies Aktenstück von Dr. Samuel Benediktus Carpzov und fünf anderen Dresdener Theologen.

Nachdem nun auf Beschluß des Budissiner geistlichen Ministerii keine Schrift des Gespenstes mehr gelesen, sondern ungelesen ausgelöscht, das beklecksste Papier aber „in des Pilati geheimer Kanzlei“ versenket worden, hat das Gespenst nach und nach zu erscheinen aufgehört, so daß man am 8. Oktober, Dom. 19. post trinit., in der Kirche eine öffentliche Danksagung gehalten hat.

134. a) Rauch und Dampf in der Görlitzer Peterskirche.

Frenzel, hist. natur. III. 1452 msc.

Als Anno 1555 am Tage S. Matthäi, Sonntags Morgens, Magister Andreas Risenus zu Görlitz in die S. Petrikirche kommt, um zu predigen, ist die Kirche voller Dampf und Rauch, daß sich das Volk zusammen geschaart

und vermeinet, es sei ein gewaltiges Feuer ausgebrochen. Man hat aber nichts gefunden. Solches ist ohne Zweifel ein Werk des leidigen Satans gewesen, um die Predigt und Gottes Wort zu verhindern.

134. b) Die Geistlichkeit von Muskau errettet einen Manichäer von seinem Pakt mit dem Teufel.

Der verlohrene und wiedergebohrene Manichäer oder christliche Tauffsermon, so vor der von dem vormahls Manichäisch gewesenen Tyllius Weiß, inständigst verlangten heiligen Tauffe einfältig und so gut als es die vielfältige Ambts-Arbeit zugelassen, u. s. w. gehalten worden u. s. w. mitgetheilt von Martino Francisci, Peiz Lusat. damaligem Diaconus an der Kirchen zu Muscau, anizzo aber Prediger der evang. Kirchgemeinde in Budissin. o. O. u. J. kl. 8. — Desgl. zwei andere denselben Gegenstand behandelnde Schriften mit weitschweifigen Titeln und Dedicationen in kl. 8., die eine verfaßt von Mag. Stöckerus in Muskau.

Es ist von vielen hohen und niederen Personen, sowohl geistlichen als weltlichen Standes bekannt, daß sie gleich dem berühmten Dr. Faust zu Wittenberg einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, von denen viele nach abgelaufener Frist des leidigen Satans Beute geworden sind. Dieses erschreckliche Schicksal hätte auch im Jahre 1676 ein von Holland aus eingewanderter Bortenwirker gehabt, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit, zehn Tage vor abgelaufener Frist, dem hochwürdigen geistlichen Ministerium dieser Stadt offenbaret hätte und von den frommen Pastoren den Klauen des Bösen entrissen worden wäre. Dabei stellte es sich denn heraus, daß dieser erbarmungswürdige Mensch, Namens Tyllius Weiß aus Vließingen in Holland, allwo sein Vater ein Schiffsmann gewesen, gar kein getaufter Christ, sondern der manichäischen Ketzerei zugethan gewesen, zu der sich damals in den holländischen Städten an 13000 Familien bekannten. Dieser Tyllius Weiß ist nach langen Wanderungen in England und Frankreich in der französischen Armee als Dragoner angeworben worden, und hat mit dem wilden Kriegsvolk ein wüstes Leben geführt. Als sie zu Renß (Rheims) in Champagnien im Quartier gelegen, haben sie eines Tages, wohl zwanzig an der Zahl, im trunkenen Muthe beschlossen, sich dem Teufel zu ergeben. Abends neun Uhr ist ihnen denn auch der Böse erschienen in Gestalt einer schönen französischen Dame. Sie sind entsetzlich erschrocken und die meisten davon gelaufen; aber neune, darunter auch unser Tyllius, sind standhaft geblieben. Der Teufel hat gefragt, ob es ihnen Ernst sei, hat versprochen, ihnen Glück im Spiel und bei den Frauenzimmern zu verschaffen und sie hieb- und stichfest zu machen. Dagegen sollten sie sich verpflichten, das gewonnene Geld nur in höllischen Lüsten zu verschleudern, beim Spiele immer Händel anzufangen und so viel Menschen als möglich zu ermorden. Diesen Pakt sind diese verlorenen Seelen eingegangen und haben ihn durch Handschlag besiegelt, wobei ihnen der Teufel einen scharfen Draht durch den Daumen gezogen, davon an dem Tyllius die Narbe zu sehen gewesen, und sie somit als sein Eigenthum gezeichnet hat. Hat auch gleich eine Feder bei der Hand gehabt, mit der ein jeder, nachdem er sie aus der empfangenen Wunde mit Blut getränkt,

sich unterschrieben, und ist diese Feder ganz sonderbar und nicht wie eine andere gewesen, hat auch schier alleine geschrieben. Dagegen hat auch der Teufel einem jeden einen Brief eingehändigt, darin folgende drei Vorschriften enthalten gewesen: 1) sie sollten nur ihn als ihren Herrn erkennen, 2) Gott, die Engel und alle Christen verfluchen, 3) ihre Eltern und die Stunde ihrer Geburt verwünschen. Solchen Brief hat er eigenhändig (aber mit Tinte) unterschrieben: Diabolus Ku. Darauf sind sie um Mitternacht von der Herberge, wo solches sich ereignet, aufgebrochen und auf einen Kreuzweg gegangen. Dort haben alle neun einen Kreis geschlossen, ihre Teufelsbriefe zusammen in ein weißes Tuch gethan und schweigend auf den Weg gelegt. Alsobald ist die Dame wieder erschienen, aber mit einem großen Gefolge, darunter man viele Cavaliere gesehen, auch wilde Thiere haben mit erschrecklichem Gebrülle den Kreis umrannt und Tausende von bösen Geistern die Luft erfüllt.

Von diesem Tage an hat dann Tyllius wirklich wunderbares Glück im Spiel gehabt, da ihm der Teufel oft unsichtbarer Weise Spielkarten zugesteckt hat. Oft ist er ihm erschienen und hat ihn zur Standhaftigkeit ermahnt, bald in Gestalt einer Dame, bald gekleidet wie ein Cavalier, oft auch in Katzengestalt. Das Geld hat er allemal versaufen und sonst verliedern müssen. Fünf Menschen hat Tyllius erstochen und viele blessirt, aus allem Scharmützel aber ist er ohne Wunden hervorgegangen; denn der Teufel hat ihm eine gelbe Salbe gegeben, mit der er sich eingerieben und hieb-, stich- und schußfest gemacht hat. Ja es ist ihm gelungen, Stückkugeln mit der Hand abzuwenden. Aber er hat auch den Teufel dreimal des Tages zu bestimmten Stunden anrufen müssen. Sonst hat er ihm flugs das Geld in der Tasche in Koth verwandelt.

Alles dieses bekannte Tyllius nicht auf einmal, sondern in verschiedenen mit ihm angestellten Verhören, unter erbärmlichem Schluchzen, unendlichen Thränen und großen körperlichen Anfechtungen des Satans. Sein Gesicht verzog sich oft zu schauderhaften Grimassen und die Brust wurde ihm aufgetrieben, daß es erschrecklich anzusehen war, und Diakonus Francisci beim ersten Male glaubte, es sei der Teufel selbst. Die Angst des Geplagten war sehr groß, denn der Pakt, der auf sieben Jahre und siebenzehn Tage lautete, war in zehn Tagen um; indessen wirkten die Gebete der Pastoren, die täglich abwechselnd stundenlang bei ihm zubrachten, in dem armen Sünder herzliche Reue und Buße; er ward in Stadt und Land in's Kirchengebet eingeschlossen, und auch in den Knaben- und Mädchenschulen für ihn gebetet. Se. freiherrliche Gnaden, Herr Kurt Reinicke von Callenberg, nahm sich des Verlorenen ebenfalls an, gab ihm frei Quartier im Oberstübchen der Pfarrwohnung und bestellte mehre achtbare Bürger, welche Tag und Nacht bei ihm wachen mußten. Tyllius zeigte sich bereitwillig, der manichäischen Ketzerei

abzuschwören und den lutherischen Glauben anzunehmen. Zu der katholischen Kirche hatte er ohnedies kein Zutrauen, da er bei der Belagerung von Mastricht selbst Zeuge gewesen war, wie der Teufel acht Soldaten auf einmal geholt, obgleich ein katholischer Pfaffe sich alle Mühe gegeben, ihn mit Lichtern, Weihwasser und Paternostern zu vertreiben. Als Jäger verkleidet sei er in's Lager gekommen und habe alle acht in einem großen Sturmwinde mit sich fortgerissen. Nur ihre ausgerissenen rechten Hände seien im Lager geblieben.

Da die Pastoren von Muskau des Tyllius Vorliebe für den lutherischen Glauben sahen, so unterstützten sie dieselbe, gaben ihm Luther's Katechismus und ließen ihn die Glaubensartikel auswendig lernen, was wunderbar schnell von Statten ging. Nur ließ ihm der Teufel keine Ruhe, plagte ihn mit Körperschmerzen, erschien ihm mehrmals in Katzengestalt, sogar in Gegenwart des Magister Stöckerus, der ihn aber mit dem Liede: „Gott der Vater wohn' uns bei" sogleich vertrieb, verführte den Patienten zu wiederholten Fluchtversuchen, indem er ihm einredete, die Pastoren würden ihn wegen seiner Verbrechen der weltlichen Obrigkeit übergeben und dem Scheiterhaufen opfern, versprach ihm einen neuen Pakt auf vierzehn Jahre und ängstigte ihn mit schrecklichen Drohungen, wenn er sich würde taufen lassen.

Denn das war allerdings die fromme Absicht der geistlichen Herren, und der Freiherr von Callenberg unterstützte dieselbe und schenkte ihm einen ganz neuen Anzug. Der alte wurde den Flammen übergeben und hat lange nicht brennen wollen. Tyllius wurde ermahnt, alles Teuflische von sich abzuthun. Er bekannte, früher ein kleines Händlein (Alraunwurzel) besessen zu haben, das einen Saft wie Milch von sich gegeben, wenn er mit einer Nadel dareingestochen, aber er habe es vor Nymwegen einem Kameraden für eine Pfeife Tabak verkauft (denn umsonst durfte er es nicht weggeben). Er bat ihn heimlich zu taufen und nicht öffentlich, aber es wurde ihm nicht zugelassen, und die ganze Gemeinde war Zeuge, wie man ihn zum Taufsteine führte. Herr Kurt Reinicke Freiherr von Callenberg nebst sechs andern weltlichen und geistlichen Herren waren seine Taufzeugen, zusammen sieben, wegen der sieben Jahre des Teufelspaktes, und Se. freiherrliche Gnaden lagen die ganze Zeit über nebst dero Gemahlin auf ihren Knien. Zwei Pastoren vom Lande nahmen den Täufling zwischen sich, und das war nöthig, denn Satanas plagte den Aermsten erst auf dem Wege, dann in der Sakristei und den ganzen Aktus über mit entsetzlichen Gesichtern, Gliederverrenkungen und Gesichtsverzerrungen, „daß der ganzen Gemeinde die Haare zu Berge stiegen" vor Schauder und Furcht. Nach vollbrachter Ceremonie, bei der man ihm statt des Westerhemdes ein weißes Tuch überhing, ist der Teufel zwar etwas vom ihm gewichen, aber in der Nacht darauf ihm wieder erschienen als ein kleines Kind, „zweifelsohne um der Wiedergeburt zu spotten oder, da es im Advent gewesen, das heilige Weihnachtsfest zu verhöhnen." Den vierten De-

zember darauf wurde Andreas, diesen Namen hatte er in der heiligen Taufe erhalten, zur Communion geführt, und diese Ceremonie verlief ohne alle Störung. Andreas Weiß fühlte sich von Stund an freier, glücklicher und gesunder; ja sein ganzes Aussehen war so verändert, daß man ihn kaum wieder erkennen konnte.

Den Tag darauf war der Termin des Teufels, an dem der Pakt ablief. Abends wiederholten sich noch einmal die Visionen und Qualen, aber die Nacht verfloß ruhig. Doch haben die Bewohner von Muskau ein starkes Windesbrausen um das Haus herum gehört und es deutlich gesehen, wie zwei Männer mit bloßem Degen auf dem Kirchhofe fochten.

Am zweiten Advent hat man in allen Kirchen in Stadt und Land Dankgebete abgehalten. Andreas Weiß hat sich noch einige Tage in Muskau verweilt, und ist endlich am neunten Dezember abgereist. Die gnädige Herrschaft hat ihm ein Zehrgeld aufgenöthigt und ihm einen Paß und andere Empfehlungen mit auf den Weg gegeben. Er ist über Kamenz nach Dresden gereist, um dort oder in einer andern großen Stadt sein erlerntes Handwerk, die Bortenwirkerei, weiter zu treiben.

Anmerk. Meister Thyllius war ohne Zweifel ein schlauer Betrüger. Mit seinem Lieutenant nach Schlesien desertirt und von ihm in Wartenberg entlassen, ist er vagabondirend nach Muskau gekommen. Dort ist ihm wahrscheinlich das Geld ausgegangen. Er hat aber gehört, daß einige Zeit vorher ein bekehrter Teufelspartner, Namens Peter Otto, in Muskau gute Aufnahme gefunden, da er Empfehlungen und Bücher bei sich gehabt, die Magister Scriverus zu Magdeburg über seine Bekehrung geschrieben. Dieser Peter Otto hat dieselbe Teufelsnarbe am rechten Daumen gehabt. Thyllius hat dem Peter Otto, und Diakonus Franciscі nur zu bereitwillig dem Magister Scriverus nachgeahmt, schwerlich ohne die Nebenabsicht, sich und seinem Städtlein durch die Bekehrung dieses Manichäers einen Namen zu machen. Den Manichäismus hat man aus ihm herausexaminirt. Mehrmals zwar hat man Verdacht geschöpft, aber immer wieder haben die wirklichen oder erheuchelten Krämpfe und die vorgeblichen Visionen (die übrigens eine sehr arme Phantasie verrathen) die geistlichen Herren getäuscht, die nur zu begierig waren, überall Teufelsklauen zu sehen, und z. B. die Fluchtversuche für Teufelsanfechtungen auszugeben. Man bemerke, wie Thyllius sich vor der Taufe sträubt, wie er wunderbar schnell den Katechismus lernt, wie er dem Haß gegen die katholische Kirche zu schmeicheln weiß. Dazu kommt noch eine oben ausgelassene Episode. Wie Thyllius die neuen Kleider anzieht, fällt ihm ein Papier aus der Tasche, das er hastig aufrafft und versteckt. Man inquirirt ihn, will's ihm nehmen; da stellt er sich ganz rasend und tobt entsetzlich. Man muß ihm das Papier lassen, denn drüben wartet schon die Gemeinde auf die Taufe. Hernach bekennt er, es sei der Brief des Diabolus Ku gewesen und er habe ihn den Abend nach der Taufe in den Ofen geworfen. Die Wächter haben nichts gesehen und können es nicht bestätigen. Dies Papier wird wohl weder von Ku noch einem andern Teufel hergerührt haben, sondern von irgend einer Behörde. Es ist ein Zeugniß, ein Attest gewesen, das den Betrüger auf der Stelle entlarvt hätte, aus dem sich vielleicht ergeben hätte, welchen Frevel Thyllius mit der heiligen Taufe trieb, da er doch wahrscheinlich schon christlich getauft war.

Diabolus Ku ist vielleicht eine mißverstandene Erinnerung an den Teufelsbeinamen Cul. Der Hintere ist des Teufels Wappen. Dort müssen ihn die Hexen am Hexensabbath

küßen. Den Waldensern und den Tempelherren machte man dasselbe zum Vorwurf. Thyllius fügt hinzu, sonst hieße dieser Teufel auch insgemein „der gerechte Teufel“ — wieder ein Zusammenhang mit der Anklage gegen jene Sekten, daß sie den Teufel, als den von Gott ungerecht behandelten, verehrten und ihn als den Gerechten priesen, Gott als den Ungerechten verfluchten.

Vierte Abtheilung:

Spuk- und Gespenster-Sagen.

IV.

Spuk- und Gespenstersagen.

135. Bern-Dietrich.

Frenzel, lex. slav. I. 575. msc. L. Mon. Schr. 1797. II. 749. N. L. Mag. 1839 S. 227. Gräve S. 54.

Wenn ein Mensch sich bei Nacht im Walde verirrt hat, hört er oft in der Luft ein wildes Schreien und Toben; es zieht daher wie ein Sturm mit wüthendem Gesause; Hunde kläffen, Rosse schnauben, die Wipfel der Bäume krachen und splittern und dazwischen tönt Jagdgeschrei: Hoho! und Hörnerklang: Tutu! Das ist Bern-Dietrich, der Nachtjäger mit dem wüthenden Heere, das schon viele angesehen haben und das schrecklich zu beschreiben ist. Männer mit verdrehtem Kopfe, auch ohne Kopf und Schopf reiten auf Pferden mit Hirschköpfen, andere tragen das Haupt unterm Arme; einer rollt auf dem Rade daher und gräßliche Hundegestalten, Rehe, wilde Eber und anderes Jagdgefolge hinterher und nebenher und so fort bis Alles verschwunden ist. Sein Hauptquartier hat Bern-Dietrich im Dietrichsberge bei Dittersbach bei den Querxen. (Er kehrt aber auch im Venusberge bei Ostritz zuweilen ein bei Frau Venus und ihrem Hofgesinde, den Vensmännlein. Am Eckardtsberge bei Zittau sitzt der getreue Eckardt, ein guter, alter Mann, der die Menschen warnt, sich nicht in den Venusberg verführen zu lassen.)

Anmerk. Die Lausitz hat eine Fülle von Sagen, die dem Sagenkreise des wilden Jägers angehören. Der wilde Jäger selbst hat verschiedene Namen: Bern-Dietrich, Pan Dietrich, Ulrich Ruprecht, toller Junker, Heidut, Blauhütel, Schümbrich, eiserner Polenz, Nachtjäger.

Der Name Bern-Dietrich ist hauptsächlich deshalb merkwürdig, weil er an die altdeutsche Sage von Dietrich von Bern erinnerte. Dietrich von Bern (Theodorich), der gothische Recke des Heldenbuches, war bekanntlich lange bei den Hunnen, diese aber hausten öfters im Merkwidi-Walde, zu dem auch die Lausitzer Berge gerechnet werden, so daß man dem Bern-Dietrich eine ursprüngliche Heimathsberechtigung in unsern Bergen vindiciren könnte.

Daß die Gestalt des wilden Jägers überhaupt nichts Anderes als die vermenschlichte, oft historisirte Windpersonifikation eines Gottes, bei uns des Wodan ist, will ich hier

nur notiren. G. Köhler (Lauf. Mag. 1839, S. 227—239), hat den Zusammenhang mit der alten Göttersage sowohl wie mit Dietrich von Bern ausführlich nachgewiesen.

Die Zusammenstellung vom Eckartsberge und Venusberge hat ihn augenscheinlich veranlaßt, den getreuen Eckart und Frau Venus in die Sage zu bringen, doch scheint dies nur eine geistreiche Kombination zu sein, weshalb ich die Bürgschaft für diesen Zusatz nicht übernehmen kann.

Das Neue und Interessante bei Köhler's Forschung ist die historische Begründung des Namens durch Nachweis eines Bernhard Dietrich von Biberstein, so daß sich gewissermaßen der Dietrich von Bern des Heldenbuchs und der in der Kirche zu Schönau abgebildete Bernhard Dietrich von Biberstein (Blauhütel) um die Urheberschaft der Sage streiten. Ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen.

136. Blauhütel.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 15. msc. N. L. Mag. 1839 S. 227.

Blauhütel war ein reicher Herr. Ihm gehörte der ganze Eigen'sche Kreis. Auf dem Schönauer Hutberge hatte er eine feste Burg und im Thale baute er die Stadt Bernstadt (Bernhardtsstadt), nach seinem Namen Bernhardt so geheißen. Aber die Leute herum nannten ihn immer nur Blauhütel von seinem großen blauen Jagdhute. Wenn sie den von ferne sahen, erschraken sie, denn dann ging's zu Pferde mit Jagdgeschrei und Hörnerklang durch Feld und Wald im tollen Jagen. Da war es oft an einem Tage um die ganze Ernte geschehen. Und es erhob sich eine Klage im Volk über den grausamen Herrn, so daß sich selber der Landvogt der armen Leute annehmen mußte.

Zur Strafe muß nun Blauhütel als Nachtjäger ziehen bis zum jüngsten Tage, und wer ihn ziehen sieht, dem bedeutet es Unglück. In der Kirche zu Schönau aber war er abgebildet, wie der Landvogt ihn zur Rede setzt. Jäger und Jagdhunde umgeben ihn, und in der Hand hält er den gefürchteten blauen Hut.

Anmerk. Mag auch der Hut und das Bild und der Name historisch sein; die Benennung des Jägers nach dem Hute beruht auf mythologischen Beziehungen. Köhler's Ansicht (l. c.) ist daher zu ergänzen. Der Hut ist nämlich Odin-Wuotans Symbol. Er heißt der Breithutige, Hutige, pileatus. Der Hut bedeutet die Wolken, in die sich Odin hüllt. Die vielen Hutberge der Lausitz scheinen nicht vom Hüten des Viehes, noch von der Obhut, die sie den Umwohnern gewähren, den Namen zu haben, sondern theils natürlich vom Sturm- und Nebelhut, der ihre Gipfel zu Zeiten umgiebt, theils mythisch vom behuteten wilden Jäger ihren Namen zu haben. Diese Hutberge liegen meist in dem Distrikte zwischen der oberen Neiße und der oberen Spree, wo die Sagen vom wilden Jäger sich häufen. Es giebt nämlich Hutberge bei Großschönau, Hahnewalde, Kamenz, Herrnhut, Koitsch, Nieder-Steina, Weisbach, Mengelsdorf, Neukretscham, Nieder-Oderwitz, Ostritz, Schadewalde, zusammen 15, die meisten im Zittauer Kreise.

Der schottische Nachtjäger Robin Hood führt seinen Namen wahrscheinlich ebenfalls als Sturmhutträger; und auch der heilige Hubertus (= Hutbertus) der Jäger unter den Heiligen, der in unsrer Sage vom „Teufelsjäger" (No. 145.) ein Gegenbild desselben ist, heißt Hutträger. Dieser Hut verkleinert sich bei den Zwergen zur Tarnkappe

und wird beim Hexenmeister Martin Pumphüt (s. die Zaubersagen) zum Fortunatus-hütlein. Jeder Berggeist trägt gewissermaßen im Hute die Kopie des Berges. Vergl. den Zwergnamen Hütchen in Hildesheim mit dem Zwergnamen „Hübel" in der Lausitz.

137. Der wilde Ruprecht auf dem Hutberge.

Gräve S. 135.

Auf dem Hutberge bei Herrnhut ist's nicht geheuer. In der Walpurgisnacht hört man ein schreckliches Tosen in der Luft und sieht allerhand riesenhafte Gestalten daher ziehen. Das ist der ruhelose Geist eines wilden Raubritters; der hatte einst dort eine große Burg, deren Trümmer noch heute sichtbar sind. Sein Name war Ulrich Ruprecht. Er legte große Keller im Berge an, wo er seinen Raub zusammen trug und einen großen Schatz sammelte, der noch zu heben ist. Ein unterirdischer Gang setzte sein Schloß in Verbindung mit Bernstadt, wo sein guter Freund und Helfershelfer Bernhard Dietrich hauste. Als er einst in seinem Keller saß und im Golde wühlte, kam der Teufel und mauerte die Kellerthüre zu, daß er bei seinen Schätzen elendiglich umkommen mußte.

Anmerk. Auch der Name Ulrich Ruprecht ist bedeutsam. Uller ist die nordische Jägerpersonifikation Odins, der Schütz mit den Todespfeilen. Die Lausitz ist reich an Ortschaften mit dem Namen Ullersdorf, hauptsächlich im Distrikte des wilden Jägers. Ruprecht aber heißt entweder Hruotperacht, der rothglänzende (Kuhn) oder der Umhüllende, Rupa sanskr. = Gewand, robe. (Nork.) Der Hut Odins erweitert sich nämlich zum Mantel. So im Namen des Harzjägers Hackelbärend = Mantelträger und im Namen Robin (Hood) von robe.

138. Pan-Dietrich.

Gräve S. 54. Preusker III. 167.

An dem Fußsteige zwischen Mönnichswalde und Wilthen liegt rechter Hand ein mit Nadelholz bewachsener Berg, der Pan Dietrich (d. h. Herr Dietrich) genannt. So heißt er nämlich nach einem Raubritter, der dort in den Zeiten des Faustrechts sein Wesen trieb, von seiner Burg aus die ganze Gegend bedrückte, Wochentags wegelagerte und Sonn- und Festtags der Jagd fröhnte, wobei er das Wild grausam zu hetzen und die Felder der Bauern zu verwüsten pflegte. Im Leben ging ihm Alles nach Wunsch und Willen; allein im Tode folgte die Strafe Gottes, nach dem er sein Lebtag nie gefragt hatte. Denn in Ewigkeit ist er verdammt, zur Frühlings- und Herbstzeit als Nachtjäger umher zu ziehen. Von seiner verfallenen Burg aus, welche jetzt nur noch aus einer Menge in der Runde zusammengeworfener Steine besteht, erhebt sich der tosende Jagdzug, fegt einige Meilen im Kreise umher und verschwindet beim Morgengrauen wieder im Berge. Dem Zuge voran schreitet der heilige Bonifaz, der ihn oft vergeblich ermahnte, von seinem rohen, wüsten Leben abzustehen. Hinterher aber reitet der Tod,

ein Beingeripp auf einer großen Eule. Bei Budissin in der Gegend des sogenannten Götterberges zieht der Pan-Dietrich über den Tschernebog, man sieht ihn auch am Hochwalde, bei Rammenau in der Nähe von Bischofswerda und in Raschützwalde, wo er über das sogenannte (muthmaßlich im dreißigjährigen Kriege eingegangene) wüste Dorf mit Windsausen, Schießen, Hundegebell und Menschengeschrei hinzieht.

Durch die Fluren mancher Dorfschaften zieht sich eine sogenannte Brandader, diese nennen die Wenden: Dyter bernatowy puc, d. h. Dieter Bernhardt's Weg.

Anmerk. Dyterbernat, Dyter Benada, Dykebjadnat, Dykebernak sind lauter wendische Verstümmelungen des deutschen Namens. Vielleicht ist auch Pan-Dietrich einfach aus Bern-Dietrich verstümmelt.

In Schweden heißt des wilden Jägers Straße die Erichsstraße. Sie scheint das irdische Abbild des altdeutschen Iringsweges, d. h. der Milchstraße oder des unterirdischen Helweges, der Seelenstraße zu Hel zu sein.

139. Der Nachtjäger in Zilmsdorf.

Mündlich. Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterthümer No. 4.

In der Gegend von Teuplitz und Zilmsdorf kennt Jedermann den Nachtjäger. Der Baron von Reibnitz, dem Zilmsdorf gehörte, und sein Jäger, Namens Stäglich, haben in einer sternenhellen Nacht des Jahres 1799 im hohen Holze unter Teuplitz dem bösem Geiste aufgelauert und ihn zu Pferde verfolgt. Gesehen haben sie nichts, aber einen furchtbaren Lärm haben sie gehört, wie von vielen im Trabe daher rennenden Pferden, dazwischen Hallohrufen, Hundegebell und den Klang eines Hifthorns. Einmal ist es in der Entfernung von kaum 40 Schritten bei ihnen vorbei gekommen und mit Geschrei und Hörnerklang wie bei einer großen Hetzjagd waldeinwärts gegangen.

Diese wilde Jagd hat im Jahre 1827 der Teichwärter Lehmann wieder gehört.

Anmerk. Der Bericht des Herrn von Reibnitz an den Direktor der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz vom 28. December 1829 ist ein interessanter Beitrag zu den vom Universitätskanzler Autenrieth in Tübingen gesammelten Zeugnissen glaubwürdiger Reisenden über die sogenannten „Stimmen aus der Höhe". Die Naturerscheinung trägt in verschiedenen Gegenden verschiedenen Charakter, in Mitteleuropa herrscht ein hundebellenartiger Laut vor. Es scheint viel auf die Terrainbeschaffenheit anzukommen. Aber Aehnliches kennt der hohe Norden wie der heiße Süden. (Vergl. Scheibele, das Kloster IX. S. 20—74.) Es folgt hier der Hauptinhalt des Schreibens des Herrn von Reibnitz an den Direktor Schneider, dessen Original mir aus den Akten der erwähnten Gesellschaft No. 4. vorliegt.

„Die an mehren Orten ebenfalls bekannte Volkssage vom wilden Nachtjäger herrscht bis auf jetzige Zeiten am hiesigen Orte. Schon seit meiner frühen Jugend hatte ich Kunde davon, aber nur vom Hörensagen; aber gleich nachdem ich den väterlichen Besitz an mich gezogen, gab ich die strengsten Befehle und vorzüglich an den Nachtwächter,

mich zu jeder Stunde in der Nacht, wenn diese Begebenheit sich ereignen würde, sofort in Kenntniß zu setzen. Vor ungefähr 30 Jahren, noch dazu in einer hellen Mainacht gegen 11 Uhr, klopfte es an mein Fenster: „gnädiger Herr, der Nachtjäger!" rief mein Wächter, „im hohen Holze unter Teuplitz". Gleich gab ich Befehl, Stäglich, so hieß mein Jäger, der damals, als ich garçon war, Reitknecht, Jäger, Haushofmeister, kurz Alles in Allem, übrigens ein tüchtiger Weidmann und mit mir in gleichem Alter war, zu rufen.

Geh', hole die Pferde, wir wollen reiten, aber schnell, blos auf Decke, der wilde Jäger haust im Forst, wir wollen ihn begrüßen. Das war ihm ein gefundener Handel. Kaum zehn Minuten verflossen, so saßen wir wohlbewaffnet zu Pferde und flogen über Wiesen und Felder dem Jagdgebell und dem Klange eines Hifthorns entgegen.

Kaum erlangten wir die Haide, so verstummte das vorhin gehörte Rüdengebell und Hifthorntönen. Wir verhielten uns still, als auf einmal ein Gebell wie das Anschlagen eines Dachshündchens, das die verlorene Fährte wieder gefunden, sich dicht vor uns hören ließ. Schnell vermehrten sich die Stimmen von großen und kleinen Hunden und nun begann eine wahrhaftige und förmliche Hetze, die sich waldeinwärts zog, wo noch andere Hifthörner schauerlich erklangen. Wir gaben Sporen und stürzten uns nach, aber ein großes Dickicht nöthigte uns die Richtung zu verändern und in einem Streuweg einzubiegen, wo es trotz der schönen sternhellen Nacht so finster war, daß wir in Wahrheit den Wald vor lauter Bäumen nicht sahen. Die Pferde, die bekanntlich bei Nacht furchtsamer sind, denn der Mensch, scheuten mehrmals. Auf einmal schien die Jagd wieder gerade auf uns zuzukommen, so schrecklich, daß, als wir das Ende des Geheges und die hohen Gipfel des alten hochbestandenen Waldes erlangten, wir uns gegenseitig zuriefen: „Nun drauf los!" Wie eine Windsbraut rauschte es mit Sang und Klang in einer Entfernung von kaum vierzig Schritt bei uns vorüber, die Rosse schnoben und scheuten, das Pferd meines Jägers überschlug sich. Gott sei uns gnädig und barmherzig, riefen wir beide. Ich eilte ihm zu Hülfe, aber schon erhob er sich wieder und war bald an meiner Seite. Die Pferde drängten sich ängstlich zusammen. Die Jagd schien vorüber, als wir sie auf's Neue in weiter Entfernung beginnen hörten, und zwar in der Feldmark.

Ohne Weiteres eilten wir der Gegend zu und kamen in's offene Feld. Die Sterne schienen hell und freundlich; die Jagd zog jetzt vor uns her; wenn wir ihr nahe kamen, entfernte sie sich immer schneller und schneller, und zwar in einer bogenförmigen Richtung mit Rüdengebell, Hifthornklang und Hufschlag, aber ganz in der Ferne in den entlegenen Haiden. Wir ritten heim, wo uns der Wächter ängstlich erwartete. Er hatte schon gezweifelt, ob wir je wieder kommen würden. Es war 1 Uhr vorüber."

140. Heidut.

Albinus, Meißn. L. u. B. Chronik S. 151. Gräve S. 120. O. u. N. L. Chronik S. 11.

In Pulßnitz lebte einst ein gar frommer Mann mit Namen Heidut, der ging fleißig in die Kirche, betete darin sehr andächtig und that Alles, was er vollbrachte, im Namen und zur Ehre Gottes. Dafür hatte auch sein Gebet eine so große Kraft, daß er seinen Mantel in die Sonnenstäubchen hängen konnte, ohne daß er herunter auf die Erde fiel, was er regelmäßig that, wenn er ihn in der Kirche abgelegt hatte. Das verdroß den Teufel sehr und er wendete alle möglichen Künste durch seine Helfershelfer an, um den frommen Heidut zu verführen; es gelang ihm aber nicht, denn Heidut schlug alle Angriffe durch seine frommen und eifrigen Gebete siegreich ab.

Da mußte sich schon der Teufel bequemen und selbst aus der Hölle heraufkommen, um den heiligen Mann zu verderben. Er erschien ihm auch wirklich an einem Sonntage in der Kirche mit seinen Pferdefüßen und seinem Kuhschweif, so daß es nicht möglich war ihn zu verkennen. Da saß der Höllenfürst und hatte vor sich eine Bockshaut, auf welche er die Namen derjenigen Zuhörer schrieb, die in der Kirche eingeschlafen waren. Es war aber sehr heiß und der Prediger hielt eine langweilige Predigt und es schlief immer einer nach dem andern ein. Nur Heidut hörte noch andächtig zu, obwohl ihn der Anblick des Teufels etwas störte. Nun aber reichte die Bockshaut nicht zu, alle Namen der Schlafenden aufzunehmen, und der Teufel packte sie an dem einen Ende mit seinen Zähnen, um sie noch mehr auszudehnen. Wie er so aus allen Leibeskräften zog, riß die Haut und Satan purzelte rückwärts hin, reckte die Beine in die Höhe und machte dabei eine so komische Figur, daß der fromme Heidut darüber ganz aus seiner Andacht kam, sich nicht halten konnte und in ein helles Gelächter an heiliger Stätte ausbrach. In diesem Augenblicke fiel sein Mantel aus den Sonnenstäubchen auf die Erde. Bestürzt hob er ihn auf, nahm ihn um und ging nach Hause. Aber auch da fiel er herunter, als er ihn wie gewöhnlich in die Sonnenstäubchen hängen wollte. Denn er hatte in der Kirche gelacht und seine ganze Frömmigkeit verloren, und wie er auch beten mochte, er konnte es nicht dahin bringen, daß sein Mantel in den Sonnenstäubchen hangen blieb. Da ward endlich Heidut ganz verbost, stieß gotteslästerliche Reden aus, ging nicht mehr in die Kirche, dachte nicht ferner an's Beten und ergab sich dem Teufel mit Saufen, Fressen, Spielen, Jagen und allerlei wilder Fleischeslust. So holte ihn denn zuletzt der Teufel von einem wüsten, schwelgerischen Gastmahle ab, fuhr mit ihm Angesichts seiner Saufgenossen zum Schornstein hinaus und stellte ihn als wilden Jäger an in der Pulßnitzer Haide. Dort jagte er mit seinen wilden Genossen auf feuerschnaubenden Pferden unter dem Gebell wüthender Hunde und dem Schall der Jagdhörner zur Nachtzeit durch den Wald und erschreckte und beschädigte viele fromme Leute, die des Weges gingen. Als aber das Unwesen zu arg wurde, nahmen die Pulßnitzer einen frommen Mönch an, der mußte den wilden Jäger beschwören und ihn in eine große alte Fichte auf dem Eierberge verbannen. Die steht noch heutiges Tages da und giebt zu Zeiten ein tutendes Getön von sich, als wenn man ein Horn von fern her vernähme. Da sagen dann die Leute: „Der Heidut läßt sich hören."

Anmerk. 1. Zu Delbrück, einem Marktflecken im Kreise Paderborn, wurde vor Zeiten ein Abgott Sankt Jodutt verehrt, von welchem man ein Lied gedichtet hatte, das sich anfängt: „Sankt Jodutt war ein heilig' Mann, wie der Feind kam, ging er vorn an." Andere nennen diesen Götzen Jedutt oder Codutt und auf seinen Namen soll sich das Zetergeschrei: „Zeter Mord Jo" beziehen. — Noch eine andere Sage berichtet:

Bei dem Weipelsholz auf dem Lerchenfelde, wo Herzog Lothar zu Sachsen den Kaiser Heinrich V. geschlagen, wurde zum Gedächtniß des Sieges eine Säule mit einem Bilde errichtet, welches in der einen Hand eine Keule mit eisernen Zacken, in der linken einen Schild mit dem sächsischen Wappen, einen weißen Hengst im rothen Felde hielt. Solches Bild haben nachmals die Bauern angebetet und ihm den Namen Jodutt oder Jedutt gegeben. Diese Abgötterei hat gewährt bis Bischof Werner von Merseburg ihr durch Zerstörung des Denkmals ein Ende gemacht.

Ich stelle anheim, ob die wendische Sage vom Heidut nicht hiermit zusammenhängt.

2. Das wendische Märchen vom Dieter Bernhard ist fast gleichlautend. Dieter Bernhard wird über den Unfall mit den Sonnenstäubchen wüthend und beschließt dem Herrgott auch einen Possen zu thun. Er nimmt Brosamen, wirft sie in seine Stiefeln und schreitet einher, indem er so Gottes Gabe mit Füßen tritt. Deswegen entführt ihn bald ein Wagen in die Luft und er fährt dort seiner Bosheit wegen noch bis zum heutigen Tage umher. Ob der Mantel ursprünglich mit Odin's Windmantel gleich bedeutend ist, stelle ich anheim.
3. Das Hangenbleiben in Sonnenstäubchen. — Die heilige Kunigunde zog einst in der Kirche ihren Handschuh aus, als sie zum Altar gehen und opfern wollte. Es war kein Nagel da, sie warf ihn weg und siehe, er blieb an einem durch's Fenster dringenden Sonnenstrahle hangen, bis sie zurück kam (d. Kloster VII. S. 189).

141. a) Der wilde Jäger bei Haynewalde.

N. L. Mag. 1838. S. 385. Sammlung von Schön No. 28. Msc.

Einst kommt spät in der Nacht ein Mann von Spitzkunnersdorf nach Haynewalde. Er hört Hundegebell, sieht weit umher aufgestellte Netze, erblickt endlich auch dreibeinige Hunde emsig jagend. Er kommt etwas in die Irre, fürchtet sich gehörig, erreicht aber doch glücklich und ohne Schaden das Dorf.

141. b) Der wilde Jäger bei Löbau.

Gräve S. 109. Gräffe S. 501.

Ein Mann ging in einer stürmischen Nacht von Löbau nach Lawalde. Plötzlich hörte Wind und Regen auf und der wilde Jäger mit Hörnerschall und Hundebellen sauste über ihn dahin. Der Mann warf sich aber schnell mit dem Gesicht zu Boden, indem er der Sage eingedenk war, daß, wer den wilden Jäger gesehen, über's Jahr todt sei, und entging so der drohenden Gefahr.

Als ein anderes Mal im Spätherbst der Pan-Dietrich seinen Umgang auf dem Löbauer Berge hielt und über einen von Bernstadt kommenden Fuhrmann durch die Luft wegrasaunte, stürzte dem armen Manne ein Pferd nieder und das andere erlahmte, so daß er den Morgen erwarten mußte, wo ihm erst Hülfe wurde.

Anmerk. In Norwegen wirft man sich auf den Boden und stellt sich schlafend, damit einen der wilde Jäger nicht mitnehme. Die Pferde muß man vor ihm hüten, in den drei Julinächten die Stallthüre bekreuzen, sonst findet man am Morgen seine Pferde schweißtriefend und halb geplatzt, weil sie mitgenommen waren (Grimm, Mythol. S. 531.).

142. Der Nachtjäger in Torga.

Sammlung von Schön No. 71. Msc.

Ein Bauer in Torga, unweit Rengersdorf, dessen Nachkommen noch heute leben, durfte nie sein Gehöft durch Thore verschließen. Denn der Nachtjäger hatte dort seinen Durchzug, und wenn er mit seiner wilden Jagd einher gebraust kam, so sprangen die Thore von selber vor ihm auf und der Sturm warf sie entzwei. Wenn nun das Getöse ankam, merkte es die Gedingefrau, welche am vorderen Fenster saß, allemal zuerst. Dann wurde das Vieh im Stalle unruhig, zerriß die Stricke und fing fürchterlich an zu brüllen. Wenn nun das die Gedingefrau hörte, so fing sie aus Leibeskräften das Lied zu singen an:

„Gott der Vater wohn' uns bei
Und laß uns nicht verderben."

Da wurde Alles still und ruhig und der Nachtjäger zog ruhig und geräuschlos über den Hof hinüber.

Anmerk. Aehnliche Sagen in Lauenburg (Müllenhof S. 372.), in Schleswig (Müllenhof No. 495.), Thüringen (Sommer No. 5.), im Rhöngebirge (Bechstein No. 12., No. 137.).

143. Der tolle Junker.

Mündlich aus Zittau. N. L. Mag. 1832 S. 345.

Es war einmal ein neugieriges Kind, dem hatten die Leute vom tollen Junker oder wilden Jäger erzählt, wie er des Nachts durch die Lüfte ziehe mit großem Jagdgefolge, und wie den nächtlichen Gesellen allen der Kopf nach hinten stehe. Das hat das neugierige Kind zu sehen begehrt, und als einst in einer stürmischen Nacht der tolle Junker wieder vorüber zieht, da hat es sich vor Neugierde nicht halten können, und ist aus dem Bettlein gesprungen und an's Fenster geeilt, um die Menschen mit den umgedrehten Köpfen zu sehen. Als nun die wilde Jagd mit großem Lärm am Fenster vorüberzieht, da erwacht auch die Mutter, vermißt das Kind, eilt nach dem Fenster, aber — zu spät. Mit verdrehtem Kopfe und starren Augen hing das Kind todt am Fenster. Der tolle Junker hatte ihm den Hals umgedreht.

Anmerk. Die Sage wird in Verbindung gebracht mit dem 1709 zu Zittau verstorbenen Rathsherrn Dr. J. Chr. Meyer, wohnhaft im Eckhause zwischen dem Markte und der Kohlgasse. Derselbe hatte sich bei Einführung der Accise viele Härten erlaubt und das Volk erzählt sich, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht, ja man sehe noch heute auf seinem Grabstein in der Kreuzkirche Spuren von Teufelskrallen. Derselbe soll jede Nacht um 12 Uhr sich aus seinem Grabe erheben und auf einem Wagen, von schwarzen Rossen gezogen, mit auf den Rücken gedrehtem Kopfe durch die Straßen der Stadt jagen; wer ihn erblickt, der ist dem Tode verfallen.

Anderweitig in der Gegend von Görlitz heißt der wilde Jäger „der Schömbrich“ oder Schümbrich. Ebenso spricht aber das Volk den Namen des Städtleins Schönberg aus, daher wohl unter dem wilden Jäger ein böser Herr von Schönberg zu verstehen ist. Bei Hoyerswerda und Senftenberg jagt der eiserne Potenz. Derselbe soll 1509 Besitzer von Senftenberg gewesen sein (Grosser, Lausitzische Merkwürdigkeiten Th. III. S. 95).

144. a) Der Nachtjäger zu Tormersdorf.

Sammlung von Schön No. 29. Msc.

Wenn der Nachtjäger mit seiner wilden Meute durch die Luft zieht, soll man ihn ja nicht stören oder gar erzürnen, sonst wirft er ein Stück Aas herab, das nur durch ihn selbst wieder abgeholt werden kann oder mit Hülfe des Scharfrichters verbannt werden muß. Das beste Mittel, das Aas los zu werden, ist, daß man ihn nachträglich um Salz zum Kochen des Fleisches bittet. Weil aber dieses zu bringen nicht in seiner Macht steht, so holt er freiwillig das Aas wieder zurück.

In dem Vorwerke der „niederen Häuser“ zu Tormersdorf hielt der Nachtjäger seinen regelmäßigen Durchzug. Der Großknecht des Vorwerkes sah ihn oft von seiner Dachkammer aus vorüber ziehen. Das eine Mal ruft er dem Nachtjäger zu, er solle ihm ein Stück Fleisch geben. Sogleich wirft ihm der Nachtjäger ein Aas zum Dachfenster hinein. Das wird nun der Hausknecht mit aller Mühe nicht wieder los. Verbrennen, vergraben, in's Wasser werfen, Alles hilft nichts. Es bleibt ihm nichts übrig, als beim nächsten Durchzuge des Nachtjägers ihm zuzurufen, er solle sich nur sein Fleisch wieder mitnehmen. Dies thut auch derselbe; giebt ihm aber eine tüchtige Ohrfeige mit den Worten: Künftig laß mich in Ruh, sonst geht es Dir noch schlimmer.

Anmerk. Anderweitig ist es bestimmter: eine Pferdelende (Reminiscenz an den Odinskultus), vergl. Kuhn, märkische Sagen No. 494., Müllenhof's Lauenb. Sagen No. 4., Schlesw. Sagen No. 487. Auch in Fünfbergen im Schleswig'schen zeigt man solche bestimmte Häuser, wo der wilde Jäger durchzieht (Schlesw. Sagen No. 495.).

144. b) Der Nachtjäger bei Schwerta.

Nach Schön.

Anderthalb Stunden südlich von Marklissa liegt neben der Straße nach Schwerta der sogenannte schwarze Teich. Dort hat der Nachtjäger oft sein Spiel mit denen getrieben, die sich zufällig Nachts unterwegs befanden.

Ein Bauer aus Schadewalde hatte in Schwerta eine Kuh gekauft, sich aber in der Schänke verspätet, so daß er erst spät des Nachts Schwerta verließ. Beim schwarzen Teiche angekommen, ließ er die Kuh ein wenig weiden. Gleich war der Nachtjäger da und ritt mit seinem Jagdgefolge

immer um die Kuh herum. Es war ein greulicher Lärm. Mehr als zwanzig Hunde hetzten im Kreise umher, sie hatten große Schellen am Halse und kläfften und heulten so laut, daß dem armen Bauer Hören und Sehen verging. Erst als der Morgen anbrach, verschwand der Spuk.

Anmerk. Der wilde Jäger jagt mit besonderer Vorliebe Rinder. Kuhn (Haupt's Zeitschrift VI. S. 118) findet überhaupt das Original der Sage vom wilden Jäger in dem Raube der Kühe Indras, denen dieser Luftgott nun nebst der Götterhündin Sarama nachjagt, jener indischen Mythe, die auch das wendische Märchen „die verschlafene Frau und ihr starker Sohn" (s. d. Märchen) in wunderbarer Frische enthält. Wodan ist der nordische Indra und das wilde Heer eine Personifikation des Sturmwindes. Wer hätte gedacht, daß sich eine von Indra's Kühen bis nach Schadewalde verlaufen, und wer merkt nicht, welche Unwahrscheinlichkeiten das Volk in obiger Sage zusammenkünstelt, um den Rest des alten Mythus, der im Hintergrunde des Volksgedächtnisses dämmert, in Scene zu setzen? —

In Norwegen treibt Frau Hulda, der weibliche wilde Jäger, ganze Heerden grauer Kühe (die Regenwolken) in die Wälder (Nork, Myth. d. Sagen S. 37). Nork theilt eine solche Kuhjagd aus dem Hannöverschen als eine Rarität mit (l. c. S. 49) und Runge erzählt, ohne die Bedeutung dieser Kühe zu kennen, wie der wilde Jäger Türst auf dem Pilatusberge Kälberjagden anstellt. (Mittheilungen der antiquar. Gesellsch. in Zürich No. XXIII. 1859.) Diese Kühe sind aber die Sonnenkühe, deren Wiedereroberung den Anfang der warmen Jahreszeit bedeutet.

145. Der Teufelsjäger auf der Luchsenburg.

Gräve S. 142.

Auf dem Hochstein bei Elstra ist die sogenannte Luchsenburg, ein mit Steinen angefüllter dicht bewachsener Platz. Dort hat der Teufel als Jäger residirt, und auf der Stelle, wo er einmal einen Luchs erlegt hatte, ein Jagdschloß gebaut, daher der Name Luchsenburg.

Hier verursachte er oft mit seinen höllischen Jagdhunden einen so greulichen Lärm, daß den rings umher wohnenden Menschen Hören und Sehen verging.

Ueber solches Treiben gerieth der heilige Hubertus in großen Zorn und beschloß, den bösen Jäger aus der Gegend zu verbannen. Er stellte sich, nachdem er durch Fasten und Beten sich gestärkt hatte, an einer großen Buche auf, wo der Zug vorbei kam und sprach seinen Jagdsegen über alles Wild des Waldes. Als nun die höllische Jagd begann, traf keiner der Jäger auch nur das Geringste, und das Wild schaarte sich um den Heiligen und graste ruhig weiter. Da erzürnte der Böse, zertrümmerte sein Schloß und hat seitdem die Jagd an den Nagel gehängt. Die Steinhaufen auf dem Hochstein sind die Trümmer seines Schlosses. Zum dauernden Gedächtniß aber wird am Tage St. Aegidi, wo es geschehen, die Jagd eröffnet.

Anmerk. 1. Der heilige Hubert ist eigentlich so gut wie der wilde Jäger, der hier zum Teufel avancirt ist, mit Odin verwandt; er heißt eigentlich Hutbert (cf. Robin Hood)

und trägt einen großen breitrandigen Hut wie Odin, oder vielmehr Uller, die eigentliche Jägerpersonifikation Odin's. Deshalb ist St. Hubertustag der dritte November, weil dieser Monat dem Bogenschützen Uller gewidmet ist, wo er seine meisten (Todes-) Pfeile versendet und wo er seinen Hut, d. i. seine Nebelkappe, aufsetzt.

2. Der Name Luchsenburg kommt von der altslavischen Stammsilbe Luc (Luhy) her, die sich auch im lateinischen Lucus wiederfindet und soviel als Wald, Hain bedeutet. Schafarik (slav. Alterth. I. 406.) leitet davon das alte Volk der Lygier, Lugionen her, welche an der Oder saßen, und deren Nationalität ein zweifelhaftes Gemisch von deutschen, slavischen, ja keltischen Elementen gewesen sein soll. Schafarik sagt, der slavische Theil derselben, die Windilen, sei später in die Lausitz gewandert und habe diesen Namen dorthin verpflanzt, denn Lusitz heiße Waldland, während sonst allgemein angenommen wird, es komme von Luza (Lusche, das sch weich ausgesprochen) = Sumpf. Ob von Luc, Wald oder von Luza, Sumpf? das ist die Frage. Die natürliche Beschaffenheit der Niederlausitz, welche ja, wo es sich um die Slaven handelt, hauptsächlich in Betracht kommt, paßt auf Beides. Der Spreewald ist ein Sumpf- und Wasserwald. Für die Ableitung von Luc würde sprechen, daß ja die Lausitz durchweg als ein heiliger Hain erscheint.

3. Abgesehen davon, wird die Ableitung der Luchsenburg (gespr. Luksenburg) von luc, luhy, lucus dadurch unterstützt, daß das nahe Dorf Elstra mit seinem alten Götterfelsen (siehe No. 15.) von der gleichbedeutenden Silbe als, alhs (althochdeutsch = heiliger Hain und weiterhin = Tempel) abzuleiten ist (vergl. No. 181. Anmerk.). Die Sylbe luc findet sich auch in dem Namen der Stadt Luckau, sowie der Dörfer Luga und Loga, beide mit heidnischen Heiligthümern (s. No. 23. Anmerk.), und des alten Klosters Dobrilugk, welches schon in einer alten handschriftlichen Beschreibung von Chr. Richter übersetzt wird „guter Hain“.

146. Der Zaubervogel auf der Lausche.

Nach Gräve, S. 95.

Auf der Lausche bei Zittau zeigt sich — aber äußerst selten — ein wunderbarer Vogel, fast wie ein Adler gestaltet, aber bunter und mit wunderlichem glänzenden Gefieder.

Dieser Vogel ist ein verzauberter Prinz vom Böhmerlande. Der war im Leben schön von Angesicht und herrlich von Gestalt, klug und beredt, wohlthätig und gerecht, und hatte nur den einen Fehler, daß er die Jagd leidenschaftlich liebte und alles Andere darüber vergessen konnte. Eines Tages jagte er in der Mittagsstunde in der Nähe der Lausche. Ein Adler kreiste in der Luft und der Prinz verfolgte ihn bis an den Fuß des Berges. Da senkte sich der Adler und mit sicherem Schusse traf ihn der Pfeil des Prinzen, daß er mit durchbohrter Brust herabstürzte in die Wipfel der Bäume. Der Prinz eilte in den Wald, den gefallenen König der Lüfte aufzusuchen. Da kam er an einen umzäunten Garten, den er noch nie gesehen, so oft er auch schon auf dem Berge gejagt hatte. Aber er setzte entschlossen über das Gehege hinweg. Da lag der getödtete Adler mitten unter wunderbar gestalteten, herrlich duftenden Blumen. Er wollte ihn ergreifen und eilig zurück gehen, denn es ward ihm unheimlich zu Muthe zwischen den glänzenden Blumen und den betäubenden Gerüchen der Kräuter. Schon streckte er die Hand

nach seiner Beute aus. Da rief eine Donnerstimme: Halt! und aus den Büschen trat ein schrecklich anzusehender Zauberer in langem, faltigen Gewande. Er schwang seinen Zauberstab und rief: Was thust Du hier in meinem Reich und schießest meine Vögel, Vorwitziger? Sei, was Du getödtet hast, ein Adler, jedoch gebannt an diesen Zauberberg. Und so geschah's. Noch immer harrt der Prinz auf seine Erlösung; doch geht die Sage, daß ein Jäger, der seiner Herrschaft nie auch das Geringste nur entfremdet hätte, den Wundervogel schießen, den Prinzen erlösen und durch ihn reich und glücklich werden könne.

Anmerk. Diese Sage kann sowohl zu den Zaubersagen, als auch unter den Sagenkreis des wilden Jägers gezählt werden. In der Niederländischen Sage (Wolf, No. 260.) verwünscht ein Vater seinen Sohn, der ein leidenschaftlicher grausamer Jäger ist, sterbend in einen Raubvogel und ruft: „So jage für ewig". Odin wird auf der Flucht vor Suttunger in einen Adler verwandelt. Der Adler ist ein Symbol des Windes. Der Wind entsteht in der nordischen Sage von dem Flügelschlag eines Adlerriesen, der am Ende des Himmels sitzt. Aus Walter Scott's Roman „der Pirat" erfährt man, daß die Shetlands-Inselbewohner den Wind in Gestalt eines Adlers beschwören: ἀετος stammt vielleicht von ἀω, wehen, her; aquila erinnert an aquilo, Aar, an ἀηρ, aër.

147. Das Grab des bösen Jägers zu Horka.

N. L. Mag. 1839 S. 358.

Auf dem Kirchhofe zu Horka, gegen Norden, dicht an der hohen Mauer, erblickt man ein langes, dicht mit Moos, Gras und Blumen bewachsenes Grab, dessen Hügel mit der Zeit eingesunken ist. Kein Leichenstein, kein Todtenkreuz nennt uns den Namen und die Schicksale dessen, der hier versenkt wurde, kein Greis des Ortes weiß darüber sichere Kunde zu geben; nur im Munde des Volkes wird er der grüne Mann und sein Grab das Grab des bösen Jägers genannt.

Als vor mehren Jahren der Todtengräber einem Verstorbenen das letzte Bett bereiten wollte, und die Schaufel in das Grab des bösen Jägers stieß, um hier ein neues Grab zu graben, bekam er von unsichtbarer Hand eine so derbe Ohrfeige, daß er, Schaufel und Geräth im Stiche lassend, scheu und entsetzt entfloh. Seitdem hat kein Todtengräber es gewagt, das Grab des bösen Jägers zu berühren und den Schlaf des grünen Mannes zu stören. Nur einer machte scheu den Versuch; allein das Grab war felsenhart und er konnte die Schaufel nicht in den Hügel stoßen. (Vgl. No. 56. Anm. 2.)

148. Der Eberzahn.

Gräve S. 191.

Zu Kreckwitz residirte einst ein Herr von Nostitz; der war ein leidenschaftlicher Jäger und hatte nichts so lieb, als Jagdgeschrei und Hörner-

klang. In seinem Walde war ein wilder Eber, der ringsum die Gegend in Schrecken setzte, dem war er wohl auf der Spur, hatte ihn aber noch nicht erlegen können. Eines Nachts träumte ihm, er jage den Eber, aber der kehre sich um und tödte ihn mit seinen Hauern. Der Traum war so lebhaft, daß er die Angst vor dem Eber nicht wieder los werden konnte, und ihm die Jagd von Stund an verleidet wurde. Es fiel ihm daher wie ein Stein vom Herzen, als eines Tages seine Leute den Eber getödtet in den Schloßhof brachten. Freudig eilte er in den Schloßhof, besah den gewaltigen Keuler und die Hand auf den Zahn legend, der ihm im Traume so verderblich gewesen war, rief er lachend: Nun wirst du mir nichts mehr thun! Unversehens schlitzte er sich an dem scharfen Eberzahne die Hand, sie gerieth in Entzündung und nach drei Tagen war er todt. So ging der Traum doch in Erfüllung.

Seitdem läßt sich der Eber am Abende des St. Hubertustages sehen; sein Rachen haucht Flammen aus und wehe dem, der ihm begegnet. Der Eber würde ihn anfallen und sein Zahn ihn unfehlbar tödten.

Anmerk. Keine gewöhnliche Divinationssage. Von Hans von Hackelberg und dem Jäger Bärens, den wilden Jägern im Harz, wird ganz dasselbe erzählt. Der Eber ist aber derselbe, der den Odin im Schlafe tödtet, als er seinen Lauf (durch den Thierkreis) vollendet hatte und in einer Höhle schlummerte. Deshalb wird auch zur Sommersonnenwende Odin das Julschwein geopfert. Ebenso tödtet Mars den Adonis und Typhon den Osiris in Gestalt eines Ebers. Ein Riese in Ebergestalt tödtet den Siamesischen Lichtgott Somonakodom. Der phrygische Sonnengott Attys ward auf der Eberjagd von Adrast getödtet. Die Syrer nennen den Junius, in welchem Monde alle diese Todesfälle sich ereigneten, den Schweinsmonat (Chausiran). — Ebenso sah Balder seinen in der Sommerwende erfolgenden Tod im Traume voraus.

Der im Schlamme wühlende, im Finstern hausende Eber ist der natürliche Feind aller Lichtgottheiten.

149. Der dreibeinige Hase zu Mückenhain.

Sammlung von Schön No. 68. Msc.

Zum Mückenhainer Dominialbesitz gehört auch ein Hügel, welcher mit Fichten bewachsen ist. Dort ist es nicht geheuer. Allerhand Spukerscheinungen erschrecken den vorübergehenden Wanderer; unter andern auch ein dreibeiniger Hase. Mit demselben hat es folgende Bewandtniß:

Auf Schloß Mückenhain residirte einst ein unbarmherziger Herr, dessen liebstes Vergnügen war es, die armen Thiere des Waldes grausam zu hetzen, und sie dann nicht etwa zu erlegen, sondern nur zu verwunden, daß sie lahm und verkrüppelt im Walde herum hinkten oder in der Wildniß auf's kläglichste verendeten. Bei einer solchen Jagd schoß er einst einem Hasen absichtlich den rechten Hinterlauf ab. Aber der leibhaftige Böse war es gewesen, der sich in die Gestalt des Hasen geworfen, und von Stund an verfolgte ihn

nun der dreibeinige Hase Tag und Nacht mit herzzerreißendem Geschrei, bis er in Wahnsinn und Verzweiflung sich selbst erhenkte. Niemand wollte ihn abschneiden, bis der Henker kam, der schnitt ihn ab und steckte ihn in einen mitgebrachten Sack, um ihn zu bannen, denn es war ein Geisterbeschwörer. Unterwegs bäumte sich der Sack in die Höhe, und nur durch seine schwarze Kunst brachte der Henker die Last von der Stelle. An dem Fichtenhügel angekommen, stand er still. Da rufen die schon dahin verbannten Geister aus dem Hügel heraus: „Hier ist kein Platz mehr." Aber der Geisterbanner ruft: „Rückt zu", und schüttet den Sack aus. Da springt der dreibeinige Hase um den Hügel herum, und noch heutzutage wollen ihn die Leute dort gesehen haben.

Anmerk. Wie der wilde Jäger als Reiter, als Eber oder in der Höllenkutsche fahrend vorgestellt wird, so auch als Hase, das in unserer Gegend gewöhnliche Jagdthier, und zwar als dreibeiniger. Hela, die germanische Königin der Unterwelt, reitet auf einem dreibeinigen Roß, der Teufel erscheint als dreibeiniger Bock (Grimm S. 947), auch als Hase, aber vierbeinig. — Nach dem Görlitzer Aberglauben kauft der Teufel in der Neujahrsnacht einen Hasen. Man geht Punkt zwölf Uhr hinter eine Kirche. Da wird der Teufel als ein gewöhnlicher Mensch gekleidet erscheinen und fragen, was man begehre. Man antworte, daß man einen Hasen zu verkaufen habe. Dann wird er um den Preis fragen. Den kann man so hoch bestimmen, wie man will, er giebt, was man fordert. Um ihn nun zu betrügen, muß man eine ganz schwarze Katze in einem neuen Sacke bereit haben, der mit lindenem Bast und soviel Knoten als möglich zugebunden ist. Während nun der Teufel die Bastknoten aufzulösen sich abquält, muß man sich in die Kirche salviren und bis 1 Uhr daselbst bleiben. Hat er den Knoten gelöst und den Betrug gemerkt, ehe man die Kirche erreicht hat, so ist man verloren.

Ein Bauer in Milow bei Rathenow hatte einen Kobold in Gestalt eines dreibeinigen Hasen (Kuhn, Märk. Sag. S. 55). Der Abt zu Echternach hieb einem Zauberer, der vom Teufel in einen Hasen verwandelt worden war, ein Bein ab. Seitdem spukt um's Kloster ein dreibeiniger Hase (Steffen, Luxemb. Sagen S. 175).

150. Der verbannte Geist zu Wiesa.

Sammlung von Schön No. 70. Msc.

In dem Schlosse zu Wiesa rumorte früher ein Gespenst, von dem die Sage erzählt, daß es die ruhelose Seele eines früheren Besitzers des Schlosses gewesen sei. Derselbe ist ein harter und tyrannischer Herr gewesen, hat die Bauern geschunden, ist nie in die Kirche gegangen und hat Gott und dem Teufel getrotzt. Als er gestorben war, sollte ein vierspänniger Leichenwagen den Leichnam in sein Erbbegräbniß zu Rengersdorf bringen. Aber wie sehr auch die Pferde angetrieben wurden, der Wagen wollte nicht recht von der Stelle gehen, die Stränge rissen und die Pferde schnaubten. Schaudernd entfernten sich alle Leichenbegleiter. Endlich hat man den Wagen mit unsäglicher Mühe von der Stelle gebracht, aber so langsam, daß der Leichenzug von früh um neun Uhr bis Mitternacht unterwegs gewesen ist. In

dem öden Schlosse zu Wiesa war an demselben Abend nur der Nachtwächter wach. Als derselbe eben Mitternacht verkünden will, stockt ihm plötzlich vor Schreck die Stimme, denn hoch oben in der Luft über das Hofthor hinweg kommt mit vier schnaubenden Pferden in schwarzer Kutsche der eben begrabene Herr daher gefahren und hält bei dem Schlosse still.

Seit jenem Tage hat es im Schlosse gespukt, daß es kein Mensch hat aushalten können.

Der Scharfrichter aus dem nahen Böhmerlande übernahm es, den Geist zu bannen. Der älteste Hofgärtner mußte, nachdem er zwanzig Thaler Lohn empfangen, um Mitternacht mit dem Henker in den Saal des Schlosses gehen und einen großen und festen Sack mitnehmen, um darin den Geist zu fangen. Der Scharfrichter stellte nun seine Beschwörungen an und der Geist erschien in Gestalt eines Pfaues. Aber der Geisterbanner rief: Du bist noch zu groß und versetzte ihm mit einer Ruthe, die er in der Hand hielt, einen Schlag. Da verschwand der Pfau und es erschien ein Hahn; aber der Geisterbanner rief wiederum: Du bist noch zu groß und schlug den Hahn. Der Hahn verschwand und es erschien eine Krähe. Der Zauberer steckte sie in den Sack, band ihn fest zu und sprach zu seinem Begleiter: Gärtner, folge mir, aber sieh' Dich nicht um, und wenn Dir die Last zu schwer wird, so ächze und sie wird sich erleichtern. So geschah's. Die Nacht war finster und stürmisch und die Wanderung ging durch die Häuser und Gärten hindurch, bis an die Grenze des Dorfes, an ein dort befindliches Birkengebüsch. Der Scharfrichter rief hinein: Macht Platz. Da ertönte es aus der Luft herab: Es ist kein Platz, denn es waren ihrer schon zwei dahin verbannt. Erst beim dritten Rufe des Scharfrichters ertönte die Antwort: Ich habe gerückt und Platz gemacht. Auf der Stelle wurde der Sack geöffnet und unter heftig brausendem Sturme flog das Gespenst an den Ort seiner Bestimmung.

Im Schlosse ist es seitdem ruhig geworden, aber „im Grenzbirchen" haben die Leute manchmal gespenstige Hähne, Hühner und Krähen auf- und abwandeln sehen.

Anmerk. Es ist slavischer Volksglaube, daß die Seelen der Verstorbenen als Vögel umher flattern (Hanusch, slav. Mythol. S. 272). Als die Hexe Sidonia von Bork verbrannt wurde, flog ihre Seele aus den Flammen als eine Elster auf; die spukt seitdem in der Abenddämmerung (Temme, Pommersche Sagen 1840 S. 291).

151. Das Banngehölz zu Diehsa.

Klar, S. 61. Gräße S. 503.

Westlich von dem Dorfe Diehsa in der Oberlausitz breitet sich ein nicht unbedeutendes Gehölz aus, durch welches verschiedene breitere und schmälere Fußwege führen, jedoch vermeiden noch heute die meisten Bewohner

der dasigen Gegend den Theil der Waldung, der nahe an der Straße gelegen ist, weil die Sage geht, daß an dieser Stelle des Busches ein vornehmer Herr hingebannt sei und an manchen Tagen zu gewissen Stunden die festhalte, welche dorthin geriethen, wer aber einmal da festgehalten werde, könne nimmermehr, er möge thun was er wolle, früher aus dem Gebüsche heraus, als bis die Bannstunden vorüber seien. Man erzählt sich hierüber Folgendes: Es soll einst in der Nähe dieses Dorfes ein reicher Edelmann ein Schloß bewohnt haben, der durch seine wilde und unleidliche Gemüthsart sich in der ganzen Umgegend verhaßt gemacht hatte. Derselbe hatte eine Gemahlin, die aber eben so sanft und gut war, als er finster und hart. Indeß lebten beide anfänglich ziemlich gut mit einander, bis die Liebe, welche der Ritter zu seiner Gemahlin trug, sich nach und nach in immer größere Abneigung verwandelte, weil dieselbe seinen Wunsch, ihm einen Erben seines Namens und Stammes zu schenken, nicht zu erfüllen vermochte. So entfremdete er sich täglich mehr seinem Hause, er trieb sich in der Umgegend herum, und wenn er ja einmal zurückkehrte, hatte er kein Wort der Liebe für die arme Dulderin.

So war er auch einst bei einem Freunde gewesen, der das Glück genoß, Vater eines munteren, blühenden Knaben zu sein. Neidisch blickte der Unglückliche auf seinen Freund, doppelt fühlte er sein Unglück und entbrannte von Wuth gegen sein unfruchtbares Weib, der er allein sein trauriges Loos beimaß. Voll banger Sorge hatte Letztere auf seine Rückkehr gelauert, sie eilte ihm mit offenen Armen entgegen, er aber stieß sie mit starker Hand von sich, sie brach rücklings zusammen, verwundete tödtlich ihr Haupt am eisernen Thorflügel und nach wenigen Stunden war sie nicht mehr. Eine lange Reihe von Jahren schwand dahin, allein der Stachel des bösen Gewissens blieb tief in des Mörders Brust, weder Seelenmessen, noch Schenkungen an Kirchen und Klöster, noch der Bau eines kostbaren Grabmales für die unglückliche Dahingeschiedene waren im Stande, dem Mörder Ruhe zu verschaffen; endlich vermochte er die Qual nicht mehr zu ertragen, er nahm Gift und bald ruhte er an der Seite der unschuldigen Dulderin; seine Güter fielen an entfernte Seitenverwandte. Allein auch jetzt fand er noch keine Ruhe; zur Abendzeit sah man murmelnd einen Geist am Schlosse und am Gitterthore umher irren, der erst um die Mitternachtsstunde unter dumpfem Gewimmer in der Todtengruft verschwand. Einem frommen Priester in der Gegend, der schon manchen Zauber gelöst hatte, gelang es, den Unglücklichen in das eben erwähnte Gebüsch zu bannen, um welches er in der Tracht des 17. Jahrhunderts, aber mit erdfahlem Gesicht die Runde macht, den Gruß des Vorübergehenden nicht erwiedert und dann im Gehölze verschwindet, wer ihn aber erblickt, den fesselt er auf einige Zeit so, daß derselbe, er mag wollen oder nicht, jene Stelle nicht wieder verlassen kann.

152. Der böse Herr von Spree.

Sammlung von Schön No. 66. Msc.

Früher stand auf der Mitternachtsseite des Rothenburger Kirchhofs ein Hollunderstrauch, und an derselben Stelle war eine Lücke in der Mauer. Fragte man warum, so sagte das Volk, der böse Herr von Spree, der unter dem Hollunderstrauch begraben liege, litte keine Mauer neben seinem Grabe und hätte sie allemal wieder zerstört, so oft man es gewagt, die Lücke auszufüllen.

Er war bei Lebzeiten ein grausamer Herr und Leuteschinder gewesen, und als er begraben worden war, haben ihn die Leidtragenden an demselben Tage, als sie nach Hause kamen, in leibhaftiger Gestalt aus dem Fenster des zweiten Stockwerkes heraus blicken sehen. In seiner Stube sah man ihn später oftmals wandeln, auch an seinem Schreibtische schreiben, bis ihn endlich einmal ein Durchreisender gebannt hat.

153. Ritter Wigand in Meffersdorf.

Breslauer Handschrift No. 13. Msc.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts besaß Wigand von Gersdorff Meffersdorf mit mehren anderen zugehörigen Ortschaften. Er wird als ein sehr braver und rechtlicher Herr gerühmt, namentlich in Bezug auf seine freundliche Gesinnung gegen die böhmischen Auswanderer, denen er in seinen Besitzungen Hülfe und Zuflucht gewährte. Der durch Meffersdorf sich hinziehende Marktflecken Wigandsthal verdankt ihm seine Entstehung. Wie sehr das Volk geneigt ist, schauerliche Sagen an eine überhaupt hervorragende Person zu knüpfen, und wie der frömmste und achtbarste Ritter dazu kommen konnte, nach seinem Tode ein Gegenstand des Schreckens zu werden, eben weil hervorragendes Wissen und großes Ansehen auf das Volk dämonisch einwirkt, beweisen nachstehende Erzählungen:

Schon als Ritter Wigand begraben wurde, da hat er während seines eigenen Begräbnisses aus den obersten Fenstern des Schlosses heraus gesehen und ein gellendes Gelächter aufgeschlagen.

Vor einigen Jahren kommt ein Bürger aus Wigandsthal mit seiner Frau von einem Abendbesuche zurück. Ihr Weg führt sie bei dem Schloßgarten vorüber. Da hören sie plötzlich einen Mann mit starken klirrenden Schritten auf sich zukommen, und wie er vor ihnen steht, da ist es der alte Ritter Wigand. Eine schwarze Rüstung umhüllt ihn, vom Haupte wallt ein rother Helmbusch, an den Füßen klirren goldene Sporen. Aber augenblicklich wendet er sich wieder um, springt leichten Fußes über die Schloßmauer und ist ihren Augen entschwunden. In dem nämlichen Augenblicke schlägt in dem Städtchen die zwölfte Stunde.

In einer finstern Oktobernacht rief der Nachtwächter im Schloßhofe die eilfte Stunde aus. Da sieht er am Ende der Schloßallee ein Feuer flammen. Neugierig und besorgt, was es sein möchte, geht er darauf zu. Je näher er kommt, desto größer wird die Flamme. Plötzlich knistert und brauset es daher. Auf einem rabenschwarzen Rosse, aus dessen Nüstern Flammen sprühen, sitzt in Feuer eingehüllt der alte Ritter Wigand. Unter seinem linken Arme trägt er sein Haupt, in dem sich die Augen grimmig herum wälzen. Er brauset die Allee in wildem Ritte herunter. Der alte Nachtwächter, dem vor Angst die Kniee schlottern, hört bald darauf die zwölfte Stunde schlagen.

154. Der gespenstische Rathsherr in Zittau.

Gräße S. 518.

Im Jahre 1709 starb zu Zittau Dr. J. Chr. Meyer, der in dem Eckhause zwischen dem Markte und der Kohlgasse gewohnt hat. Derselbe hatte sich bei Einführung der Accise viele Härten erlaubt; dafür hat ihm der Teufel den Hals umgedreht, wie man denn noch heute auf seinem Grabsteine in der Kreuzkirche Spuren von Teufelskrallen bemerkt. Jede Nacht um zwölf Uhr erhebt er sich aus seinem Grabe, und jagt auf einem schwarzen Wagen, gezogen von schwarzen Rossen, mit auf den Rücken gedrehtem Kopfe durch die Straßen der Stadt und wer ihn erblickt, der ist dem Tode verfallen. (Vgl. die Sage vom tollen Junker No. 143.)

Anmerk. Dergleichen Wagen fahren auch in Bremen (Wagenfeld, Bremens Volksf. II. S. 25), Köln (Wolf, D. S. No. 205.), Zelsate (ebendas. No. 204.), Bruchsal (Schnetzler II. S. 409), Wössingen (Mone, Anz. d. Vorzeit 1839), in Görlitz (s. nächste Numer). Er heißt auch der Höllenwagen, die Höllenkutsche. Er soll das Gegenbild sein zum Himmelswagen, dem Bärengestirn (Iliad. 18, 487., Odyss. 5, 273.), altd. Wuodan's Wagen (Grimm, Mythol. S. 188), Karl-Wagen = Wagen des Herrn (Carol) in Schweden. In der Legende ist's der Wagen des Elias. Grimm vergleicht dabei den Arcturus, der auch ein wilder Jäger war, ebenso Orion, der in der Unterwelt auf der Asphodeloswiese das Wild verfolgt (Odyss. 11. 572) und mit dem Siriushunde (Iliad. 22. 29) die Plejaden (Odyss. 12. 62.) vor sich herjagt. Die Kopflosigkeit des wilden Jägers erinnert ihn an die Blindheit des Orion.

155. Gobius und der Leichenwagen in Görlitz.

Mündlich.

Zu gewissen Zeiten fährt um die Mitternachtsstunde ein schwarzbehangener Leichenwagen durch die Straßen von Görlitz. Schwarze Pferde ohne Köpfe ziehen ihn und schwarzgekleidete Männer, die den Kopf unter dem Arme tragen, begleiten ihn. Die nächtliche Fahrt beginnt an der Jakobskirche, geht durch das Frauenthor, die Steingasse, Nonnengasse, Brüdergasse und Petersgasse bis an das ehemals Gobius'sche, jetzt Huste'sche Haus, von

da wieder zurück durch die Langegasse und Breitegasse zum Reichenbacher Thore hinaus, den grünen Graben entlang, auf den Nikolai-Kirchhof, wo der Spuk bei der Gobius'schen Gruft verschwindet. Viele Menschen haben noch in der neuesten Zeit den Leichenwagen fahren hören, denn er macht ein großes, eigenthümliches, dumpfes Gerassel auf dem Straßenflaster. Wenn einer zum Fenster hinaus geschaut, im Wahne es sei ein gewöhnlicher, natürlicher Wagen, der durch die Straßen rolle, so hat er den Leichenzug immer um die Straßenecke herum biegen und im Augenblicke verschwinden sehen, so daß er nichts genau hat unterscheiden können. Und dann ist er noch glücklich: denn wer ihn bei sich vorbeiziehen sieht, und ihn deutlich erblickt, der muß noch in diesem Jahre sterben.

Viele wollen auch jenen Gobius in der äußern heiligen Grabsgasse gesehen haben. Auf der Höhe des Weges, wo ein steinernes Kreuz steht, fährt er Mitternachts dreimal im Kreise herum. Er sitzt in einer schwarzen Kutsche mit vier schwarzen Pferden und hat den Kopf unterm Arme.

Als dieser Gobius begraben wurde, soll er leibhaftig in seinem Hause in der Petersstraße zum Fenster heraus gesehen und dem Leichenzuge zugeschaut haben. An dem Fenster, so glauben noch heute viele Leute, ist das Bildniß des verstorbenen Gobius eingemauert und darf nicht heraus genommen werden, denn er leidet keine Ortsveränderung.

An seiner Gruft auf dem alten Nikolaikirchhofe ist ein eisernes Gitter. An dem fehlt ein Ring, und kein Schmied kann ihn so fest daran machen, daß er nicht die nächste Nacht abspränge. (An dieser Stelle vermischt sich die Sage mit der vom Nachtschmiede. S. No. 107.)

Einst spielten Knaben auf dem Kirchhofe in der Nähe der Gruft. Einer lief an das Gitter und rief: Gob'sch, Gob'sch, komm heraus! Da erhielt er plötzlich von unsichtbarer Hand eine dröhnende Ohrfeige, so daß er heulend und schreiend sammt seinen Kameraden das Weite suchte.

Anmerk. Gregor Gobius (geb. 1598 † 1658) war ein Alchymist und kam deshalb schon bei Lebzeiten in üblen Geruch. Dazu kam sein auffallendes Aeußere und sein geheimnißvolles Benehmen: So trug er stets einen rothen Rock und eine ungeheure Perücke. Als seine Frau gestorben war, balsamirte er dieselbe eigenhändig ein. Der Leichnam, der in der von ihm erbauten Gruft liegt, zeigte sich bei einer vor einigen Jahren vorgenommenen Sargöffnung wohl erhalten, nur ganz braun und mumienartig. Diese Kunst lehrte er auch seinem Diener, damit dieser ihn nach seinem Tode ebenfalls einbalsamiren könne, was ihm aber weniger gut gelungen ist.

156. Die Dorfbach zu Rengersdorf*).

Akten der Naturforsch. Gesellsch. No. 4.

Der Junker von Rengersdorf hatte ein Bündniß mit dem Teufel gemacht. Als aber die Zeit um war und der Kontrakt erlosch, da ließ er die Pferde vor seine große Kutsche spannen, setzte sich mit einigen Mitgliedern

*) Die Bach, provinziell für der Bach.

seiner Familie (die er alle dem Teufel verschrieben hatte) hinein und fuhr Angesichts seiner Unterthanen durch die Luft bis an die Torgaer Flurgrenze. Dort hat ihn der Teufel in Empfang genommen, Wagen und Pferde aber sind in dem nahen Bache versunken. Wenn die Sonne recht hell scheint, kann man die Kutsche sehen. Bei niedrigem Wasserstande sind einmal ein Paar Fischer daran gestoßen und haben dadurch keinen kleinen Schreck bekommen. Die Stelle heißt der Knechtswinkel und das Wasser ist dort sehr tief. Dort hat man auch oft mannshohe Flammen bemerkt, die am Ufer aus der Erde empor kommen. Ueberhaupt ist der ganze Bach nicht recht geheuer, man sagt, es seien Karpfen darin, die hätten goldene Halsbänder.

Andere erzählen, der Junker sei mit seiner Kutsche auf den benachbarten Geiersberg spazieren gefahren. Auf dem Gipfel des Berges aber seien die Pferde wild geworden und wären mit dem Wagen in das Wasser gerannt, dort sei Alles mit Mann und Maus versunken.

Anmerk. Die goldenen Halsbänder der Karpfen erinnern an die Halsringe der Schwäne (Grimm S. 241), an die sich die Fähigkeit der Verwandlung knüpft. Waren die Karpfen vielleicht auch verzauberte Menschen, gleich dem Hecht in Melaune?

157. Der Mann mit dem Kopfe unter dem Arme.

Görl. Wegweiser 1833 S. 365.

Zwischen Leschwitz und Deutsch-Ossig ist auf der Mitte des Weges einiges Strauchholz von Erlen, Birken und Eichen. Daselbst erscheint nicht selten dem Wanderer in der Mitternachtsstunde ein Mann von riesengroßer Gestalt, der, den Kopf unter dem Arme, zwischen dem Gesträuche hin und her schreitet.

158. Hans-Christel in Maltitz.

Gräße S. 503.

Es ist einmal auf dem Rittergute Maltitz ein böser Verwalter gewesen, hat seinen Herrn betrogen und die armen Dorfleute geschunden. In der Ernte hat er immer den armen Aehren lesern ihr Bischen Korn nicht gegönnt, und sie mit einem großen schwarzen Hunde, der ihn überallhin begleitete, von den Feldern gehetzt. Als er wegen seiner Unterschleife zur Rechenschaft gezogen wurde, hat er sich selbst erhenkt. Dafür muß er jetzt als ein kleines Männchen, Hans-Christel genannt, auf seinem großen schwarzen Hunde zur Nachtzeit um das Gut und in den Wirthschaftsgebäuden herum reiten. Besonders in der Verwalterstube treibt er sein Wesen, wirft die Rechnungsbücher und Papiere herum, blättert in den Akten, verschüttet die Tinte und macht sonst allerlei Schabernack. Im Ganzen sind seine Necke-

reien sehr unschuldiger Art. Hauptsächlich schreckt er das Gesinde vom Stehlen ab und treibt es zur Arbeit.

159. Der Holzmann bei Kittlitz.

Gräve S. 134.

Geht man von Budissin auf der Löbauer Straße, so erblickt man unweit des Dorfes Kittlitz linker Hand ein Birkenwäldchen. In diesem begegnet man zu gewissen Zeiten einem langen abgehagerten Manne von verfallenem Gesichte mit kleinen stechenden Augen und auffallend spitzem Kinn, welcher mühsam unter einer schweren Reisighocke einher keucht. Wer ihn grüßt oder gar die gute Meinung hat, ihm seine Last zu erleichtern, dem hockt er auf, erschwert ihm den Weg, treibt allerlei Unfertigkeiten und entläßt endlich die auf diese Art von ihm Gequälten, nachdem er sie derb durchgeprügelt hat. Der Gespenstige war nämlich in seinem Leben ein harter, unerbittlich strenger Holzförster, der die armen Holzlesenden grausam behandelte, und dessen Geist nunmehr bis zur Erlösung zum Herumirren verbannt ist. Von denjenigen, welche ihn grüßen, glaubt er, daß sie ihn kennen und mit seiner Strafe bekannt sind, und hält ihre angebotene Hülfe nur für Verhöhnung.

160. Der schwarze Hans und der Geigenfriedel zu Wehrau.

Nach Schön.

In Wehrau unter den Schloßlinden spukt der Geist eines bösen Junkers Hans von Rechenberg, genannt der schwarze Hans, der schreckt die Leute, die Nachts des Weges gehen und hockt ihnen auf. Es lebte aber einmal zu Wehrau ein kleiner bucklicher Musikant, genannt Geigenfriedel, ein fideles Kerlchen, der Lustigmacher und Anekdotenerzähler der ganzen Gegend. Der vermaß sich einmal Abends in der Schänke zu Wehrau, als einer erzählte, der schwarze Hans scheuche wieder und habe noch gestern einer Magd aufgehockt, daß sie krank darnieder liege, er wolle den bösen Geist in seinen Geigenranzen bannen, damit er nicht mehr die Menschen ängstige und sie sollten sehen, daß er sich nicht fürchte vor ihm. Gesagt, gethan. Geigenfriedel nahm seinen Ranzen in die Hand und ging hinaus in die finstere Mitternacht. Bei den Schloßlinden angekommen, stand er still, und ob es ihm wohl grauste, so rief er doch mit starker Stimme dreimal hinter einander: Hans, Du schlechter Kerl, komm' und kriech in meinen Sack, daß Du keinen Menschen mehr ängstigst. Beim dritten Male plumpte etwas Schweres in den Sack und drückte ihn zu Boden. Aber da kriegte es mein Geigenfriedel mit der Angst, ließ den Sack im Stiche, kam todtenbleich in die Schänke gestürzt, stieß einen Schrei aus und fiel leblos hin. Er kam zwar

wieder zu sich, aber mit seinen lustigen Schwänken und seinem lieben Geigenspiel war es aus. Er lachte niemals wieder, siechte zusehends dahin und starb in wenigen Wochen.

161. Das Kirchhofgespenst.

Breslauer Handschrift No. 17.

Auf dem Kirchhofe zu Meffersdorf zeigt sich zuweilen ein Gespenst, das hat seine Wohnung in einer Gruft an der nördlichen Mauer. Also geht einmal der Nachtwächter früh um vier Uhr auf den Kirchthurm zu, um den Tag einzuläuten. Es ist aber noch ganz dunkel gewesen und der Himmel voll Wolken. Da steigt auf einmal aus seiner Gruft das weiße Gespenst herauf, naht sich dem Nachtwächter und bedeutet ihn, es wolle denselbigen begleiten. Da ist natürlich an Widerspruch nicht zu denken und das Gespenst geht richtig mit ihm auf den Thurm. Als der Nachtwächter sein Geschäft beendet hat und wieder auf dem Kirchhofe angelangt ist, da murmelt das Gespenst mit dumpfer Stimme: „Und nun begleite Du auch mich.“ Aber der Nachtwächter hat nicht gewollt. Da wirft ihm die Gestalt eine treffliche Ohrfeige, schwebt zu seiner Gruft zurück und verschwindet dort.

162. a) Der Mönch auf dem Kirchthurme.

Breslauer Handschrift No. 16.

Auf dem Kirchthurme zu Meffersdorf treibt ein alter Mönch sein Wesen. Der muß keine Ruhe im Grabe haben. Einst geht der Nachtwächter Morgens um die vierte Stunde auf den Thurm, den Morgen einzuläuten, kommt an den Absatz, wo der Strang hangt, läutet und läutet — aber die Glocken schlagen nicht an und er kann keinen Ton hören; denkt bei sich, was mag nur das zu bedeuten haben und steigt die Stiege hinan bis zu den Glocken. Da steht ein alter Mönch mit einem schrecklichen Gesichte, der giebt ihm auf einmal eine Ohrfeige, daß er bewußtlos niedersinkt. Allmählich erwacht er aus seiner Betäubung, denkt, das soll Dir nicht zweimal begegnen und geht einen andern Weg als er herauf gekommen durch ein kleines Thürchen von Lehm zurück. Aber hinter ihr steht wieder der furchtbare Mönch, grinset ihn höhnend an, und giebt ihm eine noch bedeutendere Ohrfeige als zuvor. Der alte Nachtwächter stürzt wieder betäubt zu Boden. Wie er erwacht, scheint der helle Tag durch die Thurmfenster und der Mönch ist verschwunden.

162. b) Der gespenstische Lautemann zu Zittau.

Nach Willkomm a. a. O. Bd. 1. S. 260 sq. Gräße, S. 520.

Zu der Zeit, als noch die Johanniskirche zu Zittau stand, ließ sich zuweilen ein Franziskanermönch im Glockenstuhle des Thurmes sehen, griff

an den Strick, als wolle er die sogenannte Bürger- oder Bierglocke, die Abends um 9 Uhr geläutet wird, ziehen, legte aber jedes Mal seine Kutte zuvor ab, als hindere ihn diese bei seinem Geschäfte. Diese Gelegenheit paßte nun einmal der wirkliche Lautemann ab; während er den Mönch mit dem Stricke beschäftigt sah, nahm er ihm seine abgelegte braune, etwas schadhaft gewordene Mönchskutte, knöpfte sie sich unter den Rock und ging höhnisch lachend, als er sah, wie der halbnackte Mönch mit wahrer Seelenangst nach derselben suchte, nach Hause. Am nächsten Abend knöpfte er die Kutte wieder unter seinen Rock und ging wohlgemuth, nur etwas früher als sonst, nach der Kirche. Allein sein Muth fiel gewaltig, als er schon von weitem die dürre Gestalt des Mönchs erblickte, wie sie die Hände rang und die leidenschaftlichsten Bewegungen machte. Froh, daß ihn der Weg nicht gerade an dem kuttenlosen Geiste vorüberführte, eilte er in den Thurm, läutete und schlich sich ebenso wieder nach Hause, ohne daß ihn die Gestalt verfolgte. Es schien, als sei sie in bestimmte Grenzen gebannt, die sie nicht überschreiten dürfe. Seit diesem Abend sah der Lautemann den Mönch alle Tage immer dieselben flehenden, aber heftigen Geberden gegen ihn machen; allein so unwohl ihm bei diesem Anblicke war, die Rückgabe der Kutte wagte er nicht, aus Furcht, der geneckte Geist möchte keinen Spaß verstehen und ihm vielleicht gar den Hals brechen. So blieb nun die geisterhafte Mönchskutte im Besitze des Lautemanns bis zu dessen Tode, der freilich schon ein Jahr nach dem freventlich verübten Raube erfolgte. Denn war es aus Furcht vor dem täglich erscheinenden Gespenste oder war es Seelenangst und Folge der Gewissensbisse, die ihm keine Ruhe mehr ließen, der Mann fing an zu siechen, wurde schwächer und schwächer und genau am Jahrestage des Kuttenraubes starb er mit dem letzten Glockenzuge. Sein Nachfolger konnte sein Amt ungestört verrichten, und am Jahrestage des verübten Frevels erschien fortan der kuttenlose Mönch und flehte unter entsetzlichem Händeringen um Rückgabe des dürftigen Gewandes. Da man trotz alles Suchens die geraubte Kutte nicht auffinden konnte — der übermüthige Räuber hatte sie wahrscheinlich vernichtet — so verschaffte man sich eine andere und legte sie dem flehenden Geiste an den Ort, wo er regelmäßig erschien. Die Gestalt hob das Gewand auf und besah es sich von allen Seiten, da sie aber bemerkte, daß es nur ein untergeschobenes sei, legte sie dasselbe wieder hin und ging unter kläglichen Geberden von dannen, und so kehrte sie immer wieder, bis mit dem Bombardement der Stadt im siebenjährigen Kriege der Thurm in Trümmern sank.

163. Der gespenstische Mönch in Kamenz.

N. L. Magazin 1838. Gräve S. 44.

Im Kamenzer Kloster läßt sich bisweilen ein Mönch sehen. Bei einem seiner Umgänge schrieb er an das Klosterthor die Buchstaben C. M. P. und

als darauf 1680 die Pest erfolgte und viele Einwohner hinweg raffte, erkannte man, daß diese Buchstaben nichts Anderes bedeuteten, als: Camitia misere peribit, d. h. Kamenz wird elendiglich verderben. Dieser Mönch soll der berühmte Erfinder des Schießpulvers, Berthold Schwarz, sein, von dem man sagt, daß er in der St. Annenkirche begraben liegt, woselbst sein Leichenstein, auf dem eine Kanone abgebildet ist, sich noch befindet. Andere schreiben die Erscheinung dem unruhigen Geiste Peter Rudolph's, eines der letzten Mönche des aufgehobenen Franziskanerklosters zu, der als Zauberer, Hexenmeister und Geisterbanner verschrieen war und bei lebendigem Leibe in die Hölle gefahren sein soll. Das Standbild des spukenden Mönches zeigt man noch an der Hausecke der Budissiner Gasse. Wenn er seinen Umgang halten will, so belebt sich dieses Standbild, steigt von seinem Postamente herab und wandelt auf das Kloster zu.

Anmerk. Wahrscheinlich heißt es nur auf gut sächsisch C. M. P., sonst wohl C. M. B. und ist nichts als die überall gebräuchlichen geisterbannenden Namen der heiligen drei Könige Caspar, Melchior, Balthasar.

164. Der gespenstische Mönch in Lauban.

Sammlung von Schön Nr. 34. Msc.

In alten Zeiten waren zu Lauban mehre Klöster, welche nach der Reformation eingingen, und auf deren Stelle dann Privatwohnungen erbaut wurden. Ein Gebäude, zur dasigen Brauerei gehörig, steht gleichfalls auf einer solchen Stelle. Von diesem Hause erzählt man, daß zu gewissen Zeiten des Jahres ein Mönch in seiner Kutte mit lauten schleppenden Schritten die alten Stellen des ehemaligen Klosters besucht. Da er jedesmal ein und denselben Weg nimmt, so kennt man genau seinen Umgang.

165. Von andern Mönchsgespenstern.

I. Der gespenstische Mönch in Gruna.

Mündlich.

In Gruna bei Görlitz stand einst an der Stelle des jetzigen Brauhauses ein Kloster. Noch jetzt geht dort ein schwarzer Mönch um, und mehre Einwohner haben ihn des Nachts in der Brauerei herum wandeln sehen. Jedesmal wenn er erschien, starb in der nächsten Nacht Jemand im Dorfe.

II. Der gespenstische Mönch zu Löbau.

N. L. Magazin 1838 S. 130.

In dem alten Schulgebäude zu Löbau zeigt sich dann und wann ein Mönch, nach dessen Erscheinung sich stets etwas Merkwürdiges ereignet.

III. Der gespenstische Mönch in Zittau.

N. L. Magazin 1838 S. 130.

In der St. Johanniskirche in Zittau erscheint allemal, wenn sich etwas Merkwürdiges in der Stadt ereignen soll, das Gespenst eines Mönches.

166. Die weiße Frau im Schlosse zu Sohra.

Mündlich.

Im Schlosse zu Sohra bei Görlitz zeigt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Frau. Sie wandelt durch das ganze Schloß hindurch, hat ein jugendliches, aber blasses und leidendes Ansehen und allezeit einen großen Bund Schlüssel am Gürtel ihres altmodischen Gewandes. Vorzüglich zeigt sie sich in dem alten Ahnensaale des Geschlechts der Herren Moller von Mollerstain, welche früher das Schloß besaßen, und verschwindet mit einem schweren Seufzer an der Stelle, wo die Wand mit Blutflecken besudelt ist, welche niemals ganz verschwinden. Diese Blutflecken und das Erscheinen der weißen Frau haben eine traurige Veranlassung.

Die weiße Dame ist nämlich die Ahnfrau jenes Geschlechtes. Aber ihre Schönheit brachte Fluch über dasselbe, denn ihr Gemahl ermordete aus Eifersucht seinen eigenen Bruder und floh, von Verzweiflung erfaßt, in die weite Welt. Der Blutflecken in jenem Saale bezeichnet die Stelle des Brudermordes. Seine Kinder pflanzten das Geschlecht fort und waren bis zum vorigen Jahrhunderte Besitzer der Herrschaft. Aber auch noch unter den späteren Besitzern erschien von Zeit zu Zeit die weiße Frau, allemal wenn etwas Wichtiges sich ereignen sollte. Erst in diesem Jahrhundert jedoch kam es an den Tag, daß der entflohene Brudermörder in Rußland eine neue Heimath gefunden und eine zweite Linie von Mollerstain gegründet hatte. Dies stellte sich nämlich heraus, als im Jahr 1814 ein junger russischer Obrist von Mollerstain mit seinem Regimente in die Gegend kam und in Sohra sein Quartier nahm. Wie erstaunte er, als er, in den Hof einreitend, im Sohraer Schlosse das vollkommene Abbild seines väterlichen Schlosses in Rußland erkannte. Der Flüchtling hatte in der Fremde sein Haus nach der Erinnerung gerade so bauen lassen, wie das Haus seiner Geburt und seines Verbrechens. Diesem russischen Offizier soll die Ahnfrau nicht nur erschienen sein, sondern auch ein langes Gespräch mit ihm gehabt haben.

Das Schloß des Ermordeten hat einige hundert Schritte von dem seines Bruders gestanden. Im Schloßparke sind noch deutliche Spuren. Der Wallgraben umfließt den Platz, wo es stand. Vor einigen Jahren entdeckte man dort verfallene Keller.

167. Die weiße Frau auf dem Auersberge.

Gräve, S. 139.

Auf dem Auersberge bei Heydersdorf und Linda stand vor alten Zeiten eine Burg, deren geräumige Kellergewölbe noch heutigen Tages sichtbar sind. Dort hauste einst ein wilder Raubritter; der hatte eine fromme Gemahlin, die ihn gar oft mit Bitten und Thränen anflehte, sein sündliches Leben zu bessern. Einstmals aber ist der Ritter zornig gewesen, hat seine Ehegemahlin eine alte Betschwester genannt und also hart geschlagen und gestoßen, daß sie die Treppe herunter gefallen ist und den Hals gebrochen hat. Das Raubschloß ist längst der Erde gleich gemacht, aber die Ritterfrau geht noch oft in einem weißen Gewande auf den Trümmern umher, kam auch früher zuweilen in das Dorf, gab den Armen Geld und Lebensmittel, tröstete und heilte die Kranken und war ein Schutzengel der ganzen Gegend.

168. Das Fräulein vom Zangenberge.

Breslauer Handschrift No. 18. u. 19. Sammlung von Schön No. 31. Msc.

I.

Zwischen Schwerta und Marklissa steht ein mit Tannen bewachsener Berg. Auf seinem Gipfel stand vor Zeiten ein festes Schloß, das von Raubrittern bewohnt war, die sich durch Feuerzeichen mit denen der Landeskrone in Verbindung setzten. Dort erscheint von Zeit zu Zeit ein Fräulein, welches mit rührender Stimme den vorübergehenden Wanderer um Erlösung aus ihrem verwünschten Zustande anfleht. Der Erlösende kann nur ein reiner Knabe oder Jüngling sein. An eine junge Fichte gelehnt steht sie unbeweglich. Ihr Antlitz ist sehr schön, aber todtenblaß, und schwarze Locken wallen auf ihre Schultern herab. Ihre Kleidung zeigt immer ihre Gemüthsstimmung an. Trägt sie ein weißes Gewand, so ist sie sehr gütig und voller Frieden, trägt sie aber ein schwarzes, so ist sie wild aufgeregt und zornig. Stets aber hat sie ein großes Schlüsselbund am Gürtel. Auch am Bache, der am Berge vorüberrauscht, hat man sie gesehen, wie sie sorgsam weiße Linnen wäscht und in der Sonne trocknet. Dann haben goldene und silberne Gefäße am Bergabhange gestanden. Mancher ist vorübergegangen und hat ihren Bitten um Erlösung zaghaft sein Ohr verschlossen; aber Mancher hat wenigstens ihre Rettung versucht, wenn auch immer vergeblich.

Ein Jüngling, den ihre Bitten rührten, folgte ihr einst bis zu dem Berge, von dem sie herabgestiegen war, um ihn um Erlösung anzusprechen. Da sieht er aber Bären und Wölfe wild umherrennen und ihm den weiteren Weg mit feurigem Rachen verwehren. Ein Anderer, besonnener als jener, betet ein Vaterunser, worauf alle Truggestalten verschwinden. Da öffnet sich der Berg. Das Fräulein schreitet voran und sie gelangen in eine Kapelle.

Das Fräulein geht an den Altar, nimmt zwei Schwerter von ihm herunter, giebt ihm das eine, während sie das andere in der Hand behält und befiehlt dem Jünglinge, ihr das Haupt abzuschlagen. Da er das zu thun verweigert, erbebt der Berg, er fühlt sich fortgezogen und findet sich wieder an dem Orte, wo er das Fräulein zuerst gesehen.

II.

Eine andere Sage erzählt, die Jungfrau sei die Tochter des letzten Ritters, der einst sammt dem Schlosse und seinen Bewohnern in den Berg versunken sei. Nur alle Jahrhunderte einmal erscheine sie um die Zeit der Weihnachten, um einen Vorübergehenden um die Erlösung der Versunkenen anzuflehen, wobei sie ihm einen Theil des im Berge vergrabenen Schatzes verspricht. Vor hundert Jahren ist ihr ein Schäfer gefolgt und niemals wieder gekehrt.

III.

Am ersten Weihnachtsfeiertage 1834 ging gegen Morgen ein Bäckerlehrling aus Marklissa des Weges, um seine Eltern in dem nahe gelegenen Städtchen Wigandsthal zu besuchen. Am Zangenberge angekommen sieht er plötzlich in einiger Entfernung eine Frau in einem schwarzseidenen, mit Schmelz gestickten Gewande von alterthümlichem Schnitt und mit einer langen Schleppe. Ihr Haupt bedeckte eine schwarze Haube mit einem in kleine Falten gelegten Streifen, von der ein langer Crepschleier herabwallte. Ihr Antlitz war fahl und blaßgelb. Der Knabe betrachtet diese Erscheinung mit neugierigen Blicken, doch als er bemerkt, daß sie ihm winkt, geht er erschrocken und schnell vorwärts. Siehe, da steht auf einmal die Frau, die doch vierhundert Schritt von ihm entfernt war, dicht vor ihm. Wieder winkt sie ihm und ruft ihm zu: Folge mir. Der Knabe sagte hierauf ängstlich: „Sie mögen ein gutes Frauenzimmer sein, doch ich bin auch ein guter Junge", und nun lief er athemlos ohne sich umzusehen, bis er das nächste Dorf erreichte. Zu Hause angekommen erzählte er seinen Eltern, was er gesehen, und weder Bitten noch Vorstellungen vermochten ihn zu beruhigen und zu bewegen, wieder am Zangenberge vorüber zu gehen. Der Geistliche des Orts und der Richter wurden zu Rathe gezogen, aber er beharrte bei seiner Aussage und empfand solche Furcht, daß er bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein bleiben wollte. Der Knabe hatte weder viel gelesen noch gesehen und gehörte keineswegs zu den phantasiereichen Menschen.

Noch jetzt scheuen sich Viele in der Dämmerung bei dem Berge vorbei zu gehen. Andere gehen absichtlich hin, um das Abenteuer zu bestehen und den Schatz zu heben. Die Jungfrau hat sich aber nicht wieder sehen lassen.

Anmerk. Zur Weihnachtszeit zeigt sich Hulda, Frau Holle (Grimm S. 182). Das Wäschebleichen und Gefäßehinstellen erinnert an die Wassermannsfrau und an die Zwerge.

Die verschiedene Stimmung, angedeutet durch schwarze und weiße Kleidung, ist sehr charakteristisch für die polarische Natur weiblicher Gottheiten.

Wie Hulda in den Berg gebannt ist, so sind es vorzüglich weiße Frauen, auf welche der Begriff der Bergverwünschung Anwendung leidet. „Göttliche, halbgöttliche Wesen des Heidenthums, die den Blicken der Sterblichen noch zu bestimmter Zeit sichtbar werden, am liebsten bei warmer Sonne erscheinen sie armen Schäfern und Hirtenknaben" (Grimm, Mythol. S. 541).

Die Geschichte von dem Kopfabschlagen spielt noch einmal in der Schatzsage vom Krischaer Raubschlosse.

169. Die weiße Frau bei Schönbrunn.

Mündlich.

Wenn die Schönbrunner Bauern sich Donnerstags in Görlitz beim Wochenmarkte etwas verspätet haben, und erst um die zwölfte Stunde auf das Dorf zufahren, kommt es wohl vor, daß die Pferde zusammen schrecken und so wild werden, daß sie kaum zu halten sind. Wer dann recht Acht giebt, der sieht mitten auf dem Felde, unterhalb des Pfaffenberges, die weiße Gestalt einer Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arme aus der Erde auftauchen, den Fußsteg entlang auf die Kirche zu und bei dieser vorbei auf den Pfarrhof gehen und an der Thür des Pfarrhauses wieder verschwinden. Das ist der unruhige Geist eines armen Weibsbildes, welches die Franzosen mit sich führten, als eine ganze Division derselben unter General Dürütte während des Waffenstillstandes im Jahre 1813 hier ein Lager bezogen hatte. Die Arme wurde in einem Zelte, unter Beihülfe einiger Soldaten, von einem Kinde entbunden und starb bald darauf. Die rohen Krieger gaben ihr das Kind, welches nur schwach athmete und keineswegs ganz todt gewesen sein soll, in den Arm und verscharrten beide Leichname nicht weit von dem Lager auf dem Felde. Man sagt, daß bald nach dem Abzuge der Franzosen die weiße Frau mit dem Kinde dem Ortspfarrer viele Male erschienen sei und ihn gebeten habe, ihre Gebeine in geweihte Erde begraben zu lassen. Die Nachbarn, welche sie nun vom Pfaffenberge herunter in die Pfarrwohnung kommen sahen, haben ihn auch mehrfach angegangen, daß er doch das thun möchte, um dem irrenden Geiste Ruhe zu verschaffen; der Pfarrer aber, ein arger Rationalist, hat niemals etwas davon wissen wollen und immer gegen die Bauern behauptet, die Erscheinung bestände nur in ihrer Einbildung, er habe nie etwas davon gesehen.

170. a) Das Schloßfräulein von Meffersdorf.

Breslauer Handschrift No. 14.

In der Schloßallee von Meffersdorf zeigt sich dann und wann eine weiße Frau. Die heißt das Schloßfräulein, und es heißt, daß sie im Grabe keine Ruhe finden könne. Einst kamen zwei Frauen von einem Leichen-

gange in Scheibe zurück. Da ist ihnen am Ende der Allee bei dem sogenannten Obstgarten die weiße Frau vorbei gestrichen, als wenn der Wind sie vorüber wehte und hat einen fürchterlichen Gestank zurückgelassen. Todesmatt kamen die Frauen nach Hause und die eine fiel in eine lebensgefährliche Krankheit.

170. b) Die Jungfernberge bei Mocholz.

Mündlich.

Zwischen Rothenburg und Muskau wird die Einförmigkeit der Haide hie und da durch lang hingestreckte, meist von West nach Ost streichende Hügelreihen unterbrochen, die oft gar keinen Namen haben. Aber bei Mocholz heißen sie die Jungfernberge. Eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt ziehen sich diese Berge wohl eine Stunde lang hin und haben eine Breite von etwa 400 Schritt.

In diesen Jungfernbergen wohnen drei wunderschöne Fräulein in einem unterirdischen Schlosse. Oft gehen sie am hellen Mittage Arm in Arm am Abhange des Hügels hin in dunkler Kleidung und mit trauriger Miene. Wenn man ihnen nachgeht, so verschwinden sie auf der Stelle. Doch ist es auch vorgekommen, daß sie diesen und jenen zum Mitkommen eingeladen. Weidende Hirtenbuben haben sie noch in jüngerer Zeit oft gesehen, aber die Jungfrauen gingen immer stumm vorüber und die Burschen waren immer zu erschrocken sie anzureden. Früher war das anders. Da verkehrten sie freundlich mit den Bewohnern des Dorfes, und letztere hatten es nicht schlecht dabei, denn Segen begleitete sie, wohin sie traten. Ja, alte Leute erzählen, daß die drei Jungfern früher sogar in die Schänke zur Tanzmusik zu kommen und mit den Burschen des Dorfes zu tanzen pflegten. Aber sie blieben blos immer bis zu einer bestimmten Stunde da und entfernten sich dann pünktlich, um in ihren Berg zurückzugehen. Aber seit einmal ein verliebter Bauernbursch die jüngste und schönste von ihnen mit Gewalt zu zwingen versucht, über ihre Zeit zu bleiben, sind sie nicht wiedergekommen.

Anmerk. Zu den gewöhnlichen Zügen der Bergentrückung gesellt sich der sonst besonders von den Wasserfrauen berichtete Besuch der Tanzmusik — eine Zwittersage.

171. Die weiße Frau auf den Teichwiesen bei Görlitz.

Akten der Naturforsch. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4. Msc.

Auf den Teichwiesen hinter dem grünen Graben ist den Waschfrauen, die sich daselbst des Bleichens halber aufhalten, oft die weiße Frau erschienen. Sie zeigt sich besonders zur Frühjahrszeit, hat ein langes schleierweißes altmodisches Gewand an, ist ungewöhnlich groß und geht mit großen aber furchtbar langsamen Schritten den Fußweg zum Pulverteiche entlang. Dort kehrt sie zurück und verschwindet in dem Hohlwege der Teichstraße bei dem Hause

No. 906., auch 924. (alte Numer). Zuweilen erscheint sie Abends in der Dämmerung, öfter bei Mondschein und zwar, wenn derselbe im Abnehmen ist.

172. Die weiße Frau und der Mönch ohne Kopf im Sorauer Schlosse.

I. Mündlich. II. Magnus S. 31.

I.

Das Sorauer Schloß ist ein großes weitläufiges Gebäude mit einem hohen Thurme. Nach der Chronik wurde im Jahr 1207 durch Ulrich von Devin der Bau begonnen und erst nach 122 Jahren von dem Herrn von Pack ganz vollendet. Es hat wie das königliche Schloß in Berlin seine weiße Frau, welche, so lange noch die Grafen Promnitz Sorau besaßen, jedesmal durch ihr Erscheinen den Tod des Besitzers anzeigte.

II.

Als später die Herren von Biberstein auf Sorau residirten, hat sich allemal kurz vor dem Tode des Besitzers ein Mönch ohne Kopf mehrmals hinter einander sehen lassen. Wenn sich dies ereignete, so sind die Herren von Biberstein alsobald nach Friedland gezogen, um daselbst den Tod zu erwarten und in ihrer dort befindlichen Ahnengruft begraben zu werden.

173. Der ewige Durst.

Gräße S. 497.

Verfolgt man in Wilthen, zwei Stunden südlich von Bautzen, den Fußweg, welcher hinter der Kirche über den Berg nach Bautzen führt, so gewahrt man linker Hand unterhalb des Waldes einige Wiesen mit einer Quelle. Dort zeigt sich zuweilen in der Mittagsstunde eine weißgekleidete Frau, welche bis an die Quelle wallt und sich bückt, um mit der Hand Wasser zu schöpfen. Aber wie sie sich auch müht, sie kann das Wasser doch nicht erreichen, und tief seufzend entfernt sie sich wieder und verschwindet. Diese Erscheinung heißt „der ewige Durst.“ Alte Leute erzählen, es habe einst eine junge Frau in Wilthen während ihrer Niederkunft unsäglichen Durst gelitten, und die Wehefrau gebeten, ihr zur Kühlung nur einige Tropfen Wasser zu reichen. Aber die Kindfrau verweigerte ihr die Labung, und so verschied sie unter den Qualen jenes verzehrenden Durstes. Seit dieser Zeit geht sie alle Mittage an jene Quelle, will Wasser trinken — denn sie dürstet noch immer — und kann doch das Wasser nicht erreichen, ein weiblicher Tantalus mit hoffnungsloser Qual.

174. Der schwarze Hund in Budissin.

N. L. Magazin 1838 S. 127. Ziehnert II. 233. Gräve S. 27.

In Budissin vor dem Lauenthore, wo früher der Rabenstein stand, erhebt sich aus einer daselbst befindlichen Vertiefung um Mitternacht ein großer

schwarzer, zottiger Hund, welcher zum Thore hinein bis zum Waisenhause seine Runde macht und wieder verschwindet, wo er hergekommen. Seine Erscheinung deutet allemal ein Feuerunglück an. Die Sage erzählt von ihm Folgendes:

Im 14. Jahrhundert, als die Lausitz noch Polen angehörte, lebte in Budissin ein reicher polnischer Graf, der war ein halber Heide, schund die Bauern und Bürger bis auf's Blut, und nannte sie nur immer seine Hunde. Dafür hat ihn aber auch eines Tages der Teufel geholt; denn als er nach einem schwelgerischen Mahle zum Lauenthore hinaus ritt, fiel eine Feuerkugel vom Himmel und erschreckte das Pferd, daß es sich bäumte und den Reiter abwarf. Den nächsten Morgen fand man ihn mit schwarzem Gesichte und umgedrehtem Halse. Das Pferd ist wahrscheinlich im Dienst des Bösen gewesen und zur Hölle hinab gefahren. Der Graf aber ist seitdem verdammt zu jener nächtlichen Wanderung in Hundsgestalt. Ein aus dem vorigen Jahrhunderte stammendes Bänkelsängerlied gedenkt seiner in Folgendem:

Der schwarze Hund, den man hier schaut,
War böhm'scher Graf mit Haar und Haut,
Des Schicksals List macht ihn zum Hund,
Wau, wau! bellt er bis diese Stund!

175. Der feurige Pudel auf dem Löbauer Berge.

Nach Klar, die helle Sagenzelle, Löb. o. J. S. 39. Gräße S. 492.

Vor langen Jahren stand am Fuße des Löbauer Berges tief im Gebüsche ein schmuckes Jägerhaus, welches ein gewisser Bischeber als Förster mit seiner Frau bewohnte. Derselbe war aber in der ganzen Umgegend gehaßt und gemieden, denn er war habsüchtig, grob und hart gegen jeden, der etwas mit ihm zu thun hatte. Seine arme Frau hatte es selbst sehr schlecht bei ihm und fand nicht einmal in seiner Abwesenheit zu Hause einen Trost, denn sie war kinderlos. Vorzüglich war aber sein Haß gegen seinen Schwiegervater, einen reichen Bauer in der Nachbarschaft, gerichtet, weil er sich einbildete, derselbe habe seiner Tochter zu wenig Mitgift gegeben. Nun trug es sich zu, daß ein junger Bürger aus Löbau das Herz der zweiten Tochter jenes Bauern gewonnen hatte, und daß dieselbe ihm auch ihre Hand zusagte. Bald sollte die Hochzeit stattfinden und Bischeber's Schwiegervater rüstete sich nur noch, die Mitgift für seine Tochter herbei zu schaffen. Er hatte dazu 1000 Goldgulden bestimmt, die er in der Stadt irgendwo ausgeliehen hatte und jetzt zurück erhalten sollte. Er machte sich also eines schönen Morgens mit seinem Geschirre auf, um das Geld aus der Stadt zu holen, erhob es auch und lud es, nachdem er es zuvor in einen kupfernen Kessel gethan, auf seinen Wagen, und fuhr schon in der Dämmerung den ihm wohlbekannten Weg in sein heimathliches Dörfchen zurück. Allein er sollte dasselbe nicht

erreichen, denn der gottvergessene Jägersmann, welcher seines Schwiegervaters Vorhaben und den Tag, wo derselbe es auszuführen dachte, ausgekundschaftet hatte, lauerte ihm im Walde auf, sprang auf den Wagen, tödtete den Greis, bemächtigte sich des Kessels mit dem Golde und gab den Pferden einen Peitschenhieb, daß sie mit dem Leichnam auf dem wohlbekannten Wege bis vor sein Haus trabten. Der Mörder aber nahm den schweren Kessel, um ihn nach einem ihm wohlbekannten Felsenloche zu schleppen, wo er ihn sicher glaubte. Aber auf dem Wege dahin glitt er aus und fiel in den Sumpf. Der schwere Kessel drückte ihn herab und er erstickte elendiglich sammt seinem Raube. Die unglückliche Familie ahnte wohl den Zusammenhang; Bischebers Wittwe verließ das Jägerhaus, das nun Niemand mehr beziehen wollte und das nach und nach in Trümmer fiel. Allein einige Zeit nachher erschien in der Dämmerstunde ein Licht am Fuße des Löbauer Berges, und ein Holzhauer erkannte einen feurigen Hund mit sprühenden Augen. Da sagten alle, die es hörten: Das ist Bischeber und sein Schatz, aber Niemand hat sich getraut, sich dem Hunde zu nähern oder den Schatz zu heben.

176. Der schwarze Hund in Kamenz.

N. L. Magazin 1838 S. 128.

Im Jahre 1570 starb der letzte katholische Bürgermeister zu Kamenz mit Namen Andreas Günther. Seine Seele ist verwünscht worden und er geht noch immer zu nächtlicher Weile in dem Klosterhofe um als ein schwarzer zottiger Hund und treibt auch als ein schwarzer Ziegenbock auf dem Hutberge sein Wesen. Selbst am Tage erscheint er in dieser Gestalt bisweilen. Badende Knaben sind von ihm erschreckt und verjagt worden. Er war sehr reich und wollte doch seinen Reichthum den evangelischen Nachkommen nicht gönnen, sondern vergrub ihn in der St. Annenkirche. Dort liegt dieser Schatz, welcher 24,000, oder wie andere sagen 80,000 Dublonen betragen soll, noch ungehoben bis auf den heutigen Tag. Man weiß wohl, daß eine an dem einen Pfeiler der Kirche befindliche Figur die Stelle andeutet, wo der Schatz liegt: aber gerade der Arm, welcher darauf hinweiset, ist abgebrochen und so hat man ihn nicht auffinden können.

177. Der schwarze Hund in Görlitz.

Mündlich. Akten der Naturforsch. Gesellschaft, Sektion für Alterthümer No. 4. Msc.

In Görlitz war bis vor wenigen Jahren an der Ecke der Jüdengasse und Büttnergasse im Pflaster ein großes Abzugloch. Das war zur Hälfte mit einem großen viereckigen Steine bedeckt und hieß im Volksmunde das Hundeloch, und der daneben wohnende Bäcker hieß davon der Hundebäcker. Das kommt daher: In der Weihnachtsnacht zwischen zwölf und ein Uhr spukt in Görlitz ein großer schwarzer Hund. Der kommt aus einem ähnlichen Wasserloche am Jakobshospital heraus, geht zum Frauenthore hinein

bis an jenes Loch, wo er verschwindet, aber nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kommt, um seinen Rückweg anzutreten. Manche sagen, er nehme seinen Weg durch die Verräthergasse, und Viele, die ihn gesehen haben, versichern, daß er nur drei Beine habe. Wegen dieses Hundes ließen die Stadtsoldaten am Frauenthore allemal in der Weihnachtsnacht das Pförtchen auf, weil sie sich fürchteten, ihn in seinem Wege zu verhindern, und es war dies ein Geheimniß unter den Stadtsoldaten, in das jeder Rekrut erst dann eingeweiht wurde, wenn er einmal die Weihnachtswache hatte. Es war aber einmal ein beherzter Kerl unter ihnen, der fürchtete sich vor dem Teufel selber nicht, spottete über die Erscheinung und beschloß dem Hunde entgegen zu treten. Es war ein sehr stürmischer Weihnachtsabend. Die andern Soldaten blieben in der Wachtstube, er aber schloß sorgfältig die Pforte und stellte sich mit aufgestecktem Bajonett an der inneren Seite desselben auf. Kaum hatte es zwölf Uhr geschlagen, da kam der Hund groß, schwarz und zottig, und als er das Thor nicht geöffnet fand, schüttelte er sich zornig und machte so große feurige Augen, daß es erschrecklich anzusehen war. Plötzlich aber setzte er mit einem gewaltigen Sprunge über das hohe Gitter hinweg. Die Soldaten in der Wachtstube hörten ein furchtbares Schnauben und Poltern, dann war Alles still. Wie sie endlich hinaus gehen, finden sie ihren Kameraden leblos am Schilderhause. Seine Flinte aber war zusammen gedreht wie eine Schraube. Als der Soldat erwachte, erzählte er, was ihm begegnet. Er ist aber nicht wieder gesund geworden und schon nach drei Wochen gestorben.

178. Der feurige Pudel in Görlitz.

Breslauer Handschrift No. 11.

Rechts neben dem heiligen Grabe, an der Ecke der heiligen Grabsgasse und dem Gäßchen, welches zum Bache Kidron führt, steht hoch auf dem Berge ein Haus. Vor dem zeigt sich um Mitternacht ein feuriger Pudel mit glühenden Augen und fletschenden Zähnen, der die Vorübergehenden gar erschrecklich angrinst. Viele haben den Pudel gesehen und noch heute laufen die Menschen, wenn sie zur Geisterstunde den Ort passiren müssen, eilig vorüber oder machen am liebsten einen Umweg.

179. Der schwarze Hund am Hopfenberge zu Rothwasser.

Nach Schön.

Zwischen Rothwasser und Langenau liegt der sogenannte Hopfenberg; durch ihn führt ein schmaler, hohler Fußweg bis an den Tschirnefluß. Wenn der Fußgänger des Nachts in der zwölften Stunde diesen Weg passirt, so liegt zu gewissen Zeiten an der rechten Seite des Tschirneflusses, da wo der Steg hinüber führt, ein großer, schwarzer, zottiger Hund, der ihm den

Weg streitig macht, indem er sich quer über den Weg legt und ihn mit großen feurigen Augen anglotzt. Nimmt der Wanderer jedoch den Stock in die linke Hand, so steht er auf, macht Platz und begleitet denselben auf der rechten Seite eine weite Strecke durch den Berg, jedoch mit matten, erloschenen Augen, langsam und wie widerstrebend. Auf der Höhe des Berges verschwindet er und Niemand sieht, wo er hingekommen ist.

Die Sage erzählt, es sei der Geist eines Bauern aus Langenau, der ein roher Kerl und Gotteslästerer gewesen, im Tode hätte er kaum ersterben können, und als die Grabebegleiter vom Kirchhofe zurückgekommen, habe er in leibhaftiger Gestalt zum Fenster heraus gesehen, und seitdem so entsetzlich im Hause gespukt und rumort, daß seine Hinterlassenen sich an den einäugigen Scharfrichter von Görlitz um Abhülfe wendeten. Der kam, citirte den Geist, verwandelte ihn in einen Hund und zauberte denselben schließlich in einen Sack, wobei er genöthigt war, den Widerspenstigen tüchtig mit seinem Stocke zu bearbeiten, trug ihn hinaus auf's Dorf und verbannte ihn schließlich an den Hopfenberg.

Anmerk. Vielleicht der einäugige Scharfrichter Kaspar, der Anno 1512 zu Görlitz lebte.

180. Das weiße Pferd auf dem Frauenkirchhofe zu Görlitz.

Mündlich.

Auf dem Frauenkirchhofe in Görlitz zeigt sich zuweilen und zwar an einer bestimmten Gruft ein weißes Pferd. In jener Gruft fand man einst die verschütteten Gebeine eines Pferdes, und die Leute sagen, es rühre aus den Kriegszeiten her, da habe einmal ein russischer Kosak sein Pferd auf dem Kirchhofe weiden lassen. Das arme Thier verirrte sich in die Gruft, stürzte hinab und mußte elendiglich umkommen. Damals glaubte alle Welt, das Thier sei davon gelaufen oder gestohlen worden.

Anmerk. Ob und wie diese Sage in Beziehung steht zu der alten Sitte, bei der Einweihung eines Todtenackers zuerst ein lebendiges Pferd (Odin's Todtenroß oder das Todtenpferd der Unterweltsgöttin Hel, die auch Pferdejungfrau, Glitnis gna hieß) zu verscharren, sei dahin gestellt. Vergl. Grimm, Mythol. S. 804.

181. Der Alex zu Horka.

N. L. Magazin 1839 S. 359.

In einer alten Kammer in der Kirche zu Horka findet sich ein altes, roh aus Holz geschnitztes Heiligenbild, sitzend, das Haupt mit der Hand stützend, dem Alt und Jung den unerklärlichen Namen „Alex" beilegen. Dieses Bild ist ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens für Viele. Einst ging eine Magd des Kantors, um Gras auf dem Kirchhofe zu schneiden, vor jener dunklen Kammer, in der sich das gefürchtete Bild befindet, vorüber. Leichtsinn und Uebermuth verleiteten sie zu der verwegenen Aufforderung:

„Alex, komm, hilf Gras schneiden!“ Urplötzlich bekommt sie von unsichtbarer Hand eine sehr fühlbare Züchtigung.

In einer stürmischen Nacht um die Zeit der Geisterstunde sah einst der Nachtwächter die verrufene Gestalt am Kirchhofthore.

Anmerk. Der Name Alex scheint schier unerklärlich. Holscher im N. L. M. vermuthet dahinter einen heiligen Alexius. Dem scheint aber zu widersprechen, daß das Bild einst auf der Flucht von der Kirche betroffen wurde. Dies ist ein entschieden heidnischer Zug.

Wie wenn es eine Erinnerung wäre an jene unbekannte Gottheit der Semnonen, von der Tacitus sagt: numini nomen Alcis (sing. nach Grimm alx) Germ. c. 43? Diese dunkle Stelle läßt zwei Erklärungen zu. Erstens: numen bezieht sich auf eine wirkliche persönlich gedachte Gottheit. Dafür spricht, daß Tacitus dieselbe mit dem Dioskurenpaare Castor und Pollux vergleicht. Zweitens: numen bezieht sich auf den heiligen Hain, althochd. alhs, der selber wie eine Gottheit verehrt wurde, und der Vergleich des Tacitus beruht auf einem Irrthume. (So Grimm.)

Zu der ersten Meinung wäre anzuführen: al ist die allgemeine Stammsilbe für ein hohes Heiligthum, Altar, Tempel, heiliger Hain. Die Urbedeutung der Silbe al ist die der Höhe, der älteste Gottesname Elohim ist davon abzuleiten, al = Höhe, el = Kraft, alles Hohe ist stark. Elohim wird übersetzt die Starken oder die Kräfte. Der älteste Gottesdienst war Höhendienst. Die späteren Juden schafften ihn ab, aber die Israeliten behielten ihn bei, daher ist in ihrem Gottesnamen Allah das ursprüngliche, sozusagen noch naturalistische und pantheistische al geblieben. Aber auch durch Hinzutritt des c und resp. x wird die allgemeine Bedeutung specialisirt in die der Kraft. (Vergl. Alcon, Alcmene, Alexander u. s. w.) Alcmene gebar aber allerdings ein Zwillingspaar, Heracles, als Sol invictus auch Alcaios, der Starke genannt, und den Tag darauf den Iphicles. (Dem römischen Geschichtsschreiber lag es freilich nahe, bei einem Zwillingspaar zuvörderst an die Dioskuren zu denken.) Wie wenn dies eine Bestätigung der Nachricht wäre, daß Heracles, d. i. sein Kultus, auch zu den Deutschen gekommen sein soll? (vergl. die Sage von der Isis). Der Singular dürfte weniger auf die Mutter Alcmene, als auf den ältesten Bruder Alcaios zu beziehen sein, aus dessen Namen ein dem Zwillingspaar gemeinsamer sich gebildet hätte; der Alex in unserer Sage kann eine Erinnerung daran sein.

Zu der zweiten von Grimm aufgestellten Meinung vergleiche man unsere Sage No. 1., wo allerdings dem heiligen Semnonenhaine Ehren wie einem persönlichen Gotte erwiesen werden, und die Anmerkung 4. zu der Sage von den Heinchen (No. 42.), wo ausgeführt ist, wie im Worte Hain die Begriffe Wald, Götzenbild, Tod, Zwerg zusammentreffen. Ebenso kann ganz gut im Namen Alex der Begriff des Götzen und des Waldes sich zu einer Anschauung vermischen. Wie die Bernstädter sagen: im Burgsberge liegt ein goldener Hain (Götzenbild), so nennen die Horkaer die von ihnen für ein Götzenbild gehaltene Figur mit jenem uralten Namen Alx oder Alex = alhs = Hain. Diese Erklärung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn nachgewiesen werden kann, daß dieser alte Name in der Lausitz noch anderweitig anzutreffen, und ich bin in der That nicht abgeneigt, die Sage von dem heiligen Haine bei Elster am Elsterflusse dahin zu deuten, daß der Name Elster (wendisch halstrow) eben weiter nichts bedeutet, als heiliger Hain (Vergl. No. 15. und No. 145.).

Eine dritte Spur dieser alten heiligen Wurzel dürfte in den Ortsnamen Oelsa, Langen-Oels, Oehlisch (mit einem alten Opferplatze) und in dem Namen des Oelberges bei Königshain zu suchen sein. Auch das Flüßchen Oelse im Laubaner Kreise hat wohl dieselbe Bedeutung wie die Elstra.

Prof. Dr. Anton hat in einem Schulprogramme ebenfalls eine Erklärung jener dunklen Stelle des Tacitus gegeben. Er erklärt die Gottheit für eine slavische, findet das Zwillingspaar wieder in dem slav. Worte holži, Jünglinge, und in der lithauischen Sage von einem schamaitischen Brüderpaare, welches sein Volk aus der Sklaverei befreite und denselben Namen holzi führte. Den heiligen Hain verlegt Anton ohne eine lokale Berechtigung dazu in die Königshainer Berge. Es käme darauf an, ob die Etymologie einen Zusammenhang des wendischen Wortes und des schamaitischen Namens mit der von Grimm zuerst aufgestellten Bedeutung der Silbe alhs nachweisen könnte.

182. Eine Teufelsdohle besucht die oberlausitzischen Stände.

Gerber S. 394.

Als in Böhmen der dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, hielten die lausitzer Stände eine Zusammenkunft zu Budissin, um zu berathen, wie sich in solchen Kriegsläuften das Land zu verhalten habe. Als sie so dasaßen und sich beriethen, klopfte es an's Fenster, und siehe da, eine Dohle sitzt davor und pickt mit ihrem Schnabel an die Glasscheiben. Als man nun das Fenster geöffnet, ist das wunderliche Thier in das Zimmer gehüpft und hat ganz vernehmlich gekrächzt: „Ihr Herren, was machet ihr da?" ist etliche Male im Zimmer auf- und abgegangen und endlich wieder zum Fenster hinausgeflogen. Die Herren sind gewaltig erschrocken und haben es gleich für eine böse Vorbedeutung genommen.

183. Der verwünschte Hecht in Melaune.

Mündlich.

Beim Burgberge zwischen Döbschütz und Melaune ist ein kleiner Teich. In diesem wohnt ein in einen Hecht verzauberter Prinz. Viele haben den Fisch gesehen. Er ist sehr groß, trägt eine goldene Krone auf dem Haupte und ein goldenes Band um den Hals. Was es mit dem Prinzen für eine Bewandtniß gehabt hat, daß weiß man nicht, aber soviel ist gewiß: Wer sich unterfangen würde, nach dem verwünschten Hechte zu fahnden, dem würde es schlecht bekommen. Vor etwa 20 Jahren haben zwei übermüthige Jägerburschen in einer stillen Mitternacht den Versuch gemacht. Aber ihr Netz wurde plötzlich so schwer, daß sie es nicht mehr bewältigen konnten. Da bekamen sie Angst, ließen das Netz im Stich und liefen davon. Der eine ist drei Tage darauf verstorben. Der andere aber wurde schwer krank und hat Zeit seines Lebens einen Knax davon gehabt. Und aus dem Munde seines leiblichen Bruders ist diese ganze Geschichte.

Anmerk. 1. Die Sage ist sehr kurz, wahrscheinlich unvollständig, aber doch ein merkwürdiger Fund. Auf dem Burgberge zwischen Döbschütz und Melaune soll ja eben das Schloß Meran (Melaune) gelegen haben, das nach seiner Vertreibung 1179 König Wladislav von Böhmen zu seinem Aufenthalte wählte (siehe „das Schloß Meran" im 2. Bande). Ist diese Sage eine dunkle Erinnerung an diesen König? Der Teich erscheint gewissermaßen als das Wahrzeichen und Symbolum der Herrschaft Döbschütz. Der Name Meran ist verwandt mit Mare, Meer, es heißt auch geradezu: das Schloß Meer und die Schild-

sage der Döbschütze (oder Debschitze) erinnert ebenfalls an einen See. Nach Sinapius soll der Name des Geschlechts vom slavischen topin, tauchen, herkommen und das Seeblatt im Wappen ein Andenken an einen kühnen Wasserritt des Ahnherrn sein (siehe die Schildsagen).

2. Nach slavischer Sage verrieth ein redender Hecht das Versteck, wohin der Unhold Kasczej den von ihm geraubten Fischer des Wladimir gebracht hatte (Vollmer, Wörterbuch der Mythologie S. 1029). In der märkischen Sage spielt ein Hecht den Wahrsager und den Zauberer, indem er einen Bauerburschen mit einer Prinzessin verheirathet (Kuhn, S. 270). In einem See in der Eifel sind zwei Hechte, deren Erscheinen allemal den Tod eines Erben des Hauses Ulmen verkündigt (Wolf, deutsche Märchen und Sagen S. 210).

184. Der gebannte und befreite Geist.

Sammlung von Schön No. 67. Msc.

Im sogenannten Grün-Erlicht bei Nieder-Neundorf hat man öfters in den Dreiwochen (Advent) ein Geschrei gehört, auch deutlich die Worte vernommen: „Hülfe, ach helft doch.“ Viele Leute sind mit Laternen und Stangen hinausgezogen, allein von der bald hier, bald da rufenden Stimme nur vexirt worden. Es haben aber einmal an derselben Stelle ein Paar Bauern Stöcke gerodet und sind dabei unter der Wurzel eines Stockes auf eine hohle Stelle gekommen. Da haben sie weiter gegraben und endlich einen hölzernen Kasten gefunden. Sie ziehen ihn heraus, öffnen ihn und finden darin ein Ei von der Größe eines Gänseeies. Jedoch, wie sie sichs betrachten, zerspringt mit einem Male das Ei und heraus fliegt ein Vogel mit dem Geschrei: „Ich bin befreit, ich bin befreit!“

Anmerk. Bechstein (Thür. Sagen IV. S. 137) erwähnt eines Kobolds, der in einer Schachtel unter einem Birnbaume vergraben war.

185. Der unruhige Geist.

N. L. Magazin 1837 S. 202. O. u. N. L. Chronik S. 111. Gräve S. 94.

Auf den Litschener Teichdämmen steht eine alte hohle Eiche. Bei derselben hörte man öfters ein ängstliches Hülferufen, konnte aber nie etwas sehen. Einst ging ein Mann aus Litschen dort vorbei, und da er beherzt war, antwortete er dem Rufe und fragte, was er helfen solle? Das unsichtbare Gespenst sagte, es sei eine Seele, die nicht zur Ruhe kommen könne, aber er könne sie zur Ruhe bringen. Morgen um 12 Uhr solle er nur mit der ganzen Schule, dem Küster und dem Geistlichen an die hohle Eiche hinziehen, gleich als wollten sie einen Todten mit einem Leichensermone bestatten. Das geschah zwar, aber die Uhren waren alle stehen geblieben und nach der Sonne konnte man sich nicht richten, weil ein trüber Tag war, man verpaßte also die rechte Zeit und kam zu spät an. Da fiel das Gespenst über sie her, hockte einigen auf, warf andere in das Wasser und

Alle ergriffen mit Schrecken die Flucht. Lange Zeit hat es noch alle Abende unter den Fenstern des Bauern gerufen und ihn heraus verlangt, er ist aber nie gekommen, und endlich hat es der Geistliche beschworen und vertrieben. Dieses Gespenst hat, wenn Jemand von 11—12 Uhr mit einer Laterne an der Eiche vorbeigegangen ist, gewöhnlich das Licht darin ausgelöscht; öfters hat es aber auch die Vorübergehenden dadurch zu erschrecken gesucht, daß es eine solche Menge Eicheln abschüttelte, daß man bis an die Knie darin waten mußte. Ist man aber des andern Morgens zur Eiche gekommen, so hat man auch nicht eine einzige Eichel gefunden.

186. Die Saufgespenster.

Frenzel, hist. natur. III. 1453. msc.

Anno 1556 am Sonntage Judica oder dem schwarzen Sonntage hat ein junger Edelmann in unserer Lausitz des Teufels Anfechtungen folgendermaßen erfahren müssen:

Nachdem er mit etwa neun oder zehn anderen jungen Edelleuten in einem nahe gelegenen Dorfe die Kirche besucht, ist er von zweien seiner Kameraden, welche daselbst einen Edelhof besaßen, nebst den andern zum Mittagsmahl geladen worden, wo man denn alsbald angefangen hat, tapfer zu zechen und einander „mit Halben" zuzutrinken. Wie nun unter jungen Leuten solches Zechen selten friedlich endet, so erhob sich auch hier zwischen zweien der Gäste ein Streit um ein Glas Bier, indem der eine dem andern nicht mehr hat wollen (oder können) Bescheid thun, bis sie endlich einander nach den Köpfen griffen und mit Fäusten also traktirten, daß viel Blut geflossen. Da besorgte jener oben erwähnte junge Edelmann, der ein frommer Herr und erst zwanzig Jahre alt gewesen, es möchte mit einem von Beiden ein schlimmes Ende nehmen; und als sie von Neuem anfangen wollten, mit den Fäusten zu fechten, ist das gute Gemüth dazwischen gesprungen, und hat den einen bei Seite genommen und mit ihm den Weg nach seines Vaters Hause eingeschlagen. Zu Hause angekommen, hat der Vater den fremden Gast wohl aufgenommen, ihn zur Tafel geladen und mit dem besten Trunke bewirthet. Nachdem sie nun manch gutes Glas mit einander ausgezecht und sich trefflich berauscht hatten, begiebt sich der Vater mit dem Gaste zu Bette; den Sohn aber, der sich einen allzu steifen Rausch angetrunken hatte und mit dem Kopfe auf der Tafel liegend eingeschlafen war, ließ er daselbst zurück. Er wird wohl aufwachen und sein Bett schon finden, dachte der unbesorgte Vater. Spät in der Nacht weckt den berauschten Junker ein seltsames Rascheln und Rauschen am Fenster. Das kam von lauter kleinen schwarzen spannelangen Männlein, die zum Fenster hereinsteigend bald das ganze Zimmer anfüllten. Der Junker entsetzt sich und will zur Thüre hinaus. Da kommt ihm plötz-

lich ein heller Schein entgegen und an der Thüre steht ein langer Mann mit einem ellenlangen schwarzen Barte und einem großen Lichte in der Hand. Zugleich wird es auch hinter ihm helle, und wie er sich umsieht, ist der ganze Tisch besetzt mit Lichtern, Trinkkannen und Humpen und rings herum setzen sich die kleinen Männlein und werden plötzlich lang und immer länger, und haben große schwarze Bärte und schwarze Mäntel, weiße geschlitzte Wämser und auf dem Kopfe braunschweigische schwarze Hüte mit Hahnenfedern und güldenen Borten, und es will den Junker bedünken, als wären etliche seiner Zechbrüder darunter, mit denen er den ganzen Tag über getrunken. Sie grüßen ihn auch einer nach dem andern, heben die Humpen, trinken und rufen ihm zu, der eine: Hans, es gilt Dir; der andere: Hans thu' Bescheid; ein dritter: Hast Du heut können saufen, Hans, so kannst Du auch jetzt mit uns saufen; ein vierter: Mußt saufen, Hans, oder wir drehen Dir den Hals um. Da fiel der Junker auf die Kniee, hob die Hände auf und wollte beten. Und wie er anfing zu beten, siehe, da stand plötzlich vor ihm ein Mann in einem langen weißen Gewande, mit schönen goldgelben Locken und einem hellen lieblichen Angesichte. Der sprach zu ihm: Hans, trinke nicht mit ihnen, sei standhaft, bete zu Gott dem Herrn im Namen Jesu Christi. Der wird Dein Helfer sein in diesen Nöthen. Da betete der Junker brünstiglich und wo er nicht weiter konnte vor Angst, da half ihm der Mann im weißen Gewande und sprach zu ihm: Du hast heute einen Todtschlag verhindert, darum wird Dir Gott beistehen wider diese Unholde, so Du ihn anrufest; aber thue Buße und lasse ab vom Saufen und Fressen, ermahne auch Deine Gesellen ein Gleiches zu thun. Mit diesen Worten verschwand der Mann im Lichtgewande, und zu ihm traten zwei schwarze Gestalten, ähnlich gekleidet wie die gespenstischen Zechbrüder, nur mit langen schwarzen Pluderhosen, und peinigten ihn, da er jenen Bescheid zu thun sich standhaft weigerte, mit Zwicken, Zerren und Raufen, daß er zu unterschiedlichen Malen laut aufschrie, bis endlich der Hahn krähete und der ganze Spuk urplötzlich mit großem Gepolter verschwand. Als der Junker sich allein sahe und wiederum zu sich kam, kroch er auf allen Vieren zur Thür hinaus, wo er gar kläglich jammernd liegen blieb, bis daß der Vater und das Gesinde von seinem Jammern geweckt aufgestanden sind, und ihn an der Stubenthür liegend gefunden und in sein Bette gebracht haben. Das Gesinde hatte wohl sein Geschrei gehört, aber vermeinet, es sei etwa ein Streit ausgebrochen unter den drei Zechern und gehe sie nichts an. Des andern Tages hat der Junker gebeichtet und das heilige Sakrament genommen, auch seinen Zechbrüdern mitgetheilt, was ihm begegnet, und sie ermahnt, gleich ihm Buße zu thun. Es hat sie aber gedäucht als ein Märlein, Schwank oder Traum, haben ihn nur verlacht und ihr wüstes Leben fortgesetzt. Diese Geschichte hat der Pfarrer des Ortes nachmals mit Bewilligung des Edelmannes öffentlich von

der Kanzel verkündiget: „Jobus Fincelius aber, welcher diese Begebenheit aufgezeichnet und in Druck gegeben hat, versichert, ihm sei sowohl der Name des Junkers als auch der Ort der Begebenheit wohl bekannt.“

187. Der blutende Geist.

Gräve, S. 194.

Als am 6. Juli des Jahres 1698 Heinrich Karl Joachim, Rittmeister auf Sarisch, und Jakob auf Zescha, Gebrüder von Theler bei ihrem Vetter Wolf Ehrenreich von Theler auf Neschwitz, unweit Budissin, bei einem freundschaftlichem Gastmahle waren, erhob sich zwischen diesen erstgenannten Beiden ein Streit über politische Meinungen, welcher so heftig wurde, daß dieselben in ein Nebenzimmer gingen und die Degen zogen. Der Wirth Wolf Ehrenreich, dieses bemerkend, eilte ihnen nach, um Frieden zu stiften, redete zur Sühne und ergriff, sich unter die Kämpfenden werfend, einen Stuhl, wobei er von einem der Zornwüthigen einen Stich erhielt, an dessen Folgen er am andern Tage starb.

Seitdem erscheint zuweilen auf dem alten Schlosse zu Neschwitz im sogenannten Orangenhause während der Mitternachtsstunde der Getödtete als eine bleiche abgehärmte Gestalt voller Blut, welche um das Schloß herum geht und dann mit einem tiefen Seufzer wieder verschwindet.

188. Die nächtlichen Säemänner.

Görlitzer Wegweiser 1834 S. 70.

Es gingen einmal zwei Männer von Moys nach Schönbrunn. Sie hatten sich im Kretscham verspätet, und als sie auf das Feld hinaus kamen, schlug es eben Nachts zwölf Uhr. Da hörte auf einmal der Sturm auf, der bis dahin furchtbar gewüthet hatte, die Wolken zertheilten sich und der Mond trat leuchtend hervor. Da erblickten sie etwas ganz Sonderbares. Zwei Säemänner in weißen Kleidern schritten rüstig über die Felder hin und säeten fleißig, am Rande des Ackers aber standen zwei volle Säcke Getreide. In dem Wahne, daß diese Säemänner ein Paar überfleißige Landwirthe wären, welche die milde Witterung und den schönen Mondschein zur Bestellung ihres Feldes benutzten, rief einer der Wanderer ihnen zu: „He, Nachbarn, nur nicht zu fleißig!“ Aber er hatte kaum die Worte aus dem Munde, so waren die beiden Säemänner verschwunden. Nur die Säcke standen noch auf dem Raine. Da sagte der eine zum andern: „Bruder, die Kerls sind weggelaufen, wir wollen das Feld vollends besäen.“ Als sie aber zu den Säcken kamen und hinein griffen, zerstoben auch diese in Rauch und Dampf nnd zwei blaue Flämmchen zuckten aus der Erde.

189. Der gespenstische Ochse bei Horka.

N. L. Magazin 1838 S. 385.

Bei Horka ist eine Hügelreihe; welche sich von Westen nach Süden hinzieht und den Namen der Weinberg führt, weil ehemals daselbst ein Schloß gestanden haben soll, wo man Wein geschenkt hat. Weit und breit sind die Leute zu Wein hingegangen und hingefahren, wo es dann geheißen hat: wir fahren auf die horkschen Berge zu Weine. Die horkschen Unterthanen haben auch alljährlich einen gewissen Geldzins, sowie einen gemästeten Ochsen dahin entrichten müssen.

Ein solcher Ochse geht dort noch jetzt um. Der Ochsenknecht vom Schlosse zu Ober-Horka hat ihn noch vor mehren Jahren gesehen, als er gegen Abend die Ochsen hütete. Etliche Abende hinter einander erschien ihm nämlich ein Ochse, von Farbe ganz weiß. Als der Knecht vor Furcht nicht mehr allein austreiben wollte, so ging der Pächter, der Jäger und mehre Andere mit Flinten bewaffnet mit. Da nun der Ochse, wenn man spricht, sich wieder entfernt, so hatte man dem Ochsenknechte gesagt: „Wenn der Ochse kommt, so laß nur die Peitsche fallen.“ Dies geschieht; als aber die übrigen keinen Ochsen sehen, so fragt der eine Begleiter, wo denn der Ochse wäre? — „Dort kehrt er wieder um, und geht jetzt gerade über die Brücke weg,“ antwortete der Knecht. Sie mußten also unverrichteter Sache nach Hause gehen.

Anmerk. Wohin mußten die horkschen Bauern den Ochsenzins entrichten? Nach dem Berge? Sollte dort je ein Schloß mit einer Weinschänke gestanden haben? und wie hängt der Ochsenzins damit zusammen? War vielleicht dieser Berg ein Opferberg, der Ochse ein Opferstier? Darauf deutet auch seine weiße Farbe.

Im Mannsfeldischen versammeln sich die Bauern auf einem Bierhügel, um ein Tanzfest zu feiern und dabei eine Tonne Bier zu trinken. Thäten sie das nicht, so heißt es, würde die Obrigkeit den Zehnten und noch dazu ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Bläße fordern (Neue Mittheilungen des Thür. Sächs. Vereins V. 2. 130 ff.).

Wie hier der dem Gotte geweihte weiße Stier, so spukt auf dem Löbauer Berge ein weißes Pferd.

190. Das Galgengespenst bei Löbau.

Perett S. 61. Gräße S. 592.

Zur Nachtzeit kommt zuweilen in der Nähe des Galgens auf dem Löbauer Berge auf der Straße nach Bernstadt eine weiße Gestalt aus den Sträuchern und neckt und verfolgt die späten Wanderer, ja sie versucht sie sogar festzuhalten. Eine Frau ward vor einigen Jahren von diesem unheimlichen Galgengespenste verfolgt und beim Mantel ergriffen. Glücklicherweise läßt es sich nur selten sehen, gewöhnlich im Herbste.

191. Ein schwarzer Mann erscheint zwei Marktleuten.

Frenzel, hist. natur. III. 1492. msc.

Anno 1669 am 7. April, am schwarzen Sonntage des Abends in der neunten Stunde, gehet Christian Lehmann, Kramer, und Martin Möller, Schuster zu Budissin, vom Taubenheimer Markte heimwärts. Der letztere war ein versoffener Bruder und einer der greulichsten Flucher zu seiner Zeit. Als sie beide in der Nähe von Postwitz sind, kommt ein schwarzes Gespenst mit feurigen Augen und rings von Rauch umgeben querfeldein ihnen entgegen. Es hat sie auch gedäucht, als sähen sie nichts denn eitel Wasser vor sich, da doch in jener Gegend sonst keines ist. Da sind sie beide in großen Schrecken gerathen, aber doch ihres Weges fürbaß gegangen. Martin Möller nimmt sein Messer aus dem Schubsack und wirft's weg, damit er sich keinen Schaden thue. Lehmann aber hebt an zu singen: Ach bleib' bei uns Herr Jesu Christ; fährt fort: Gott der Vater wohn' uns bei, und schließt mit dem Verse: Auf meinen lieben Gott trau' ich in aller Noth. Als sie nun unter dem Gesange an dem Gespenste vorbei geeilt und dasselbe einen Steinwurf weit überholt, sehen sich die Beiden um und werden gewahr, daß Alles wie lauter Funken aus einander fährt und verschwindet, haben auch hernach nichts mehr gemerkt.

Anmerk. Der Chronist deutet das Wegwerfen des Messers falsch. Er weiß nicht, daß das Eisen eine Dämonen überwindende Kraft hat. Nicht nur gilt dies von den Wassergeistern, sondern auch von Luft- und Feuergeistern. Messer in die Luft geschleudert kommen blutig zurück und vertreiben nach der Meinung der Wenden noch heute das Gewitter. Uebrigens gilt überall in der Lausitz das Lied: „Gott der Vater wohn' uns bei" als Talisman gegen böse Geister; Viele singen es, wenn der Nachtjäger vorbeizieht.

192. Der todte Junge bei Droskau.

N. L. Magazin 1839 S. 359.

Zwischen Laubnitz und Droskau im Sorauer Kreise hütete in einem Busche ein Junge die Kühe. Nach Weise der Hirten machte er sich ein Feuer an und legte sich auf die nicht weit davon entfernte Holzklafter. Der Junge schlief ein und das Feuer griff weiter um sich; es währte nicht lange, so stand die Klafter in Flammen und der Knabe verbrannte. Seit dieser Zeit sieht man an jener Stelle oft ein helles Feuer auflodern; geht man näher hinzu, so ist es weg. Dann sagen die Leute: der todte Junge hat wieder gebrannt, was wird's nur zu bedeuten haben?

Anmerk. Todter Junge und todter Mann sind sonst Bezeichnungen für den Holz- und Reiserhaufen, den die Leute nach altheidnischer Sitte (genannt „das Reiserlegen") dort nach und nach errichten, wo einer umgekommen ist, indem jeder Vorübergehende einen Zweig dazu wirft. Ein solcher Haufen hat vielleicht einmal gebrannt und so diese Sage veranlaßt.

193. Die tanzenden Steinmänner in Königshain.

Gräve S. 109. Mündlich.

Auf den Königshainer Bergen steigen in der Johannisnacht wunderliche Gestalten, vom Volke Steinmänner genannt, aus der Erde herauf, versammeln sich rings auf den Berggipfeln und springen dann von Stein zu Stein, bis sie alle auf der Platte des Todtensteins zusammen kommen und, paarweise gereiht, feierliche Tänze aufführen bis zum grauenden Morgen. Wenn ein Mensch sie tanzen sieht, so bedeutet's ihm und seiner ganzen Verwandtschaft den Tod.

Anmerk. Entweder eine Reminiscenz an die Opfertänze der Heiden oder eine Art Todtentanz. Der Schauplatz ist ein Heidenkirchhof. Der Name Steinmänner bedeutet nicht, daß sie von Stein sind, sondern zu den Göttersteinen der Königshainer Berge gehören. In vielen Gegenden kann man in der Johannisnacht auf dem Kirchhofe einen Leichenzug von allen denen sehen, die im Laufe des Jahres sterben. Hier ist der Schauplatz ein Heidenkirchhof und die Tänzer sind die Geister der dort begrabenen Heiden oder ihrer Priester.

194. Der Reiter ohne Kopf bei Görlitz.

Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4. Msc.

Auf dem Wege zwischen Görlitz und Hennersdorf ist es nicht geheuer. In dunklen Nächten treibt daselbst ein gespenstischer Reiter sein Wesen, der im Galopp vorüber sausend den einsamen Wanderer erschreckt; aber das Schrecklichste ist, daß er keinen Kopf hat. Dieser kopflose Reiter war bei Lebzeiten ein Görlitzer Gerbermeister, ein Flucher, Säufer und Gotteslästerer, der ein wüstes Leben führte und allgemein gefürchtet und verabscheut wurde. Als er einst voll von Wein nach Hause ritt, stürzte er bei dem Vorwerke No. 1020. vom Pferde, brach das Genick und gab unter schrecklichem Fluchen den Geist auf.

195. Der spukende Böttchergeselle bei Görlitz.

Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4. Msc.

Am Fußsteige von Görlitz nach Hennersdorf, 400 Schritt von der Tischbrücke stehen zwei Eichen, die sind verhext, so daß viele Leute sich scheuen, zur Nachtzeit da vorüber zu gehen. Viele sind daselbst von unsichtbarer Hand in der Irre herumgeführt worden, so daß sie sich erst nach Stunden wieder zurechtfinden konnten. Die Pferde scheuen oft an dieser Stelle und der Reiter thut gut, abzusteigen und sein Pferd behutsam vorüberzuführen. Das Alles kommt von einem ersäuften Böttchergesellen, dessen Geist keine Ruhe hat.

Eine Botenfrau aus Görlitz erzählte, daß sie ihn deutlich gesehen habe, und daß er vor ihren sichtlichen Augen im Graben verschwunden sei. Bei Lebzeiten war der Spukgeist ein fleißiger und ordentlicher Böttchergeselle, der

bei einem Görlitzer Meister in Arbeit stand und sich viel Geld verdiente, weil Niemand so schöne Arbeit liefern konnte als er. Da er aber uneins wurde mit seinem Meister, kündigte er diesem die Arbeit auf und wollte von ihm das Geld, das er ihm „zur Aufbewahrung" gegeben, zurück haben. Aber sein Besitzthum war längst von dem liederlichen Meister durchgebracht worden. Um sich seiner zu entledigen, bewog ihn eines Tages der Meister, mit ihm einen Spaziergang nach Hennersdorf zu machen, und stieß ihn in der Nähe der beiden Eichen in die Neiße, daß der arme Bursche schmählich ertrinken mußte.

196. Der ruhelose Geist in Görlitz.

O. u. N. L. Chronik S. 111. Bresl. Handschrift No. 10.

Am linken Ufer der Neiße, wo sie Görlitz von seiner Vorstadt trennt, stehen noch die Ruinen eines Kastells. Dieses Festungswerk, Ochsenkopf genannt, (ob von seiner Stärke oder seiner ovalen Gestalt?) diente ehemals zur Vertheidigung der Stadt und zum besonderen Schutze der Neißbrücke, nebenbei wurde es aber auch zur Marterkammer benutzt, die bei der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung des Mittelalters nirgends fehlen durfte. Auch dieses Gebäude ist der Schauplatz gar vieler geheimer ruchloser Schandthaten gewesen und war angefüllt mit all den Marterwerkzeugen jener rohen Zeit. Unter andern berichtet die Sage, daß die Seele eines dieser unschuldig Gemarterten ruhelos allnächtlich in der Geisterstunde im Kastell umherwandele und alle seine Bewohner in Furcht und Grauen versetze. Viele haben jenen Geist in Gestalt eines Flämmchens zwischen den Zinnen sitzen gesehen.

197. Das Militärgespenst in Budissin.

Gräve S. 177.

Im Jahre 1734 reiste Herr von Schmiedel, lustiger Rath Friedrich August's II., durch Budissin. Als er bei der Wohnung des damaligen Platzkommandanten Oberst von Schmiskal, welcher in der Korngasse (No. 262.) wohnte, vorüberkam, sah derselbe zufällig zum Fenster heraus. Da rief ihm Schmiedel scherzhaft zu: „Nun warte, warte! Dich werden sie auch bald beim Schlaffitchen (Schlagfittig) nehmen!" Schmiskal, der sich mehrer Ungerechtigkeiten und Unterschleife bewußt war, erschrak, denn er hielt dies für eine Warnung und erschoß sich bald darauf aus Furcht vor einer Untersuchung. In der Nacht seines Todestages spukt sein Geist im Hause umher, schreitet in voller Uniform den Saal entlang und verschwindet mit furchtbarem Gepolter.

198. Das Abenteuer des Fähndrich's Sinclaire auf dem Beitscher Berge.

Gräve, S. 180.

Es war im Jahre 1706. Karl XII. von Schweden hielt seinen siegreichen Durchzug durch Sachsen und seine Soldaten überschwemmten das

ganze Land. Durch die Niederlausitz marschirte das Regiment Kronemann und eine Abtheilung rückte eines Tages in die Herrschaft Pförten ein, um einen Rasttag zu halten. Bei dieser Abtheilung befand sich auch ein junger Fähndrich aus einer alten irischen Familie, dessen Väter schon seit Jahrhunderten den schwedischen Fahnen gefolgt waren. Sein Name war Malcolm Sinclaire. Als derselbe nun am Rasttage müßig die Gegend durchstreifte, da kam er auch an den Beitscher Berg, der ihm seiner schönen Aussicht wegen wohl gefiel, so daß er bald beschloß, die kommende Nacht, es war herrliches Septemberwetter, auf dem Berge zuzubringen. Gesagt, gethan. Er läßt sich einige Lebensmittel, seinen Mantel, Degen und Pistolen bringen und besteigt in der zehnten Stunde den Berg. Der Mond warf sein magisches Licht auf die umliegenden Fluren und der Fähndrich, auf dem Rücken des Berges hin- und herwandelnd, ergötzte sich an dem einfachen Schauspiele und seinem selbstgewählten, einsamen Wachtposten. Es mochten Heimathserinnerungen durch seine jugendliche Seele ziehen. Denn Nordlands Krieger haben einen schwärmerischen Zug und lieben die Poesie des Mondes, und die Soldat gewesen sind, die wissen, wie ein einsam verlebter Rasttag im fremden Lande manchmal lange schlummernde Gefühle plötzlich aufweckt und unauslöschlich im Gedächtniß steht.

Plötzlich — im fernen Dorfe hatte die Uhr eilf geschlagen — weckte ein seltsames Geräusch auf der einen Seite des Berges unseren Fähndrich aus seinen Träumen. Er horcht auf — das Geräusch bleibt dasselbe. Schnell gefaßt versichert er sich seiner Waffen und nähert sich, von Gebüsch zu Gebüsch schleichend, vorsichtig dem Abhange des Berges. Was findet er? Eine große Höhle, die er am Tage nicht gesehen, thut sich vor ihm auf, in deren Hintergrunde eine lange Reihe von Kriegern in dem Kostüm des dreißigjährigen Krieges, um eine mit Speis' und Trank wohlbesetzte Tafel gelagert, große Becher von Hand zu Hand gehen lassen. Unerschrocken tritt der Jüngling näher — er erkennt das kostbarste Silber- und Goldgeschirr, er erkennt die gelbe Feldbinde, die schwedische Montur, ja es sind Landsleute, in Deutschland gefallene Schweden des vorigen Jahrhunderts.

Schweigend verharrt der zugleich erfreute und betroffene Fähndrich in ruhiger Stellung. Da erhebt sich eine hohe, ehrwürdige Gestalt aus der Reihe der Zecher, tritt vor ihn hin, läßt sein Auge lange mit festem Blicke auf den Zügen des unerschrockenen Jünglings ruhn, erhebt einen großen mit Wein gefüllten Pokal und reicht ihn dem Fähndrich zum Trunke. Er nimmt den Becher, setzt an, aber ihn schaudert vor dem Weine, den abgeschiedene Geister trinken, und langsam läßt er den Inhalt des Bechers über seine Achsel laufen. Da ist mit einem Male Zecher und Zechtisch, Höhle und Alles verschwunden und der Fähndrich steht betäubt vor Schreck auf der Stelle, wo

er Anfangs das Geräusch vernommen. Nur der Becher in seiner Hand sagt ihm, daß er das Alles wirklich erlebte.

Als er den andern Morgen in seinem Quartiere erwachte, bemerkte Sinclaire, daß der vergossene Wein, dort wo er die Wolle der Montur getroffen, dieselbe zerfressen hatte, und pries sich glücklich, den Trunk nicht gethan zu haben.

Aber als er den Becher, der von reinem Silber und stark vergoldet war, näher untersucht, da findet er, daß derselbe das Sinclaire'sche Wappen trägt und liest mit Schrecken auf einem am Fuße des Bechers befindlichen Pergamentzettel die Worte:

„Vaeh tibi, cruenta morte misere peribis 1739."

Wehe Dir, Du wirst im Jahre 1739 elendiglich eines blutigen Todes sterben. Jetzt erkannte Sinclaire, daß der Geist eines Ahnen aus des großen Gustav Heere ihn, seinen Enkel, vor seinem traurigen Tode hatte warnen wollen. —

Der Krieg war längst beendigt, Karl XII. hatte seinen Tod vor Friedrichshall gefunden und der nunmehr zum Major beförderte Malcolm Sinclaire lebte friedlich am Hofe zu Stockholm. Das Jahr 1739 kam heran. Da erhielt eines Tages Sinclaire von der schwedischen Regierung den Auftrag, einen Subsidientraktat mit der Pforte abzuschließen und die Schuldscheine des verstorbenen Königs in Empfang zu nehmen. Auf der Rückreise von Konstantinopel mußte er wiederum die Niederlausitz passiren, wo ihm einst jene unheimliche Prophezeihung geworden war. Da ward er am 17. Juni des Jahres 1739 zwischen Naumburg und Christianstadt gräßlich ermordet gefunden.

Anmerk. Der Herzog Biron von Kurland, die Grafen Münnich und Ostermann waren Anstifter dieses Mordes. Die Vollstrecker desselben: Hauptmann Küttler, Lieutenant Lesawitzky und fünf Unteroffiziere. Man nahm ihm Alles ab, sendete es jedoch in einem Beutel versiegelt nach Stockholm. Siehe Briefe eines schwed. Offiziers, Görlitz bei Anton 1811 II. S. 233. Europ. Annalen 11 Stück v. J. 1806 No. 1.

199. Die Erscheinung des verstorbenen Eheherrn.

Gräve S. 81.

Im Jahre 1683 besuchte eine Gräfin Truchseß ihre Freundin, die Frau von Gersdorff auf Baruth, um daselbst das Ende des Sommers zuzubringen. Der Gemahl der ersteren befand sich damals als österreichischer Offizier im Feldzuge gegen die Türken. Am zwölften September des Jahres wurde bekanntlich Wien entsetzt, und dieses wichtige Ereigniß überall, wohin die Kunde davon gelangte, mit Dankgebeten und Freudenfesten gefeiert. So geschah es auch einige Tage nach dem Siege auf dem Schlosse zu Baruth. Da trat am hellen Tage ein österreichischer Krieger in's Tafelzimmer und stellte sich

hinter den Stuhl der Gräfin. Diese sich umwendend erkennt mit freudigem Erschrecken ihren Gemahl: „Graf Truchseß!“ ruft sie aus, springt auf, um ihn zu umarmen. Allein — verschwunden war der Ritter. — Man hielt es anfänglich für einen Scherz, womit er seine Gattin habe necken wollen, und durchsuchte das ganze Schloß, aber ohne ihn zu finden. —

Die Gräfin wurde nach langem vergeblichen Harren gefährlich krank. Nach mehren Tagen traf die Nachricht ein, daß Graf Truchseß im Gefecht einen tödtlichen Säbelhieb in den Schädel erhalten, an dessen Folgen er — und zwar an dem Tage und zur Stunde dieser Erscheinung — gestorben sei. Ein Gemälde im Baruther Schlosse, das noch vor sechszig Jahren daselbst zu sehen war, trug dieses Ereigniß auf die Nachwelt. Es stellt eine Gesellschaft von Damen und Herren im Kostüm des 17. Jahrhunderts dar, welche um eine reich besetzte Tafel sitzt. Ein österreichischer Krieger mit sonnverbranntem Gesicht beugt sich über den Stuhl einer schönen noch jugendlichen Frau, auf deren Antlitz der Ausdruck freudigen Erschreckens unverkennbar ist.

200. Wiederkehr eines todten Pfarrers.

Mündlich.

Christoph Cato war einer von den evangelischen Geistlichen, welche in der Zeit der Jesuitenverfolgungen aus Schlesien vertrieben in den sächsischen Landen Zuflucht und Anstellung suchten; 1635 Pfarrer zu Sirgwitz, 1641 Diakon in Löwenberg und dort von der furchtbaren Reformations-Kommission schon 1642 verabschiedet, gelangte er 1654 zum Pfarramte in dem oberlausitzischen Kirchspiel Schönbrunn. Ehe er am zwölften September 1665 starb, hatte er eine lange Unterredung mit seinem erwachsenen Sohne, der ebenfalls Christoph hieß, und nach Beendigung seiner Studien als Wittenberger Magister und Kandidat des Predigtamtes sich bei dem Vater aufhielt. Den Inhalt des Gespräches weiß man nicht; nur soviel ist bekannt, daß der Vater den Sohn, welcher in der Schönbrunner Gemeinde sehr beliebt war, zu dem Entschlusse zu bewegen suchte, nicht sein Nachfolger zu werden, und ernstlich in ihn drang, ihm vor seinem Tode zu versprechen, wenn man ihm das Amt antragen würde, es nicht anzunehmen. Nach langem Sträuben entschloß sich auch der Sohn, dem sterbenden Vater die Hand darauf zu geben.

Der alte Pfarrer starb und ward begraben. Sofort machte die Gemeinde dem Sohne den Antrag zur Uebernahme des erledigten Amtes. Dieser sträubte sich zwar Anfangs dagegen, und machte allerlei Umstände und Ausflüchte; allein da er von allen Seiten immer mehr bestürmt wurde, gab er endlich sein Jawort. Er mochte wohl denken: Es ist ja recht besehen doch nur eine Grille des Alten gewesen, daß ich nicht sein Nachfolger werden

sollte, ich habe ihm nur das Versprechen gegeben, damit er ruhig sterben möchte, und es wird ja wohl nichts auf sich haben, wenn ich in diesem Falle mein Wort breche. Aber weit gefehlt; das Wort, dem Sterbenden gegeben, muß den Hinterbliebenen stets heilig sein. Hört, was geschah. Des nächsten Sonntages, nachdem Cato, der Sohn, Gottesdienst gehalten und in der Predigt der Gemeinde seinen Entschluß kund gethan hatte, ihr Pfarrer zu werden, und er dann spät Abends dem Ereignisse des Tages in des Vaters Studirstube nachdenkt, stürzt auf einmal die alte Pfarrmagd herein und spricht athemlos: „Ach, Herr Magister, kommen Sie nur herunter, der Herr Vater ist wieder da, er sitzt unten vor der Hausthüre.“ Der Sohn erschrickt, macht sich aber sogleich auf, schreitet die Treppe hinunter und tritt in die Hausthür. Richtig, da sitzt der Verstorbene, wie sie ihn in's Grab gelegt, angethan mit seinem geistlichen Gewande, in der Laube an seiner alten Stelle, von wo aus er immer so gern der untergehenden Sonne nachgeschaut, und winkt dem Sohne, sich neben ihn zu setzen. Der thut's auch ungescheut und sie reden mit einander. Was das gewesen, weiß Niemand; denn der Magister hat nie es irgend einem Menschen vertraut und die lauschende Magd konnte kein Wort verstehen. Darauf erhob sich der Alte, ging über den Hof durch das Thor, welches sich von selbst öffnete und schloß, auf den Kirchhof zurück und verschwand an seinem Grabe. Das konnte die alte Hanne ganz deutlich sehen, während der Magister, der sogleich aufgestanden war, nachdenklich wieder hinauf in die Studirstube schritt. Des anderen Morgens in aller Frühe ließ er den Schulzen kommen und erklärte ihm, es wären Umstände eingetreten, die es ihm unmöglich machten, das ihm angetragene Amt anzunehmen, er möge dies der Gemeinde bekannt machen. Dann zog er sich seinen Magisterrock an, ließ sich auf dem Hofe bei dem gnädigen Herrn anmelden und gab gegen ihn dieselbe Erklärung ab. Der aber wollte die Entsagung nicht annehmen, machte ihm alle möglichen Vorstellungen und entließ ihn endlich mit den Worten; „Lieber Magister, überlegen Sie sich's noch einmal recht reiflich! ich nehme Ihre Erklärung vor der Hand als nicht geschehen an.“ Als nun der Magister vom Herrenhofe kam, da wußte es schon das ganze Dorf, daß er nicht bleiben wolle, und Alt und Jung trat ihm in den Weg, begleitete ihn auf den Pfarrhof und bat ihn flehentlich und mit Thränen, daß er doch die Gemeinde nicht verlassen wolle. Wer hätte diesem Andrange widerstehen können?

Der tiefbewegte Magister schickte die guten Leute endlich mit der Aeußerung fort, daß er sich's noch einmal überlegen wolle. Nächsten Sonntag predigte er wieder, that aber gegen die Gemeinde keine Aeußerung wegen seines Dableibens oder Wegganges. Abends genau um zehn Uhr, wie vor acht Tagen, saß der verstorbene Pfarrer wieder in der Laube, und wieder kam die alte Hanne und sagte es dem Sohne an, und der ging hinunter

und redete mit dem Vater wohl eine halbe Stunde lang, worauf dieser auf den Kirchhof zurückging und verschwand. Die ganze Woche lang konnte der Magister zu keinem festen Entschlusse kommen; denn die Liebesbeweise der Gemeinde häuften sich und die Pfarrstelle ist eine der besten in der Gegend. Aber nachdem die Erscheinung sich noch einmal wiederholt hatte, folgte er der ernstlichen Mahnung und hielt das seinem Vater gegebene Wort, indem er die Nichtannahme des Amtes bestimmt erklärte. Nun hatte der Geist seine Ruhe und die Erscheinungen hörten auf.

Anmerk. Die Sage stimmt nicht ganz mit der Geschichte. Nach Otto (Lexikon der oberlaus. Schriftsteller und Künstler I. 167.) war Cato der Jüngere siebenzehn Jahre Pfarrer von Schönbrunn, ehe er das Primariat in Löbau antrat, wo er im Jahre 1699 starb. Er hatte die Gewohnheit, die Hauptsätze seiner Vorträge in Reime zu bringen, und wir besitzen von ihm mehre dergleichen gedruckte Leichenpredigten; z. B.: Herzlich verliebtes und schmerzlich betrübtes Vorbild, wie Eltern sich von Herzen grämen, wenn ihre Kinder Abschied nehmen. — Die aus Gottes Gnad und Rath hocherbaute Gottesstadt. — Der alte Vater Abraham vom Schubartischen Stamm, wie er in seinem Amte bestehet, wie es ihm in demselben ergehet, wie er von Jesu wird erhöhet.

201. Das versunkene Schloß bei Wittichenau.

N. L. Magazin 1837 S. 202. O. u. N. L. Chronik S. 110. Gräve S. 94.

Am Fußwege von Wittichenau nach Dubrig hat einst ein Schloß gestanden. Wegen der Bosheit, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit der Besitzer ist es versunken Noch sieht man den Wallgraben und daneben ein Feld. Auch vernimmt der bei nächtlicher Weile vorbei eilende Wanderer nicht selten Geheul und Wehklagen, und sieht Gestalten aus der Erde auftauchen und schnell wieder verschwinden.

202. Das versunkene Schloß bei Kosel.

Sammlung von Schön. No. 16. Msc.

An dem Fußsteige, welcher von Trebus nach Kosel führt, ist hinter dem Busche ein Sumpf. Wenn man in stillen Nächten dort vorüber geht, vernimmt man nicht selten ein leises melodisches Singen und Klingen. Horcht man genauer hin, so kann man deutlich die schrillenden Töne der wendischen Geige und der Tarakawa unterscheiden, welche den Gesang eines bekannten wendischen Tanzliedes begleiten. Diese Nachtmusik rührt von den Geistern einer lustigen Gesellschaft her, welche dort mitten in ihrem wüsten Jubel einst versank. Denn an der Stelle stand vor Zeiten ein schönes, großes Schloß, in welchem ein Raubritter hausete, welcher nicht blos nach den Kaufmannsgütern der ehrsamen Bürger in den Sechsstädten Verlangen trug, sondern auch nach ihren schönen Töchtern lüstern war. Stets hielt er eine

Anzahl derselben gefangen und belustigte sich mit ihnen durch Gesang, Spiel und Tanz und andern Kurzweil.

Eines Tages ging es auf der Burg wieder einmal recht wild und lustig zu. Trunkenen Muthes kannten der Junker wie seine Zechgenossen kein Maaß noch Ziel ihrer fleischlichen Lust. Alles drehte sich mit den Buhldirnen in üppigen Tänzen unter Kosen und Scherzen im Saale umher. Da zog ein schweres Gewitter am Himmel herauf; die wilde Gesellschaft aber achtete dessen nicht. Unter Donner und Blitz sank das Schloß langsam immer tiefer und tiefer; aber lauter nur tönte die Musik und wilder rasete der Tanz. Als das erste Stockwerk schon in der Erde stand, sprangen sie jauchzend in's zweite hinauf, als auch dieses nicht mehr gesehen ward, diente der Boden zum Tanzsaal. So tanzten und sangen und jauchzten sie fort, bis die Erde sich über ihnen schloß und ein Sumpf die Schandstätte zudeckte.

203. Die versunkenen Menschen.

Sammlung von Schön No. 39. Msc.

An der Straße von Neundorf nach Kaltwasser und Krauscha befindet sich am Eingange in den Busch ein runder, gleich einem Kessel gestalteter, sehr tiefer Brunnen, welcher ehemals von bedeutendem Umfange gewesen und Kesselbrunnen genannt wird. Schon mehren Personen sind daselbst verschiedene Spukgestalten, weiße Frauen in sogenannten Schobehüteln, Hunde, sowohl am Tage als auch in der Dunkelheit erschienen, aber gleich wieder verschwunden, so daß kein Mensch gewußt, wo sie hingekommen sind. Die Sage erzählt: ein reisender vornehmer Herr sei an dieser Stelle mit Wagen, vier Perden und Hunden versunken, ohne daß er hätte gerettet werden können; denn die Stelle ist ein sogenanntes Schunkel- oder Schaukelbett gewesen und hat sich gleich wieder über dem Hineingefallenen geschlossen.

Anmerk. Der Geiersberg bei Rengersdorf soll ebenfalls eine solche sumpfige Stelle haben, in der einstmals ein vornehmer Herr mit seinem vierspännigen Wagen versunken sei.

204. Die spukenden Kugeln.

Breslauer Handschrift No. 6.

Auf dem grünen Graben vor dem Reichenbacher Thore in Görlitz stand bis vor Kurzem eine noch wohl erhaltene Bastei, welche zu einem Magazine benutzt wurde. Einst im dreißigjährigen Kriege, da der schwedische Oberst Wanke die Stadt besetzt hielt und die Sachsen sie einnehmen wollten, ward um sie blutig gestritten. Unter dieser Bastei soll sich ein Keller befinden, darin liegen zwei ungeheure steinerne Kugeln, die werden in gewissen Nächten von unsichtbaren Händen wie Spielbälle umhergeschleudert, so daß von dem Getöse der Thurm erzittert und die ganze Nachbarschaft aus dem Schlafe aufschrickt.

205. Spuk in Rieda.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 803. msc.

Im Jahre 1687 hat sich im Dorfe Rieda in dem alten Kaplanhause, so zur Pfarre gehört und darin dazumal fromme Schustersleute gewohnt, am einundzwanzigsten November und in den folgenden Tagen und Nächten ein greuliches Gespenst hören lassen, hat den Leuten die Mütze vom Kopf, des Schusters Töchterlein die Weife aus der Hand geschlagen, mit den Thüren geschmissen, ob man gleich dieselbigen mit Stricken angebunden, in Stuben, Kellern, Boden rumoret, Kisten und Kasten unter einander geworfen, dem Schuster das Leder umhergestreuet und keinen Menschen in Ruhe gelassen. Der Schuster hat einen Zettel mit dem Namen Jesu an die Thüre geheftet, den hat's über Nacht zerrissen, und ob man gleich nichts gesehen, hat der Lärm neun Tage und Nächte lang gedauert, bis das Gespenst von selbst aufgehört.

Anmerk. Aehnliche Spukgeschichten, wo rumort und gepoltert, gequält und geneckt wird, ohne daß man etwas sieht, giebt es in den Chroniken aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte unzählige. Z. B. schreibt Haberkorn in seiner Chronik von Kamenz (S. 860): „Den siebenten Dezember Anno 1607 hat in der Obermühle zu Kamenz ein Kobold mit Werfen und Schlagen viel Schaden gethan, also daß etliche Wochen die Mühle wüste gelegen hat, weil Niemand darinnen hat mahlen dürfen.

206. Der Futterschneider und die unheimlichen Gäste.

Frenzel, hist. natur. III. 1443. msc.

Anno 1554 ist das Sprichwort wahr befunden worden: Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt wohl ungebeten oder läßt sich gar leicht erbitten.

Ein Futterschneider zu Budissin, wohnhaft in der sogenannten A—kerbe vor der äußersten Lauengasse, dessen Ehefrau eine Schleierweberin gewesen, ist am dreizehnten September zur Kirmeß nach Doberschütz gegangen, wo man dazumal gutes Bischofswerder Bier schenkte, hat sich daselbst weidlich bezecht und erst spät in der Nacht mit etlichen Gesellen auf den Heimweg begeben. Es sind lustige und beherzte Brüder gewesen, und da ihr Weg sie zufällig am Hochgerichte vorüber geführt, wo gerade vier Gehenkte im Winde gebaumelt und mit den Gebeinen an einander gerasselt haben, sind sie nicht etwa abseits gewichen, sondern vorwitziglich unter den Galgen getreten, um die armen hangenden Sünder zu verspotten. Der Futterschneider vornehmlich bietet ihnen einen guten Abend, fragt höflichst nach ihrem Befinden, nennt sie seine lieben dürren Brüder und ladet sie ein, mit ihm nach Hause zu gehen, er hätte noch einen kalten Braten, den sollten sie ihm verzehren helfen. Darauf wandert die Gesellschaft fort. Der Futterschneider kommt nach Hause. Wen findet er in seiner Stube? Die dürren

Brüder alle viere; da sitzen sie leibhaftig mit ihren Ketten am Halse hinter dem Tische und fordern die versprochene Mahlzeit. Hu, wie erschrak da der gastfreie Futterschneider! wie gerne wäre er die unheimlichen Gäste wieder los geworden! Die aber, nicht faul, erheben sich, reißen das Garn vom Webestuhle, binden ihrem Wirthe die Füße, hängen ihn mit dem Kopfe unten über den Tisch und verschwinden. Sein Geschrei weckt glücklicherweise bald seine Frau und die Nachbarn, welche herbei eilen, ihn aus seiner unbequemen Lage zu erlösen; er hat aber keinen Galgenvogel wieder zu Tische geladen.

Anmerk. Aehnliche Sagen aus Herzogenbusch bei Wolf (D. S. No. 116.) und fast ganz dieselbe, nur von einem Edelmanne, in Simon Grunau's Chronik, Tract. XIX. c. 6. (Kloster XII. S. 424).

207. Die zur Buße vermahnenden Geister.

Frenzel, hist. natur. III. 1445. msc.

Der Teufel weiß sich zuweilen als ein Engel des Lichtes zu stellen, wie er denn in allen Stücken des Herrgottes Affe ist, daher auch etliche Gespenster die Menschen zur Buße und Besserung ihres Lebens ermahnen.

Anno 1602 am dreizehnten August, einem Dinstage, ist in Biesnitz an der Landeskrone dem Voigte auf dasigem Vorwerke, Namens Adam Heinrich, urplötzlich ein Mann in einem weißen glänzenden, enganliegenden Gewande erschienen und hat selbigen aufgefordert, die Leute zur Buße zu ermahnen, ihm auch noch eine weitere Mittheilung gemacht, welche er erst über vierzehn Tagen offenbaren solle. Dieser Mann ist auch nachmals persönlich vor den Bürgermeister der Stadt Görlitz, Bartholomäus Scultetus, gefordert, und in Gegewart des Rathes und des Pastor Primarius Martinus Moller über eine Offenbarung vernommen worden, die er in Betreff der damals üblichen kostbaren Halskragen von jenem Geiste erhalten habe: nämlich die Görlitzer sollten sich solch stolzer und üppiger Kleidertracht enthalten, sonst werde ihnen der Herrgott den Brodkorb höher hängen. Als nun diese Warnung öffentlich verkündigt worden war, da haben sich viele Leute in Görlitz sonderlich vom anderen Geschlechte der stolzen Halskrausen entäußert und schlichte Kräglein umgethan.

208. Ein Mädchen wird durch die Luft geführt.

Frenzel, hist. natur. III. 1492. msc.

Anno 1605 am achten Mai, am Sonntage Cantate, ist Maria Magdalena Räpin von Ebersdorf, drei Meilen von Berlin in der Mark gelegen, wie sie selbst ausgesagt, vom bösen Geiste sechsundzwanzig Meilen weit durch die Lüfte weggeführt und vor der Stadt Görlitz auf Martin Schwegler's Wiese niedergesetzt worden. Den zwanzigsten Mai hat sie George Steinkirch, Leinweber auf dem Töpferberge daselbst, zu sich in

Herberge genommen. Als diese Sache ruchbar geworden, hat jedermann das Frauenzimmer gern sehen wollen, auch ist sie am siebenundzwanzigsten Mai von der Frau Gräfin aus Friedland besuchet worden.

209. Einem Bauerjungen werden die Kleider vom Leibe gerissen.

Frenzel, hist. natur. III. 1492. msc.

Anno 1600 im Juli hat bei Gröditz (in der Nähe von Weißenberg) ein Gespenst einen Bauerjungen übel geplagt und ihm die Kleider vom Halse gerissen, da man doch nichts gesehen hat.

Fünfte Abtheilung:

Zauber-Sagen.

V.

Zaubersagen.

210. Die beiden Zauberer bei Neschwitz.

N. L. Mag. 1838 S. 135. Gräve S. 77.

Zwischen Budissin und Neschwitz ist ein Wäldchen, das war aber einst ein großer Wald mit Bären und Wölfen. Dort haben auch einst zwei heidnische Zauberer gehaust. Die waren sich gegenseitig feind und haßten sich bis auf's Blut. Der eine war ein Herr über die Feuer- und Erdgeister, der andere aber herrschte über die Wassergeister. Die kamen einst in einen heftigen Streit, und der Feuerkönig rief Flammen vom Himmel und aus der Erde, um seinen Feind zu verderben. Aber der Wasserkönig zog herbei die Wolken von oben und die Flüsse und Quellen von unten und die Flammen kämpften mit den Gewässern. Aber sie mußten bald verlöschen; eine ungeheure Ueberschwemmung ersäufte den Wald und den Feuerkönig dazu, und die Fluth war so heftig, daß die großen Felsen nur so hin und her gewälzt wurden. Davon sieht man noch heute die Spuren.

211. Der Zauberer auf dem Teichnitzer Berge.

Nach Gräve S. 52.

Zur Zeit, als das Christenthum erst kleine Wurzel geschlagen hatte in der Lausitz, lebte in der Gegend von Bautzen ein heidnischer Zauberer. Er hauste auf dem jetzt mit Birken und Kiefern bewachsenen Berge bei Teichnitz. Der plagte das umwohnende Christenvolk mit seinen Zaubereien auf die entsetzlichste Weise. Er besaß eine Zauberpfeife, mit der er sich die bösen Geister dienstbar machte. Endlich wurde ihm doch das Handwerk gelegt und zwar durch seinen Zauberlehrling. Der wurde dem Meister feind, stahl ihm, während er schlief, die Pfeife und verrieth ihn an die Budissiner Häscher. Die verbrannten ihn auf jenem Berge und der Lehrling warf auch die Pfeife

in die Flamme, denn er hatte sich zum Christenthume bekehrt und die heilige Taufe empfangen.

Am Vorabende des Sonntags Oculi erscheint bei Nacht der Zauberer und bläst mit entsetzlich grellem Pfiff auf seiner Zauberflöte.

Anmerk. 1. Gräve leitet von dieser Geschichte das Todaustreiben her. Verbindet das Volk wirklich Beides miteinander, oder ist es eine ungeschickte Erfindung Gräve's?
2. Gräve weiß seinen Namen, Draho, aber — wer einmal lügt, ja wer hundertmal lügt — dem glaubt man nicht.

212. Der Krystallsarg im Kottmarsberge.

Nach Gräve S. 204.

Es war einmal ein Graf und eine Gräfin, die waren unermeßlich reich und hatten nur ein einziges Töchterlein, das sie unbeschreiblich lieb hatten, und die Tochter liebte wieder ihre Eltern, so daß sie sagte, sie wolle nie heirathen und bei ihren Eltern bleiben, bis sie stürben. Dann aber wollte sie nach Rom gehen und sich taufen lassen, denn es war noch zu den Zeiten des Heidenthums. Die Jungfrau war aber so wunderschön, daß sie sich vor ihren Freiern gar keinen Rath wußte. Es kam immer einer nach dem andern, obgleich sie alle den Entschluß der Jungfrau kannten; aber sie mußten alle traurig abziehen und das Land war voll Trauer, daß die Schönste im Lande nicht heirathen wollte. Der schönste von den Freiern war aber ein böser Zauberer. Der hatte ein großes Schloß über den Bergen im Böhmerwalde. Aber er konnte ihr nichts anhaben, denn sie trug ein silbernes Kreuz auf der Brust. Das hatte ihr einmal ein alter Einsiedler geschenkt.

Eines Tages aber kam eine alte Bettlerin vor das Schloß. Die stand vor der Thüre und bettelte. Das Fräulein eilte hinab, um ihr ein Almosen zu geben, und die Eltern sahen zum Fenster hinaus. Sie hatte aber ihr silbernes Kreuz in der Kammer liegen lassen. Da kam plötzlich ein goldener Wagen durch die Luft gefahren. Den zogen zwei fliegende Rosse und darinnen saß ein wunderschöner Knabe mit lichten Locken. Die Jungfrau wollte entfliehen, aber die Thüre war in's Schloß gefallen. Da ergriff sie der Knabe, hob sie auf den Wagen und führte sie weit hinweg über die Berge in das Schloß des Zauberers. Die Eltern jammerten und klagten Tag und Nacht, aber die Jungfrau kam nicht wieder.

Nach vielen Jahren aber kam der Einsiedler zu den einsamen Eltern und sie flehten ihn an, ihnen ihr Töchterlein wieder zu verschaffen. Er war aber ein heiliger Mann und konnte Wunder thun. Er führte die Eltern auf einen nahe gelegenen Berg. Da war eine Thür im Felsen. Durch die kamen sie in eine große Höhle. Die war herrlich erleuchtet von vielen Tau-

send Lampen, und in der Mitte stand ein krystallner Sarg. Da lag das holde Töchterlein in all ihrer Schönheit und frisch und roth, als wenn sie lebte, aber regungslos und stumm. Täglich gingen die Eltern in die Höhle und schmückten den Sarg mit Blumen und pflegten ihrer wie einer Lebenden. Jedesmal aber, wenn sie fortgingen, legten sie einen Stein unter den Sarg. Als sie starben begrub man sie in das Gewölbe, aber der Sarg war verschwunden; nur die Steine waren noch da.

Auf dem Kottmarsberge bei Kottmarsdorf zeigt man noch heute einen Einbug im Felsen, der einer Thüre nicht unähnlich ist. Dort, sagt man, sei die Höhle und Viele haben an jener Stelle drei blaue Flämmchen hin und her hüpfen gesehen.

Anmerk. 1. Vieles erinnert an Schneewittchen. Ohne die Erwähnung des Kottmarberges wäre es ein Märchen und keine Sage. Augenscheinlich ist der Zauberer verwandt mit dem Zwergenkönige der alten deutschen Heldensage, der als Laurin oder Goldemar die schöne Königstochter in seinen Berg entführt. (W. Grimm, Heldensage 174. J. Grimm, Mythol. S. 262.)

2. Aber diese Sage enthält auch die Spuren eines noch höheren Alterthumes. Wem möchte es entgehen, daß der Raub der Grafentochter (oder Königstochter) große Aehnlichkeit hat mit dem Raube der Persephone? Der Zauberer spielt mit seinem Wagen die Rolle des Pluto, sein böhmisches Schloß ist die Unterwelt. Die Trauer der Aeltern erinnert an Demeter's Schmerz. Auch hier ist die Rückkehr nur eine halbe. Der Scheintod tritt an die Stelle des zwischen Ober- und Unterwelt getheilten Lebens der Persephone. Da nun aber in der griechischen Mythe Persephone nichts Anderes bedeutet, als die sommerliche Erde, die einen Theil des Jahres dem finstern Gott des (Winter-) Todes zum Opfer fällt, so gewinnt nun auch die Verlegung der Sage nach dem Kottmarberge an Bedeutung, wo ja die wendische Göttin Mara noch heute als Blumen- und Früchtespenderin erscheint (s. No. 8.) — ganz wie Demeter in der griechischen Mythe. Die Grafentochter ist also eine wendische Persephone, die namenlose Tochter der Demeter-Mara.

Zum Schluß verschwindet die Scheintodte, d. h. sie ist wieder aufgelebt. König Lenz hat sie befreit. Dies verschweigt die Sage. Das Hinlegen der Steine ist ein Mißverständniß. Das Umgekehrte ist das Ursprüngliche. Im Märchen von der verschlafenen Frau und ihrem starken Sohne (s. die Märchen im Anhange) wird ein Stein nach dem andern weggenommen, alle Jahre einer, nach sieben Jahren (sieben Monden — so lange dauert der Winter) ist endlich die Gefangenschaft zu Ende.

3. Dieses Mißverständniß erklärt sich aus der bis auf diesen Tag hier und da in der Lausitz üblichen Sitte, an der Stelle, wo Jemand gestorben oder begraben ist, aus Steinen (oder Reisern), zu denen jeder Vorübergehende einen Beitrag giebt, nach und nach einen Hügel zu bilden. Ein solcher Hügel heißt ein „todter Mann," die Sitte selbst das „Steinelegen, Reiserlegen."

213. Der in einen Frosch verwandelte Heide bei Milkwitz.

N. L. Magazin 1838 S. 133. Gräve S. 75.

Zwischen Milkwitz und Nebelschütz liegt links am Wege ein einsamer Steinblock; der hat ganz die Gestalt eines Frosches.

Zur Zeit, als Christenthum und Heidenthum in der Lausitz noch mit einander kämpften, hauste dort ein heidnischer Zauberer, der verfolgte die Christen mit unerhörter Tücke und Grausamkeit. Doch seine Stunde schlug. Es kam ein Wanderer einst in später Nacht bei Sturm und Regen an seine Hütte, der klopfte leise an die Thür. Der Zauberer rief: Was gieb's? Der Wanderer antwortete mit engelsanfter Stimme: Gelobt sei Jesus Christus, gieb mir um seiner Liebe willen Herberge. Aber der Zauberer trat heraus und rief: Verflucht sei Jesus Christus, hob seine Faust und schlug den frommen Wanderer. Der aber sprach: Du sollst ein Zeichen sein, wie Gott die Sünder straft, und berührte ihn mit seinem Wanderstabe. Da ward der Ungläubige in einen Frosch verwandelt.

Anmerk. Frösche und Kröten sind Teufelsthiere, die den betenden Mönch in der Andacht stören. Schnetzler, Bad. Sagen I. S. 160. II. S. 171. Wolf D. S. No. 299. Kuhn, Märk. S. N. 192. Ein laus. Sprüchwort sagt: Wo eine Kröte sitzt, liegt Gold. Vergl. die Krötensteine No. 299.

214. Die verbannten Bauernburschen bei Gölenau.

N. L. Magazin 1838 S. 133. Gräve S. 75.

Bei Gölenau in der Nähe von Kamenz ist ein Busch mit einem daran grenzenden kleinen Teiche. Die Stelle heißt das Gölenauer Weidig und es ist ein unheimlicher Ort. Dort hört man bei Nachtzeit ächzende, pfeifende, zischende, auch wehklagende Töne. Dort sieht man in der Luft gespenstige Gestalten. Manchem Wanderer haben sie schon aufgehockt, daß er todmüde und schweißtriefend im Dorfe ankam. Andere brachten Beulen und Striemen mit nach Hause, die ihnen anflogen wie Pfeile. Und wer thut das Alles? Es sind die verbannten Bauernburschen aus dem Teiche. Gottlose Gesellen waren es bei Lebzeiten, Säufer, Flucher und Sabbathschänder. Eigentlich waren sie aus dem Dorfe Neukirch und waren einmal (am Tage vor Weihnachten 1537) nach Pulsnitz zu Weine gegangen. Auf dem Rückwege konnten sie vor Trunkenheit den Weg nicht finden, verirrten sich und fluchten greulich über die finstere Nacht. Da kam des Wegs ein heiliger Priester mit seinem Sakristan, der verwies den Burschen mit sanfter Rede ihre gotteslästerlichen Flüche. Sie aber verhöhnten ihn, lästerten sein heiliges Amt und warfen ihn mit Schnee. Da ergrimmte der Heilige im Zorn, wie weiland der Prophet Elisa und verbannte sie in jenen Teich.

215. Viehsterben durch Zauberei bewirkt.

Frenzel, hist. natur. II. 1085. msc.

Im September 1682 ist von Südwesten her nach der Lausitz eine große Viehseuche gekommen, welche alle vierundzwanzig Stunden um zwei Meilen Länge

und vier Meilen Breite vorrückte, und unter dem Rindvieh und den Pferden gräßlich wüthete, indem sie denselben die Zungen anfraß, also daß sie faulten und dann binnen Kurzem der Tod eintrat. Diese Viehseuche ist durch Zauberei bewirkt worden, welche in einer damals zu Budissin herausgekommenen Schrift folgendermaßen erzählt wird:

„Es sind zwei Franzosen in's Schweizerland zu einer Kindbetterin gekommen, aber verkleidet; einer hatte eine Mönchskutte angehabt, der andere eine Kapuzinerkutte. Diese haben von der Kindbetterin, als ihr Mann nicht zu Hause gewesen, begehret drei Tropfen von ihrer Milch und drei Haare aus ihrem Haupte; sie aber hat's ihnen diesmal verweigert und gesagt, es könne jetzt nicht sein, sie sollten in zwei Stunden wieder kommen. Während dieser Zeit aber kömmt ihr Mann nach Hause, da erzählet ihm die Frau gleich, was die zwei Mönche von ihr begehret haben; als er aber vernommen, daß sie ihrem Begehren nicht nachgekommen, ist er ganz freudig gewesen, jedoch zu ihr gesagt, sie solle drei Tropfen Kuhmilch nehmen und drei Haare aus einem Füllenschweif ziehen und so sie wieder kämen, es ihnen geben. Siehe, die Mönche kommen auf benannte Stunde und begehren dasjenige wie zuvor. Die Kindbetterin giebt's ihnen wie ihr Mann befohlen. Sie nehmen's und gehen damit fort, nehmen hiernach ein Glas, thun diese Stücke darein und treiben damit Hexerei, geben sodann das Glas einem Buben in die Hand und heißen ihn damit auf einen Baum steigen, da solle er in das Glas sehen. Sie fragen ihn zum ersten Male, was er sähe; er antwortet: nichts. Als sie aber zum dritten Male fragen, antwortet er, er sähe ein ganzes Feld voll todtes Vieh. Da sie dieses höreten, sprachen sie gleich zusammen: wir sind betrogen."

„Es haben aber die zwei obigen Zauberer auch noch andere vier in das Mailändische geschickt, die mit der Kuhmilch dergleichen verfluchte Zauberei angerichtet."

Anmerk. 1. Ein besonders präparirtes Glas oder Krystall, durch welches man entweder mit oder ohne Anwendung von Zaubersprüchen sieht, ist ein nothwendiges Stück in der Hexenküche. Uebrigens erzählt J. Rist (Alleredelste Zeitverkürzung p. 255.) also ein glaubwürdiger, wenn auch nicht vorurtheilsfreier Mann, wirklich einen solchen Krystall erprobt zu haben. Spengler (Vorrede zu seiner Ausgabe von Plutarch's de defectu oraculorum) hatte einen solchen Krystall zum Geschenke bekommen, brauchte aber die Vermittelung eines unschuldigen Knaben. Als seine Ehefrau schwanger wurde, erschienen auch ihr (durch Vermittelung der Frucht?) im Krystall die Gestalten, welche man haben wollte. — Spengler'n wurde die Sache aber unheimlich. Er zerstampfte den Krystall und versenkte ihn — in des Pilati geheime Kanzlei.

2. Im Jahre 1161 wurden in Böhmen 85 Juden wegen Anzauberung von Seuchen verbrannt und ihre Asche in die Moldau geworfen. Scheible, Das Kloster, 12. Bd. S. 1049.

216. Die Pestgrube zu Tormersdorf.

Sammlung von Schön No. 23. Msc.

Als in uralter Zeit die Pest in der Umgegend von Rothenburg weit und breit wüthete und nur wenige Menschen am Leben blieben, verschrieb man aus dem nahen Böhmerlande einen berühmten Zauberer, der die Seuche beschwören und vertreiben sollte. Dieser kam an und ließ an dem Zechberge bei Tormersdorf eine große Grube graben und mit Steinen ausmauern. Hierauf erhob er seinen gewaltigen Zauberstab, trat zu der Oeffnung der Grube und fing an die Pest durch seine Beschwörungsformeln an sich heranzuziehen. Wie eine blaue Wolke kam es nun von allen Orten der Umgegend herangezogen und verschwand in der Grube. Nachdem er noch angeordnet, daß Niemand jemals die Grube wieder öffnen sollte, sank er selbst hinein und man sah nichts mehr als eine Vertiefung des Erdbodens, welche noch heute vorhanden ist und die Pestgrube genannt wird.

Anmerk. 1. In dem ehemals von Wenden bewohnten Voigtlande denkt man sich die Pest in Gestalt einer daher ziehenden Wolke. Es ist der schwüle Nebel, der Seuchen voran zieht.

Zu Erbach wurde sie in die Sakristei der Stadtkirche eingemauert. (Vgl. Grimm, Mythol. S. 1135.)

Zu Conitz in Preußen wurde sie in ein Loch in einer Linde gebannt. (Tettau und Temme S. 222.) Daran erinnert die von Magnus (Chronik von Sorau S. 19) mitgetheilte Nachricht, daß man 1338 auf die Pestgrube zu Sorau, die zwischen der Hauptkirche und der Schule gegraben wurde, zum ewigen Angedenken eine Linde pflanzte.

2. Bis auf den heutigen Tag werden in der Lausitz „Bannmänner" aus dem benachbarten Böhmen verschrieben; besonders wenn es gilt, plötzlich krank gewordenes Vieh zu kuriren, d. h. von der ihm angethanen Behexung zu befreien. Und zwar ist das nicht blos Sitte bei den Bauern, — man weiß selbst von Pfarrfrauen, daß sie zu diesem Mittel ihre Zuflucht nahmen. Die Kuren dieser Bannmänner sind verschieden. Bei einem Bauer in der Nähe von Görlitz wurde unter unheimlichen Ceremonien ein Brei gekocht, in einen Topf gethan und auf dem höchsten Gipfel einer in der Nähe des Gehöftes befindlichen Fichte gehangen. Der Pastor des Ortes konnte leider nicht erfahren, woraus der Brei bestand.

217. Elvil's Zauberpferd.

Frenzel, hist. nat II. 1057. msc. L. Mon. Schr. 1793. I. 823. Handschr. Annal. von Görlitz. a. a. 1330. Knauth's Handschrift, „von lausitzischen Festen."

Zur Zeit Königs Johannis, ungefähr um's Jahr 1330, residirte auf dem Schlosse zu Gerlachsheim ein tapferer Ritter, Namens Hans Elvil. Der hat mit dem Rathe von Görlitz einen Streit gehabt der Obergerichte wegen, wobei in einem Tumulte seine Ehefrau von den städtischen Reitern niedergerannt worden ist. Daraus erhub sich eine lange Fehde zwischen der Stadt und dem Ritter. Obwohl nun Ritter Elvil oft in Gefahr gewesen ist, von dem städtischen Kriegsvolke gefangen zu werden, hat

man ihm doch nichts anhaben können. Das machte, er besaß von seinem Schreiber ein bezaubertes Pferd, welches jedesmal mit den Füßen die Erde gescharret, wenn es seines Herrn Feinde von ferne gewittert hat, und je näher ihm sein Widerpart gewesen, desto heftiger hat es geschlagen und gestampft. Mit diesem Pferde ritt er auch einmal in die Stadt, wo ihn wenig Leute persönlich kannten, kaufte sich ein Paar Schuhe und sprengte zum Thore hinaus mit dem Rufe: Hans Elvil ist da gewesen.

Das war den Görlitzern denn doch zu arg, und sie machten einen Wall um ihre Stadt und bauten feste Mauern. Aber es ging ihnen wie den Römern. Die erste Mauer war sehr niedrig, und als Hans Elvil mit viel Reisigen wiederkam und die Stadt belagerte, da ging's heiß her und die Bürger kamen in große Bedrängniß. Da es aber gerade am Tage des heiligen Hippolyt war, so fingen sie an zu diesem zu beten und gelobten ihm, wenn er ihnen hülfe, diesen Tag alle Jahre bei Wasser und Brod zu feiern. Und weil ihnen damals der heilige Hippolyt geholfen hat, so haben sie seitdem treulich seinen Tag als einen besonders heiligen Fasttag gefeiert.

Anmerk. Ob eine mythische Beziehung zwischen dem Zauberpferde und dem heiligen Hippolyt (d. i. dem von Pferden zerrissenen) stattfinde, will ich dahin gestellt sein lassen. Der Name Elvil oder Eluvil klingt sehr mythisch, fast elfisch.

Die Sage ist sehr alt und findet sich in fast allen Görlitzer Chroniken, während in Gerlachsheim weder eine schriftliche noch mündliche Ueberlieferung aus jener Zeit existirt. Auch ergiebt kein Name eines späteren Ortsbesitzers eine Aehnlichkeit mit dem Namen Elvil.

Uebrigens ist es in vielen alten Sagen ausdrücklich „Des Schreibers Pferd," durch welches der Held gerettet wird, so auch Karl der Große (in der Heidelberger Handschrift No. 336., Maßmann, Kaiserchronik III. 1032).

218. General Sybilski.

Gräve S. 88.

Der königlich polnische und churfürstlich sächsische General Johann Paul Sybilski von Wolfsberg (geb. 1677 gest. 1763), von Geburt ein Pole und ein tapferer Soldat, stand mit dem Bösen im Bunde und konnte allerlei Zauberkünste. Den Tag vorher, als er bei Zehren und Lommatzsch (13. Dezember 1745) die preußische Arrieregarde total schlug und dabei keinen Mann verlor, ließ er sein Regiment zu drei Mann über einen schwarzen Mantel marschiren und rief ihnen zu: Burschen, wenn ihr in's Gefecht kommt, vergeßt nur meinen Namen nicht. Es bleibt kein Mann, der Feind verliert einen Großen! (den General von Röhl).

Vor der Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) soll er allemal beim neunten Mann jedes Gliedes einige unverständliche Worte gemurmelt und seinen Leuten den Sieg versprochen haben. Der glückliche Zufall bewahrheitete es, und das Regiment erbeutete neun Fahnen.

Da er noch als junger Offizier in Polen stand, fand einst in Dresden ein glänzender Maskenball statt, worüber einer seiner Kameraden äußerte, wie er von Herzen gern demselben beiwohnen möchte, allein es fehle ihm an Geld, auch sei, da der Ball übermorgen stattfinde, die Zeit zu kurz, selbst wenn man Dr. Faust's Mantel besäße, um zur rechten Zeit daselbst einzutreffen. Sybilski, der es gehört, nahte sich und raunte ihm in's Ohr: Geld ist's wenigste, vertraue mir Kamerad. Uebermorgen Nachmittag um drei Uhr stelle Dich vor dem Thore bei der großen Fichte ein, wir brechen auf und sind noch vor dem Beginn der Redoute in Dresden! Verblüfft sah ihn der Balllustige an, wollte sprechen, allein Sybilski gebot ihm Stillschweigen und entfernte sich. Zur bestimmten Zeit erschien am verabredeten Orte der Krieger und fand Sybilski, der in seinen rothen Mantel gehüllt angeschritten kam; er schlang selbigen um ihn, befahl ihm weder rück- noch vorwärts zu blicken, und nun ging's fort durch die Luft, als flögen sie davon. Abends Schlag 5 Uhr befanden sie sich in Dresden, hatten noch Zeit genug, sich zu sammeln und einen Maskenanzug zu wählen, worauf sie mit jugendlichem Frohsinn der Redoute beiwohnten und auf dem Mantelfuhrwerke Mittags um 11 Uhr auf dem Paradeplatze in Warschau, probemäßig gekleidet, eintrafen.

Dem Pächter auf dem Ostravorwerke bei Dresden soll er einmal die Schafe in Schweine verwandelt haben, wobei selbiger nichts verlor. Auch erzählt man, er sei jener böse Herr in Groß-Särchen gewesen, der immer von diesem Dorfe aus in der Luft nach Dresden kutschirte und bei dieser Gelegenheit die Spitze des Kamenzer Kirchthurms zu Schanden fuhr.

Martin Pumphut, der berühmte vagabondirende Müllerbursche und Hexenmeister, war eine Zeit lang sein Adjutant und treuer Spießgesell.

219. Von einem bösen Herrn in Groß-Särchen.

N. L. Magazin 1837 S. 203.

In Groß-Särchen bei Hoyerswerda war einst ein gar böser Herr. Derselbe hat den dort vorbeifließenden Bach (um ihm eine andere Richtung zu geben) umgeackert; da er aber den davor gespannten polnischen Ochsen nicht gehörig bändigen konnte, so hat der Bach einen ganz krummen Lauf bekommen, den er noch heute hat. Derselbe Herr fuhr oft in wunderbar kurzer Zeit nach Dresden. Immer lenkte er selbst die Pferde und befahl dem Kutscher, sich hinten in dem Wagen schlafen zu legen. Einmal aber wachte der Kutscher auf und, als er sich umsah, nahm er wahr, daß die Reise nicht auf der Erde fort, sondern durch die Luft ging. Im ersten Schreck schrie er laut und wollte aufstehen, sein Herr bedrohte ihn aber sehr und befahl ihm, sich ruhig wieder niederzulegen; sie könnten sonst Beide sehr unglücklich sein. Ueber dem Gespräche waren sie auch wirklich schon in Gefahr

gekommen, denn die Pferde, auf die der Herr nicht Acht gegeben, hatten sich nicht hoch genug halten können und der Wagen war an die Spitze des Kamenzer Thurmes angefahren, welche noch bis auf den heutigen Tag davon krumm gebogen ist.

Dieser Herr hat auch bisweilen schwarzen Hafer in den Kacheltopf gethan und dazu einige Worte gesprochen. Darauf sind gleich Soldaten, anfangs nicht größer als Haferkörner, hervorgekommen; zusehends aber sind sie gewachsen und endlich wie andere Menschen geworden, haben sich auch im Schloßhofe aufgestellt und sind hin- und hermarschirt, wie der Herr sie kommandirt hat. Wenn er dann wieder ein Paar Worte gesprochen, so sind sie kleiner und immer kleiner geworden und alle wieder in den Ofentopf hineingegangen und sah man hinein, da war darin nichts als schwarzer Hafer. Einmal behorchte der Großknecht den Herrn und merkte sich die Worte und versuchte das Kunststück auch, als der Herr eben auf dem Felde war. Es gelang ihm auch richtig; wie er aber die Soldaten wieder in den Kacheltopf bringen wollte, wußte er das Wort nicht und sie fielen alle über ihn her und schlugen auf ihn los, und er gerieth in große Todesgefahr. Der Lärm, den sie machten, war so groß, daß der Herr ihn auf dem Felde hörte. Der kam schnell herzu gelaufen, befreite den vorwitzigen Großknecht, kommandirte das wilde Heer in den Ofentopf hinein und machte es wieder zu Haferkörnern.

Anmerk. In der niederländischen Sage (Wolf No. 184) ist es der Teufel, welcher ein neues Flußbett pflügt.

220. Martin Pumphut.

Gräve S. 83.

Martin Pumphut, der wandernde Müllerbursch, ist so eine Art Tyll Eulenspiegel, von dem man sich nicht nur in der Lausitz, sondern auch im sächsischen Voigtlande wunderbare Geschichten erzählt.

Sein Name rührt her von einem großen spitzen Hut, den er zu tragen pflegte und der ihn überall kenntlich machte. Manche nannten ihn auch Graumännchen, weil er immer einen grauen Kittel trug.

Martin Pumphut ist geboren in dem kleinen Dörfchen Spuhle bei Hoyerswerda. Bald nach seiner Geburt verschwand er einmal aus der Wiege, in der man statt seiner eine große, aber unschädliche Schlange fand. Die erschrockenen Eltern eilten sofort in alle Himmelsgegenden, um das Knäblein zu suchen. Als sie ihn nirgends fanden und verzweiflungsvoll nach Hause kamen, lag er wieder frisch und gesund in der Wiege.

Als er sechs Jahr alt war, zog eine Zigeunerbande durch das Dorf. Eine Zigeunerin, welche bei seinen Eltern bettelte, erblickte kaum das Kind, als sie wahrsagend ausrief: Martin würde weit in der Welt herumkommen,

zwar in niederem Stande bleiben, aber viel Reichthümer erwerben, großes Aufsehen machen und endlich durch ein Frauenzimmer um's Leben kommen.

Der Knabe wuchs nun heran, lernte außer seiner wendischen Muttersprache auch noch die deutsche und zeichnete sich bald durch Schlauheit und Neigung zu lustigen Streichen vor seinen Altersgenossen aus. Auch will man Nachts, wenn er schlief, sonderbare Gestalten über seinem Haupte schweben gesehen haben, und wo er im Dunkeln ging, umhüpften ihn Flämmchen.

Als er erwachsen war, lernte er die Müllerprofession und führte von nun an ein lustiges Wanderleben, indem er immer dem Wasser nach von Mühle zu Mühle ging. Wo es ihm gefiel, da blieb er, und für einen Schnaps und ein Stück Brod machte er den Leuten allerlei ergötzliche Schwänke und spaßige Dinge vor. Nur wo man ihm absichtlich schlechte Kost vorsetzte oder ihn gar hungern ließ, spielte er den Leuten arge Streiche. Sonst war es ein gar harmloser Kerl.

Zu seinen übernatürlichen Künsten gehörte, daß er auf papiernen Kähnen die Flüsse passirte; Elbe, Saale und Mulde hat er auf diese Weise überschritten. Zuweilen ritt er auf einer großen Heuschrecke durch die Luft. In Budissin zerschnitt er einen Mühlstein, was man noch heute daselbst in der großen Mühle abgebildet sehen kann.

Bei Dresden setzte er einmal bei großer Windstille alle Windmühlen in Bewegung, indem er durch ein Nasenloch blies, während er das andere zuhielt.

Als er durch Volkersdorf wanderte, zimmerte man eben eine Mühlwelle. Er bemerkte im Vorübergehen, daß sie ja viel zu kurz sei, aber man lachte ihn aus. Bald aber überzeugte man sich von der Wahrheit seiner Bemerkung, und als er wieder vorüberkam, bat ihn der Müller um Rath und Hülfe. Da dehnte mein Pumphut einfach die Mühlwelle aus, wie Brezelteig und setzte so die fehlende Elle zu.

Zu Heiligenbeil schleuderte er seine Axt an den Kirchthurm, wo sie noch heute zu sehen ist.

In Leipzig ließ er im Gasthofe zum goldenen Siebe am hellen Tage zur Meßzeit eine Menge Hasen aus dem Kacheltopfe heraus- und wieder hineinspazieren.

Den Müllern, die ihm das übliche Geschenk verkürzten oder verweigerten, leitete er das Wasser ab. So machte er es z. B. mit einigen Saalmüllern. Wer ihn freundlich aufgenommen hatte, dem fehlte es nie an Wasser auf der Mühle.

Zu Wallengrün im Voigtlande zauberte er alle Fliegen, die im Zimmer waren, in seinen Hut, um ungestört essen zu können.

Einst wandert er ermüdet auf der Landstraße einher. Da kommt ein Roßtäuscher mit Pferden geritten. Laß mich ein Stück mitreiten, Kamerad, bittet ihn Pumphut. Aber der grobe Kerl hört gar nicht auf die Bitte des Ermüdeten. Dafür fand er am nächsten Morgen im Stalle statt seiner Pferde — Strohwische.

Lange Zeit hielt er sich beim General Sybilski auf. Dieser warf einst schwarze Haferkörner in den Kacheltopf, welche sich auf der Stelle in ein Fußvolk verwandelten, herauskletterten, sich auf dem Schloßhofe versammelten, manövrirten, sich wieder in ihre kupferne Kaserne begaben und als schwarze Haferkörner darin lagen. Pumphut langte aus einer am Fenster stehenden Mulde einige Erbsenkörner heraus und warf sie ebenfalls in den Kacheltopf, welchem sofort eine ganze Schwadron vollständig equipirte Reiter entstiegen. Allein da er Sybilski's Worte nicht wußte, vermochte er sie nicht wieder in den Kacheltopf zu bringen, vielmehr setzten sich ihre Klingen auf seinem Buckel in unangenehme Bewegung, bis ihm der General zu Hülfe kam, der sie sofort Kehrt machen hieß, dahin wo sie hergekommen waren.

Uebrigens soll Martin Pumphut auch früher schon zu Hildesheim sich als der Geist Hütchen gezeigt, auch dem Herzog von Friedland, Albrecht von Wallenstein, als graues Männchen wesentliche Dienste geleistet haben und endlich mit einem reizenden Frauenzimmer unter Hinterlassung jenes berüchtigten Hutes aus einem Gasthofe zu Paderborn zu Ende des siebenjährigen Krieges verschwunden sein.

Anmerk. 1. In der Lausitz spielen Mühlen und Müller eine auffallend bedeutende Rolle. Sie kommen wiederholt mit Nixen und Schlangen und vor Allem mit dem Teufel in Berührung. Ist es nur die hervorragende Stellung, die auf dem Lande der Müller und die Mühle, die oft ein halbes Gasthaus ist, einnehmen? Mahlen hat eine mystische, erotische Bedeutung. Bei Theocrit ist μυλλος = membrum femininum. Am Feste der jungfräulichen Vesta standen in Rom alle Mühlen still. (Ovid. Fast. 6, 310.) Apollo und Zeus führen den Beinamen μυλευς. — Die wendische Braut muß, während sie von ihren Freundinnen zur Hochzeit geschmückt wird, auf einem Mehlfasse sitzen. Werden die Müller vielleicht als Wasserpriester betrachtet?

2. Der Ofentopf wird wiederholt zum Zauberkessel (s. No. 218. u. 219.). Er giebt auch Orakel. Mädchen ziehen sich am Weihnachtsabende nackend aus und lauschen am Ofentopfe. Das Geräusch, das sie darin hören, je nachdem es dem Hämmern, Sägen u. s. w. gleicht, ist prophetisch für den Stand des Zukünftigen. Dies ist ein Ueberrest vom heidnischen Feuerkultus. Es wird vor dem Ofen gekniect, es wird ihm geopfert, wie einst dem Moloch. (Daumer, die Geheimnisse des christl. Alterthums 1847 I. 19. Grimm, Mythol. I. S. 298.) In einem altdeutschen Lustspiele heißt es: Kommt, wir wollen vor dem Ofen knieen, vielleicht erhören die Götter unser Gebet. Andere Beispiele vom Ofenkultus s. bei Friedrich, Symbol. u. Mythol. der Natur S. 83. Bekannt ist der Ofen als Hexenweg.

Ueber die Schlange in der Wiege, die hier die Rolle eines Wechselbalgs spielt, vergl. No. 82. u. N. L. Mag. 1860, Schlangensagen. Der Hut ist wie der des Fortunatus mehr als eine bloße Nebelkappe.

221. Der Pelzmann zu Schmölln.

Gräve S. 125. Winter, in d. Constit. Zeitung, Dresden 1854 No. 219. Grässe No. 157. u. No. 735.

Zu Schmölln geht der Pelzmann, eine Männergestalt in einen dicken Pelz gewickelt — vornehmlich um die Weihnachtszeit — im Dorfe umher; er neckt wie ein Kobold die Leute durch unschädlichen Spuk, klopft an die Fenster, erschreckt den spät Nachhausegehenden und warnt besonders die Leute vor einer drohenden Gefahr. Da heißt es, der Pelzmann geht um, der Pelzmann hat sich gezeigt.

Dieser Pelzmann war im Leben ein Herr von Grünau, der lange Zeit am Hofe des Churfürsten Johann Georg I. Leibpage war. Das Volk erzählt sich von ihm allerhand seltsame Geschichten. Das sogenannte Pagenbette auf der Festung Königsstein hat von ihm den Namen. Denn als er im Jahre 1675 mit seinem fürstlichen Herrn auf der damals sogenannten Christiansburg gespeist und tapfer gezecht hatte, kroch er im Rausch durch eine Schießscharte und legte sich am steilen Abhange des Felsens hin um seinen Rausch auszuschlafen. So fand man ihn früh Morgens. Der Churfürst ward gerufen, ließ Stricke um den hart am Abgrunde ruhig Schlafenden legen, und ihn sodann durch Trompetengeschmetter und Paukenschall aufwecken.

Noch zweimal entging er der Todesgefahr auf eine wunderbare Weise. Das eine Mal setzte sein scheu gewordenes Pferd mit ihm von der Dresdner Brücke in die Fluthen. Das andere Mal stürzte er bei einer Jagd im Rathener Grunde in eine tiefe Schlucht.

In seinem Alter zog er sich nach Schmölln zurück und beschäftigte sich außer der Jagd fast nur mit der Natur und ihren geheimen Kräften, sammelte Kräuter und hatte in seiner Wohnung Todtenschädel, Menschengerippe und allerhand unheimliche Thiere ausgestopft oder in gläsernen Flaschen. Das Volk hielt ihn für einen Zauberer und Schwarzkünstler.

Am Tage seines Begräbnisses schlich sich ein Neugieriger in seine Studirstube und blätterte eben in einem alterthümlichen Buche, das wahrscheinlich Zaubersprüche enthielt. Da rauschte es plötzlich am Fenster und man sah eine Unzahl schwarzer Dohlen, Krähen, Elstern und Sperlinge schreiend und flatternd das Fenster der Studirstube umschwärmen und hörte sie an die Fenster picken. Entsetzt floh der Neugierige, soweit ihn seine Beine trugen.

222. Der kluge Mönch von Kamenz.

N. L. Mag. 1832, 446., 1838, 131. Haberkorn, Chronik von Kamenz S. 48. Carpzov's Ehrentempel I. 308. D. L. Kirchengalerie S. 49.

Im Kamenzer Franziskaner-Kloster lebte im 16. Jahrhundert ein verrufener Mönch mit Namen Matthäus Rudolph. Woher er stammte, ist ungewiß, Einige nennen Annaberg in Sachsen, Andere Geyer in Baiern

als seinen Geburtsort, noch Andere sagen, er sei der uneheliche Sohn eines lausitzischen Adligen, Namens von Pflugk, gewesen. Dieser Mönch hatte in Leipzig und Paris die schwarze Kunst und andere geheime Wissenschaften erlernt, war von der evangelischen Lehre zum Papstthum zurückgetreten, hatte sein Eheweib vergiftet und um dem Galgen zu entgehen die Mönchskutte genommen. Vom Kamenzer Kloster aus verfolgte er die Evangelischen mit seinen Zaubereien, brachte viele zum Papstthum zurück, machte aber auch allerlei Wunderkuren. Er besaß Geistersiegel, Krystallspiegel, Galgenmännlein, Wünschelruthen und allerlei wunderliche Kräuter und Thiere.

Einst, als man einem Goldschmiede ein Stück Goldes zum Verarbeiten gebracht, dieser es aber wegen seiner Härte nicht zwingen konnte, nahm er zu Bruder Rudolph seine Zuflucht, welcher das Gold mit einem Pulver einrieb, wodurch es sofort fügsam wurde.

Viele vornehme Leute besuchten seine Zelle, um sich Rath bei ihm zu erholen und er sammelte durch seine Zauberkünste unermeßliche Reichthümer.

Um Lätare des Jahres 1562 starb Bruder Rudolph plötzlich in Seitschen, auf der Rückreise von einem reichen Manne, den er kurirt hatte. Bei seinem Tode erhob sich ein gewaltiger Sturm mit Donner, Hagel und Blitz. Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt, Fenster eingeschlagen, und nicht eher legte sich der Sturm, als bis der Teufel seine Seele geholt hatte.

Noch nach seinem Tode wurde der Prozeß wegen Zauberei gegen ihn angestrengt. Seine Magd und ihr Sohn gestanden auf der Folter, daß der Verstorbene ein Hexenmeister gewesen und daß sie ihm bei seinen Zaubereien thätliche Hülfe geleistet. Beide wurden im Jahre 1564 hingerichtet.

Anmerk. Vergl. No. 163.

223. Pastor Pech, der Hexenmeister.

Nach Gräffe, S. 481.

Zu Neukirch am Hochwalde lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein evangelischer Pfarrer, Namens Johann George Pech. Der war sehr gelehrt und verstand auch die schwarze Kunst und das Volk erzählt sich manche unheimliche Geschichte von ihm.

Es waren aber einmal zu Neukirch drei junge Burschen, der Lieb, der Lob und der Ehregott. Und der Lieb hatte zu Hause im Bodenwinkel ein Buch gefunden, das von geheimen Dingen handelte. Und er sagte es dem Lob, und der Lob sagte es dem Ehregott, und sie beschlossen, mit dem Zauberbuche den großen Schatz zu heben, der im Falkenberge vergraben ist. Es standen aber auch allerhand Beschwörungen in dem Buche und die drei Burschen beschlossen einen Versuch damit zu machen. Eines Abends kamen sie beim Lieb zusammen. Der holte aus dem Schranke das Buch, das war ganz schwarz und erfüllte die enge Stube mit einem unheimlichen Modergeruch.

Und darin standen geschrieben schwarze, blaue und rothe Buchstaben, aber es war sehr schwer zu lesen.

Als die alte Wanduhr Mitternacht zu schlagen begann, da fing Lieb an zu lesen Wort für Wort und die Gefährten horchten aufmerksam zu. Und es dauerte auch nicht lange, da entstand ein sonderbares Geräusch in der Ofenpfanne, der Deckel hob sich und heraus sprang ein kohlschwarzer Ziegenbock. Der fing an sich auf die Hinterbeine zu erheben und nach seinem Schatten an der Wand zu stoßen. Da sagte der Lob: Hör' auf, Lieb, der Zauber ist richtig, morgen geht's auf den Falkenberg und die Braupfanne ist unser.

Aber Lieb war einmal im Eifer und las immer lauter und schneller. Da that sich der Deckel der kupfernen Pfanne von neuem auf und heraus kam allerhand unheimliches Gethier und die Stube füllte sich mit schwerfälligen Eulen, krächzenden Krähen, plappernden Elstern, schwirrenden Fledermäusen, meckernden Ziegenböcken und anderen lang geschwänzten, krumm gehörnten, unbekannten und sonderbaren Geschöpfen. Lob und Ehregott riefen voller Angst: „Um Gotteswillen, Lieb, hör' auf." Dem Lieb aber stand der Angstschweiß auf der Stirn — jetzt kam die Beschwörung zum Ende und da stand's: Wenn er die Gäste wieder los sein wolle, so müßte er die ganze Zauberformel — rückwärts lesen. Rückwärts lesen! das konnten Lieb und Lob und Ehregott alle drei nicht und ihre Angst wuchs, denn die Böcke fingen an, die Burschen von hinten und vorn zu stoßen. Es entstand ein greulicher Kampf in dem engen Zimmer.

Lies das Teufelsbuch zurück, Lieb, schaff das Viehzeug fort, Lieb, riefen die beiden Andern in Todesangst.

Da fiel dem Lieb zum Glück der Pfarrer ein und mit dem Ausrufe: Bleibt nur hier, ich werde sogleich Hülfe herbeischaffen, sprang er durch's Fenster in's Freie.

Der Pfarrer saß noch zwischen seinen großen Büchern in der Studirstube, als Lieb hastig bei ihm eintrat und in abgebrochenen Sätzen und unverständlichen Worten um Hülfe bat. Still, sagte der Pfarrer, ich weiß schon, ich habe schon seit einer Viertelstunde auf Dich gewartet, komm Lieb, wir wollen dem Spuk zeigen, daß wir Gewalt über ihn haben.

Gott sei Dank, ich komme nicht zu spät, rief der Pfarrer, als sie auf den Kampfplatz traten, ergriff das Buch und las die Beschwörung ohne alle Umstände rückwärts, worauf das Gethier mit sichtlichen Zeichen ohnmächtigen Widerstrebens seinen Rückzug durch die Ofenpfanne antrat. Als die Uhr Eins schlug, war Alles verschwunden.

Dankt Gott, daß ich noch fertig wurde, sprach er sodann. Wäre nach dem Schlage Eins noch ein einziges dieser Höllenthiere hier verblieben, so hätte Euch der Böse den Hals umgedreht. Ach, Herr Pfarrer, rief der Lob,

ich bin am ganzen Leibe wie zerschlagen. Ach, Herr Pfarrer, rief der Ehregott, ich habe einen Knacks davon mein Lebelang. Aber der Pfarrer sagte ernst: Es hätte Euch der Seelen Seligkeit kosten können. Versprecht mir feierlich, nie mehr dergleichen zu versuchen. Das thaten sie zerknirschten Herzens. Der Pfarrer nahm das Zauberbuch zu sich und die Braupfanne mit Gold ruht noch bis auf diese Stunde im Falkenberge, denn Niemand weiß den Zauberspruch. Lieb und Lob und Ehregott sind aber alle drei in jungen Jahren verstorben.

Als Pastor Pech's Frau gestorben war und die Träger mit der Leiche schon vor dem Pfarrhause standen, da soll die Selige aus einem Fenster im ersten Stock ihrer Beerdigung zugesehen haben. Alles sei erstarrt vor Erstaunen und Furcht, der Pfarrer aber, schnell gefaßt, habe ein weißes Taschentuch hervor gezogen und nach dem Fenster hinauf gewinkt, darauf sei die Erscheinung sogleich verschwunden.

Bei seinem eigenen Begräbniß 1808 soll er aber auch selbst zugesehen haben. Man zeigt noch die Maueröffnung am Kirchthurm, wo seine ehrwürdige Gestalt stand.

Vor seinem Tode hatte er seinen Angehörigen befohlen, einige seiner Bücher, namentlich das sechste und siebente Buch Moses, in deren Besitz er war, gleich nach seinem Ende zu verbrennen. Als dies nicht geschah, ließ sich der Geist des Pfarrers mehrmals mahnend sehen. Einmal soll er sogar durch die Esse, gleich einem Sturme, eingefahren sein, worüber eine Magd bis auf den Tod erschrak und starb. Die Bücher wurden endlich vernichtet und der Spuk hörte auf.

224. Das gute Bergmännlein auf dem Hochwalde.

Gräve S. 130. Winter, Constitut. Zeitung 1854. Nr. 208. Gräße S. 574.

Auf dem Hochwalde bei Zittau, der nach dem „Wahlenbüchlein" kostbare Edelsteine bergen soll, geht zu Zeiten ein kleines aschgraues Bergmännlein umher. Bart und Haar sind schleierweiß. Seine schwarze mit Roth verbrämte Kutte umschließt ein goldgelber Gürtel, auf dem Haupte trägt es eine trichterförmige grüne Mütze und in der Rechten einen bunten Stab. Dieses Männchen zeigt dem, der ihm in den Weg kommt, nicht blos Gold, Silber und Edelsteine, sondern vorzüglich auch wohlthätige Heilkräuter.

Einst lebte zu Olbersdorf ein gewisser Jakob Sahrer, den Einige den frommen Jakob, andere den hinkenden Boten nannten, weil er im dreißigjährigen Kriege als kaiserlicher Reitersmann einen Schuß in's Knie bekommen hatte, der ihn zum ewigen Hinken verurtheilte. Er war ein beliebter und wegen seiner Frömmigkeit auch geachteter Mann; Jeder kaufte ihm gern seine Heilkräuter ab, die er in den Bergen sammelte, oder gab ihm durch Botenschicken Etwas zu verdienen. Auf solch einem Botenwege begegnete ihm einst

das Bergmännlein. Das wußte wohl auch von seiner Frömmigkeit und daß er ein rechtschaffener Mann war, winkte ihm und führte ihn die Kreuz und Quer durch den Wald, bis sie endlich an einem kleinen Hügel ankamen. Dort schwang er seinen Zauberstab nach allen Himmelsgegenden hin, und senkte ihn dann auf die Erde. Da that sich der Hügel auf und es strömte hervor, wie ein Springbrunnen von lauter Gold, Silber und Edelsteinen, eine lange Weile. Das mußte nun der fromme Jakob Alles aufraffen und in seinen Mantel packen. Zum Abschiede gab ihm das Bergmännlein noch ein Buch und verschwand vor seinen sichtlichen Augen. In dem Buche aber lag ein Zettel, auf dem stand zu lesen in lateinischer Sprache eine Vermahnung, daß er seines Fundes sich mit Weisheit bedienen und der Armen und Kranken sich annehmen solle. Utere bene memorque sis aegrotorum pauperumque. Denn das Buch handelte von den geheimen Kräften der Wurzeln und Kräuter. Der brave Invalide hat mit seiner Hülfe noch vielen, vielen Menschen das Leben gerettet, und als er zu Ende des 17. Jahrhunderts selber starb seine sämmtlichen Reichthümer der Kirche und frommen Stiftungen vermacht.

Jenes Bergmännchen aber ist der Geist eines weisen und wohlthätigen Mannes, der einst an der böhmischen Grenze lebte und weite Streifereien nach der Lausitz, wie auch in's Oesterreich'sche unternahm, allenthalben den Boden untersuchte und die ersten Bergwerke in jenen Gegenden anlegte. Durch seine Wissenschaft der Kräuter und Wurzeln heilte er Menschen und Vieh selbst von der Pestkrankheit und dem schwarzen Tode. Die Leute aber, deren Aecker dem Bergbau übergeben worden waren, haßten ihn und überfielen ihn einst am Fuße des Berges, wo dann die Lausitzer seinen Leichnam gefunden, ihren Wohlthäter beweint und in jenem Hügel begraben haben.

225. a) Kaspar Dulichius.

Haberkern, Chronik von Kamenz Fol. 421. 447. 450. 452. N. L. Mag. 1838 S. 397. Joh. Gfr. Lessing, Zweihundertjährige Gedächtnißschrift der ersten ev. Prediger in K. 1727. 8.

Kaspar Dulichius war um das Jahr 1642 Pfarrer zu Kamenz. Dieser Geistliche führte aber ein so wenig geistliches Leben und zeigte einen so zanksüchtigen und narrenhaften Charakter, daß er bald wieder abgesetzt wurde. Nachdem er zehn Jahre in der Irre umhergewandelt und viele schlimme Streiche verübt hatte, setzte man ihn in Verwahrung auf den Pulsnitzer Thurm. Nun aber kam es erst heraus, daß er mit dem leibhaftigen Teufel im Bunde war; denn am 7. Oktober 1652 war er bei verschlossenen Thüren vom Thurme gestiegen und hatte mit mehren Personen auf der Straße gesprochen, und doch am anderen Morgen sich wiederum in seinem Gefängnisse befunden. Dazu kam das Gerücht, daß er in Wien zur katholischen Religion übergetreten sei und sein eigenes Geständniß, daß er eine Nuß besitze, vermöge welcher er sich unsichtbar machen könnte, sowie daß ein von Haaren

geflochtener Kranz ihm die Herrschaft über die Geister des Schattenreichs verleihe. Man schritt daher zur Inquisition und verschickte die Akten zum Spruch an den Leipziger Schöppenstuhl, welcher auf die Tortur erkannte, um ihm das Bekenntniß seines Bundes mit dem Teufel auszupressen. Aber schon der Anblick der Marterinstrumente brachte den Delinquenten zu dem Geständniß, daß er im engsten Verkehre mit Satanas stände, durch dessen Hülfe er auch vom Thurme gestiegen sei. Darauf wurde das Todesurtheil über ihn gesprochen und vom Kurfürsten Johann Georg bestätigt.

Obgleich er nun, als am 6. November 1654 der Spruch an ihm vollstreckt werden sollte, seine Aussage widerrief, wurde dennoch vom Leipziger Schöppenstuhle das vorige Urtheil bestätigt, und ihm am 8. Juli 1655 auf dem Markte zu Kamenz der Kopf abgeschlagen.

225. b) Von einem Schwarzkünstler in Sorau.

Magnus, S. 168.

Anno 1621 ließ der Landvoigt der Nieder-Lausitz Graf Promnitz zu Sorau einen Münzmeister Namens Johann Huser aus Oesterreich kommen, um neue Münzen zu schlagen. Dieser Huser war ein Schwarzkünstler, Schatzgräber und Teufelsbanner. Denn bei uns zu Sorau ist in dem Walde, nicht weit von Looß, ein Raubschloß; da hat man auch ehemals Silber gegraben. Daselbst hat nun Huser etliche Wochen alle Tage von eilf bis zwölf fleißig gegraben und einen Schatz gesucht. Nach vier Wochen kam er an die Braupfanne, darinnen der Schatz und das Gold liegen sollte. Davor aber war eine eiserne Thüre, welche er mit einem Stoß oder Schlag aufrennen sollte. Wo er dieses nicht auf einmal würde bewerkstelligen, so wollte ihm der Teufel den Hals entzwei brechen. Er wollte es zwar wagen, aber der Herr Landvoigt verbot es ihm und er durfte nicht mehr hingehen. Da sagte Huser, es würde nach ihm den Schatz kein Mensch mehr finden, wie sehr er es auch mit dem Teufel halten würde.

Derselbige Huser hatte einstmals Gäste gebeten, darunter der Herr Rektor Zahn und der Herr Konrektor Lehmann auch waren. Als sie nun über der Mahlzeit vom Teufel und seinen Erscheinungen zu reden anfingen, so sprach Huser, wenn sie den Teufel sehen wollten, so wollte er denselben alsbald in Gestalt einer Fliege in ein Glas bannen und zwar ohne allen Schaden. Aber da die Gäste erschraken, aufstanden und fortgehen wollten, so ließ er sein Vorhaben bleiben.

226. Die Hexen.

L. Mon. Schr. 1797. II. 758. Mündlich.

Alte Frauenzimmer, seltener junge, die mit dem Teufel einen Bund gemacht haben und Buhlschaft mit ihm treiben, nennt man auch bei uns

Hexen und die Wenden wenigstens glauben an ihre Zauberkünste hie und da noch bis diese Stunde und rothe Augen bei alten Weibern bringen noch heute in den Verdacht der Hexerei. Sie behexen der Nachbarn Kühe, daß sie keine Milch geben, während es ihnen selber nie an Milch und Butter fehlt. Sie können ihrem Nächsten eine plötzliche Krankheit, besonders das sogenannte „böse Wesen," an den Hals werfen. Sie haben die Macht, sich in einen Hasen, in eine Katze und dergleichen zu verwandeln. Ein Hase, der bei lichtem Tage durch's Dorf läuft, ist sicher eine Hexe. Zu Walpurgis reiten sie auf Besen zum Schornstein hinaus auf den Blocksberg (Bruchelsberg), sie versammeln sich auf den Gückelsbergen, deren es mehre in der Lausitz giebt. Damit sie im Vorüberziehen keinen Schaden anrichten, besteckt man die Stallthüren und Düngerhaufen mit grünen Reisern, angemalten Kreuzen und den Buchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar). Auch zündet man Besen an und nennt es Hexenbrennen. Die Kinder ihrer Buhlschaft mit dem Teufel sind die Elben.

Anmerk. 1. Der deutsche Name „Hexe" ist von der bei Gelegenheit der „Hainchen" in den Zwergsagen besprochenen Sprachwurzel hag (ἅγιος) herzuleiten, was in der geschichtlichen Thatsache Bestätigung findet, daß das Hexenwesen ein fortgesetztes heidnisches Priesterthum ist. — Der Hexenname Drude bezeichnet eine druidische Priesterin, aber auch einen weiblichen Alp.

2. Der wendische Hexenname Kodota bezeichnet ebenfalls Alp. Drittens aber auch einen grauen Schmetterling. Aus einer schlafenden Zauberin fährt der Geist in Gestalt eines Schmetterlings. (Grimm S. 612.)

Die Leute in Ostritz glauben, daß wenn der erste Schmetterling, den man im Frühlinge sieht, ein weißer ist, der Tod in diesem Jahre entweder einen selber, oder ein Glied in der Familie trifft. Sie nennen es das Todsehen; ob sie damit den Begriff einer Hexe verbinden, weiß ich nicht. Viele weiße Schmetterlinge auf einmal bedeuten Theurung oder Seuchen.

227. Die Hexenkur.

N. L. Mag. 1832 S. 88.

Einer Bäuerin wurden die Kühe im Stalle plötzlich behext, daß sie keine Milch gaben. Da ging sie zur weisen Frau und fragte sie, was wohl bei diesem Uebelstande zu thun sei. Die weise Frau sprach: Deine Kühe sind von einer Hexe bezaubert. Willst Du den Zauber bannen, so gehe um Mitternacht bei abnehmendem Monde auf einen Kreuzweg, nimm einen Sack mit und knüpfe darin drei Knoten, lege ihn auf den Kreuzweg und haue ihn mit Knütteln wacker durch, so lange Du kannst; alle Schläge, die Du thust, treffen die Hexe. Dann gehe schleunig zurück und sieh Dich nicht um. Die Bäuerin befolgte den guten Rath, ging auf den Kreuzweg und fing an auf den Sack zu hauen. Da erschienen von allen Seiten Irrwische, Nachteulen, Salamander, Wehrwölfe und anderes greuliches Ungethüm. Aber die Bäuerin ließ sich nicht erschrecken, hieb wacker darauf los und ging endlich eilig zum

Dorfe zurück, ohne sich umzusehen, obgleich es hinter ihr drein brauste, wie die Wellen eines Meeres und rasselte wie von tausend Wagenrädern.

Des andern Morgens gab die Kuh die schönste Milch von der Welt, ihre Nachbarin aber, die böse Barbara, war plötzlich krank geworden und hatte den ganzen Körper voller Wunden und Beulen. Niemand wußte warum, wir aber wissen's und auch die weise Frau und auch die Bäuerin.

Anmerk. In der schleswig-holsteinschen Sage wird eine unheilbringende Katze in den Sack gesteckt und tüchtig geschlagen. Hernach aber fällt ein todtes altes Weib heraus. (Müllenhof No. 313., vergl. Grimm, Mythol. S. 623.)

228. Verunglückte Bierschank-Hexerei.

Frenzel, hist. natur. III. 1416. msc.

Auf eine sonderbare Art suchte eine Bürgersfrau zu Budissin (eine Randbemerkung bei Frenzel nennt: Ilsmer Hansen's Eheweib), auf der Reichengasse wohnend, sich einen gilten Bierschank zuwege zu bringen. Anno 1677, den 6. December, hatte sie ihr Bier offen, des Nachts um 12 Uhr mußte ihre Magd bei Peter Stephan auf dem Fleischermarkte, der auch Bier schänkte, mit einem Flederwische sein Kegelloch aussäubern, vor der Hausthüre herum kehren und das Kehricht in der Schürze in ihr Haus bringen. Dies sollte dazu helfen, daß sie gut Glück im Bierschank habe und die Biergäste von dort weg sich möchten bei ihr einfinden. Auf den folgenden Tag ward diese Sache ausgebracht und die Magd in die Büttelei gesteckt. Man fand auch, da visitiret worden, unterm Schänkfaß ein genähtes Glücksäckchen liegen.

Anmerk. Daß anderweitig sogar ausgegrabene Menschengebeine zur Verbesserung des Bieres benutzt werden, siehe bei Frieder. Germanus, de miraculis mortuorum. Dissert. de cadaveribus No. 192. p. 121.

229. Große Dürre durch Hexerei.

Magnus S. 214.

Anno 1653 hat es um Sorau herum ganzer sechszehn Wochen nicht geregnet; daher entstand eine so große Dürre, daß die Brunnen und Bäche austrockneten. Daran waren die Sorau'schen Bleichweiber schuld mit ihrer Zauberei. Das hat ein ehrlicher Bürger und Fleischhauer deutlich wahrgenommen; denn als er bei einem Spaziergange hinter'm Zaune gestanden, hat er gesehen, wie eine alte Vettel mit dem bloßen Hintern rückwärts gegen eine aufsteigende Regenwolke gelaufen ist und dazu gesagt hat: Regne mir in den — und nicht auf meine Leinewand! worauf dann die Wolke wieder vergangen. Der Bürger lief der alten Hexe nach, um zu sehen, wer sie wäre, aber er konnte sie nicht einholen und ehe er sich's versah, war sie vor seinen sichtlichen

Augen verschwunden. Als dies nun dem Grafen Seifried von Promnitz hinterbracht worden, ließ er eine scharfe Untersuchung anstellen, konnte aber nichts erfahren. Er verbot daher das Bleichen gänzlich, und siehe, alsobald regnete es.

Anmerk. Hexen lesen Eichenlaub in ein Mannshemd und hängen es, angefüllt mit den Blättern, an einen Baum. Sofort erhebt sich der Wind, der allen Regen vertreibt und trockenes Wetter erhält. (Grimm, Mythol. S. 616.) Umgekehrt zaubern sie durch Schlagen in's Wasser und andere Zaubermittel fürchterliches Ungewitter herbei, wovon ich kein lausitzisches Beispiel weiß. Vielleicht aber hat das beim Todaustreiben an einer Stange in's Dorf zurückgetragene Hemde der zerstörten Winterpuppe die Bedeutung eines (heilsamen) Regenzaubers.

230. Helena Gottschalk, die bezauberte Jungfrau.

Frenzel, hist. nat. III. 1420. msc. Unschuldige Nachrichten 1702. S. 936. De puella Zittaviensi incantata. L. Mag 1783. S. 66. Zedler, Universallexikon LXII. 1763. Hoffmann, Script. Lus. II. p. 250.

Einst lebte zu Zittau ein Mädchen, Helene Gottschalk genannt (geboren 1691), die stets von furchtbaren Krämpfen heimgesucht war, auch lange Zeit von einer Unzahl von Läusen geplagt wurde, bis sie aus freien Stücken eine Hand voll vom Kopfe nahm und mit den Worten: Da hast Du Deine Läuse wieder, Du alte Hexe! von sich warf, und so räthselhaft irre sprach, daß man glaubte, sie sei bezaubert. Der Verdacht fiel auf eine gewisse alte Frau, Namens Sabine, die 1700 auf der Pappelgasse mit Gottschalk's Familie in einem Hause gewohnt hatte, und von dem unglücklichen Mädchen selbst als die, welche sie behext, bezeichnet ward. Sie ward also als Hexe eingesetzt und damit sie die Erde nicht berühre, im Stockhause frei aufgehängt*). Doch fand man sie eines schönen Morgens todt (21. Juni 1702); ob sie sich selbst erwürgt oder ob der Teufel ihr den Hals umgedreht, weiß man nicht, sie ward beim Galgen beerdigt. Sonderbarer Weise ward indeß noch in demselben Monat das Mädchen völlig von ihren Uebeln befreit.

231. Hexenprozeß in der Niederlausitz vom Jahr 1621.

L. Monatsschrift 1796. S. 276.

Auf ihrem Schlosse bei Lübbenau lebten nach des alten Herrn von Weltwitz Tode seine beiden Töchter, die Edeljungfrauen Margarethe und Elisabeth und hielten lustigen Hof daselbst. Obgleich ihnen der Vater, der ein flotter Herr gewesen, nichts als Schulden hinterlassen, wurde es doch nie von lustigen Junkern leer im Schlosse, die den schönen Schwestern den Hof machten, ja es ging das Gerücht, daß es wenig ehrbar herginge bei

*) Aehnliches geschah 1678 zu Budissin mit einem Räuber und Mörder, der den Teufel hatte. (S. Pescheck, Gesch. v. Zittau, Bd. II. S. 746. Anmerk.)

Man glaubte, sobald eine Hexe die Erde berühre, könne sie sich verwandeln. (Grimm S. 607.)

ihren Gelagen. Aber das lustige Leben kostet Geld. Was nun etwa übrig geblieben war von des alten Herrn barem Vermögen, das hatte der damalige Landvoigt des Markgrafthums Niederlausitz, Heinrich Freiherr von Promnitz, in Verwaltung genommen, um die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen, und weigerte sich hartnäckig, den Edeljungfrauen von Weltwitz das auszuzahlen, was ihnen, wie sie meinten, zukäme. Da schwur das Schwesternpaar Rache. Sie gingen zu einer alten wendischen Hexe, Namens Katharina Lehmannin, die in Körigk ihr unheimliches Wesen trieb und ihnen schon manchmal Liebestränke bereitet und Zaubermittel gegeben, um sich vor den Folgen ihrer Buhlschaften zu bewahren.*) Darauf ist im Juli des Jahres 1621 der Landvoigt urplötzlich bei einem Aufenthalte in Lübben in eine schwere und seltsame Krankheit gefallen, daß er vor Körperschmerzen und Seelenbangigkeit schier zu sterben gemeint hat. Kein Arzt hat ihm helfen können, denn keiner kannte die Krankheit. Da kam endlich eine frühere Magd der Edeljungfrauen von Weltwitz, die verrieth den ganzen schändlichen Handel und daß die alte Katharine den Herrn behext habe.

Alsobald ward die Hexe mit List nach Lübben gelockt und auf der Stelle verhaftet. Darauf nahm man ihr ihre Zauberkleider ab, und als man ihr ein kleines Bündlein vom Halse nahm, ist sie ganz kleinlaut und unkräftig geworden. Im Verhöre gestand sie, daß die Edeljungfrauen von Weltwitz sie zur Bezauberung des Landvoigts gedungen, bat um ihre Kleider und erbot sich auch den Zauber wieder zu lösen. Aber man hat noch mehr von ihr wissen wollen über ihre Hexerei, und da sie nicht gestanden, hat die Juristenfakultät zu Frankfurt a./O., darum befragt, entschieden, daß genugsam Ursache zur Tortur vorhanden wäre und daß die Zauberin dem Angstmanne zu übergeben, der Pein zu unterwerfen und sodann mit den Weltwitz'schen Jungfern zu konfrontiren sei. Darauf ist sie den Scharfrichtern von Lübben und Kottbus übergeben worden, die haben die alte Frau auf die Tortur gespannt, und da sie nichts als etwa einige Zauberformeln bekannt hat, also gräßlich gepeinigt, daß sie den Geist aufgegeben hat. Da man befand, daß sie das Genick gebrochen, also daß es geknirscht hat, wenn man den Hals des Leichnams angriff, so haben die beiden Henker versichert, daß es müsse der Teufel gewesen sein; denn auch zu Hennersdorf und sonst hätten sich Exempel ereignet, daß der Teufel einer Zauberin den Hals gebrochen, als sie von der Leiter losgelassen worden. Das alles beschworen sie. Nachdem nun also der ferneren Zauberei der Hexe „in Form Rechtens" gesteuert worden, hat man die beiden Edeljungfrauen vorgenommen; da sie aber die Zauberei sowohl wie allen andern verbrecherischen Lebenswandel hartnäckig von sich abgeleugnet,

*) In Zittau wurde 1581 eine alte Frau von Wittgendorf gestäupt und verwiesen, „weil sie den Dirnen Tränke gesotten." (Peschek, Gesch. v. Z. II. S. 193.)

und im Gefängniß ein solches Zetergeschrei über den Landvoigt und dessen Familie erhoben, daß kein Wächter bei ihnen verharren wollte, so wurde beschlossen, auch bei ihnen die Tortur anzuwenden und mit Elisabeth, der jüngsten und schwächlicheren, zu beginnen. Da wurden nun die üppigen Leiber der schönen Sünderinnen auf die Tortur gespannt und zwar in Gegenwart des Schloßhauptmannes Hans von Wehlen; diesen Vorzug verdankten sie ihrer adligen Abkunft. Beide gestanden unter den Qualen der Tortur ihren verbrecherischen Lebenswandel sowohl wie die Zaubereien durch die Hexe Katharina und eine andere, die schwarze Else, ein, widerriefen zwar des andern Tags ihr Geständniß, mußten es aber, mit schärferen Martern bedroht, endlich gestehen, daß sie den Landvoigt durch Hexerei zur Herausgabe des Geldes hätten nöthigen wollen, und daß sie sich zu dem oben angedeuteten subtilen Kindermorde des Zaubertranks der schwarzen Else bedient. Beide wurden durch den Ausspruch des Leipziger Schöppenstuhls zum Tode durch's Schwert verurtheilt.

Anmerk. Heinrich Anselm Freiherr von Promnitz war überhaupt von Zauberinnen verfolgt (vergl. No. 234.). Zu seiner Zeit wurde in Sorau und der Niederlausitz Alles auf die Hexen geschoben.

Magnus sagt von ihm (S. 170): „Plagte ihn auf gerechte und heilige Zulassung unsres Gottes der Grimm des Satans durch Zauberinnen, o so war er geduldig und sprach mit Hiob: Ob mich der Herr gleich tödten wollte, dennoch will ich auf ihn hoffen Als er Sonntag Oculi Anno 1622 im Königl. Schloß zu Lübben den Tod herannahen fühlte und Herr M. Rambach ihm das heilige Abendmahl verabreichte, rief er aus: Der Teufel wird erschrecken, wenn er sehen wird, daß meine Lefzen werden mit dem rosinfarbnen Blute meines Erlösers Jesu Christi gefärbet sein."

Anno 1661 fand man bei Schönewalde einen Mann todt im Walde, der hatte den Hals nur ein wenig mit dem Kinn in eine Schlinge gelegt und war doch erwürgt. Als aber der Henker zusah, befand er, daß das Genick gebrochen sei, sodaß der Kopf nur so hin und her schlotterte. Daraus erkannte man deutlich, daß ihm der Teufel selber den Hals gebrochen, zumal dieser Mann, ein alter Fuhrmann, sich selbst oft verlauten lassen: er sei des Teufels Eigenthum mit Leib und Seele; er sei ein Höllenbrand und helfe ihm kein Beten. (Magnus S. 237.)

232. Zauberspiegel.

Görlitzische Jahrgeschichte Msc. a. a. 1564.

Anno 1564 wurde zu Görlitz ein altes Weib, auf der Kahle wohnhaft, Landes verwiesen, welche im Geruch der Zauberei stand. Sie kam in Verdacht, Ursache zu einer Feuersbrunst in der Hothergasse gewesen zu sein, wurde in Güte und in Schärfe befragt, hat aber Alles geleugnet und die Tortur ausgehalten. Doch bekannte sie, daß sie einen Zauberspiegel besäße, mit dessen Hilfe sie verlorene Sachen wieder verschaffen könne, wie sie denn dem Herrn J. F. auf K. zwei silberne Löffel, so auf seiner Tochter Hochzeit abhanden gekommen waren, wieder verschafft hätte. Solche Kunst habe sie

aber nicht vom Teufel, sondern von einer klugen Frau aus Böhmen. Da man ihr Glauben schenkte (und eine vornehme Frau mit im Spiele war!), hat man ihr das Leben geschenkt.

233. Zauberlichter.

Magnus S. 152. cf. S. 126.

Den 13. April 1619 hat man nach Soran einen Landsknecht gefangen gebracht und am 7. August mit glühenden Zangen gepeinigt, gerädert und noch lebend auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Dieser Landsknecht hatte auf der Tortur bekannt, daß er drei schwangere Weiber ermordet und aus ungeborener Kindlein Därmen, so er auf Bretter gespannt und abgedörrt, wie auch aus ihren Fingerlein Zauberdrähte zubereitet, solche mit Wachs, welches am heiligen Christtage von den Altarkerzen abgetropfet, überzogen und im Namen aller Teufel gewelkert habe. Solche Nachtlichter hat er auch dem Koche auf dem Schlosse zu Soran (Namens George Schreiber) gegeben, der damit „erschreckliche Thaten verrichtet" und des Herrn Landvoigts Fräulein Schwester, Sidonia Elisabeth, dergestalt erschreckt, daß sie eiligst gestorben. Dieser Koch bekannte auf der Tortur, daß er außerdem sieben Mordthaten begangen, wurde auch zum Lohne dafür mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert und auf einen Tisch gespannt, wo ihm der Henker erstlich das Gemächte abschnitt, mit dem Messer von unten auf den Leib zerschlitzte, das Herz herausriß, ihm dasselbe um das Maul schlug, und schließlich den Körper in vier Theile zerstückte, wovon die rechte Hand und das Haupt bei dem Gerichte, die linke auf dem Kunzendorfer Viehwege, der eine Schenkel auf der Salzstraße und der andere bei Alt-Soran am Wege angenagelt ward, das Eingeweide aber ward im Kreise mit Feuer verbrannt.

Anmerk. Mit den Fingern ungeborener Kinder kann gezaubert werden. Angezündet geben sie eine Flamme, welche alle Leute des Hauses im Schlafe erhält. Schamberg, de jure digitor p. 61. Prätorius, Von Diebsdaumen, Lips. 1677.

Die Hexen graben die Leichen junger Kinder aus und schneiden ihnen die Finger ab. In Budissin wurden i. J. 1602, den 29. Nov, zwei Mörder hingerichtet, die auf der Tortur gestanden, daß sie sich auf dieselbe Weise, wie oben erzählt, ungeborner Kinder Fingerlein verschafft und, um sich fest zu machen, in Bier gethan und gegenseitig zugetrunken. Ihre Helfershelferin war eine Hexe, welche „den Teufel in Gestalt eines Rothkehlchens am Wasser gebannet" und damit viel Unheil angerichtet hatte. (Mühlwolff, Chron. von Budissin. Msc. Fol. 49.)

234. Zauberei in Sorau.

Magnus S. 132.

Den 19. December 1619 wurde dem Adam Schneider zu Sorau die rechte Hand auf öffentlichem Markte abgehauen und in den Busen gesteckt, die linke aber auf den Rücken gebunden, ihn selbst aber setzten die Henkers-

knechte rücklings auf eine Schleife und führten ihn also bis zum Gerichte, daselbst hängten sie ihn an einen Schwenkgalgen und schlugen die rechte Hand auf denselben zugleich auch an. Die Ursach' alles dessen war diese: 1. hatte er mit der Kreutzigin, so in diesem Jahre zu Ende des Augusts vor'm Oberthore auch lebendig geschmäuchet worden, in Ehebruch gelebt, 2. hatte er durch Zauberei mit der Dorothee Kreutzigin Ihro Gnaden, dem Herrn Landvoigt nach dem Leben gestanden, 3. hatte er sich mit Leib und Seele dem Teufel ergeben, und wenn ihm wollte Gott der Herr gleich gnädig und barmherzig sein, so wollte er doch solche große Gnade des allmächtigen und barmherzigen Vaters im Himmel nicht annehmen.

235. Liebeszauber rächt sich.

Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterthümer No. 103. Msc.

In Wittichenau war eine Jungfer, die wollte gern erfahren, wie ihr Zukünftiger aussehen würde. Um ihre Neugier zu befriedigen, machte sie Folgendes:

Am heiligen Weihnachtsabende deckte sie in ihrer Kammer einen Tisch und setzte Essen zurecht, aber ohne Messer und Gabel hinzulegen. Um Mitternacht that sich die Thüre auf, ein schmucker Bursch trat herein, setzte sich zu Tische, zog Messer und Gabel hervor und fing an zu essen. Als er fertig war, ging er ebenso stumm und gespenstig, wie er gekommen war, von dannen. Sein Messer und Gabel aber ließ er zurück. Das Mädchen freute sich über den schönen Bräutigam, vergaß aber Messer und Gabel auf das Flußwasser zu tragen, und steckte sie in ihre Lade. Viele Jahre darauf nach der Hochzeit kommt endlich der Mann einmal zufällig über die Lade, findet das Messer darin und fragt ganz hastig: Wo hast Du das Messer her? Nun, spricht sie, weißt Du nicht mehr, wie Du am heiligen Abende bei mir gegessen hast und Messer und Gabel liegen ließest. Was? ruft er aus, bist Du's, die mich damals so geplagt hat? Nimmt das Messer und sticht es ihr durch's Herz.

Anmerk. Aehnliche Zauberei wird noch heute vielfach am Andreasabende, in der Weihnacht oder zu Sylvester von den Mägden getrieben, besonders aber zu Weihnacht. Am Andreasabende legt die Neugierige einige Körner Hafer mit einigen Körnern Lein vermischt in ihr Bett und in alle vier Winkel der Kammer. Dazu spricht sie:

„Sas Keas,
Mein lieber Sankt Andreas,
Ich sä', ich sä' Haberlein,
Daß mir mein Schatz allerliebst erschein
In der That und in der Wahrheit,
Was er um und an sich hat."

Dann kommt der Zukünftige in leibhaftiger Gestalt zur Thüre herein. — In den meisten Fällen ist es Vorschrift, sich dabei nackend auszuziehen.

236. Zauberprozeß in der Oberlausitz.

N. L. Magazin 1833 S. 331.

Im Jahre 1638 haben viele Edelleute, Pfarrherren und Gerichtsschöppen in Ober-Haynewalde einen Gerichtstag gehalten, weil ruchbar geworden, daß ein Maurer daselbst mit Zauberei umginge, ein Teufelsbanner und Schatzgräber sei und einen Diebsdaumen von einem Gehängten, sowie das Glied einer Galgenkette und Tuch oder Leinwand von einem gehenkten Diebe bei sich trüge, auch besäße er eine Wurzel, wenn er dieselbe bei sich hätte, so wäre ihm Jedermann günstig.

Da der Maurer einen Theil der Anschuldigungen, im Besonderen daß er einen Diebsdaumen von einem zu Hansbach Gehängten eine Zeit lang besessen, gutwillig eingestand, so hat man ihn zum Feuertode verurtheilt, nachmals aber zu vier Wochen Halseisen, Kirchenbuße und Geldstrafen begnadigt.

237. Der verliebte Hengst.

Mündlich.

Am Thurme der Klosterkirche zu Sorau sieht man in Stein ausgehauen das Gesicht eines jungen Mädchens und daneben einen Pferdekopf, als Denkmäler einer wunderbaren Begebenheit, welche sich auf dem Klosterhofe zugetragen. Dort ist ein Brunnen, zu welchem die Stadtmädchen häufig kommen, um Wasser zu schöpfen. Als dies eben eine sehr schöne Jungfrau that, erblickte sie ein junger Hengst, welcher in dem nahe liegenden Stalle angebunden stand, riß sich los und sprang auf sie zu. Die Jungfrau lief um den Brunnen herum, zwei-, dreimal, der Hengst lief ihr immer nach. Da sie aber sich so nicht vor ihm retten konnte, eilte sie flüchtigen Fußes dem Thurme zu und die Wendeltreppe hinauf Doch auch hierhin kam ihr der Hengst nach, und keinen Ausweg erblickend stürzte sich die Jungfrau, übermannt von Schreck und Grausen, hoch oben aus dem Fenster auf den Hof hinab; ihr nach der Hengst. Zerschmettert lagen beide todt neben einander.

Eine andere Sage fügt hinzu: Das Mädchen liebte den Knecht, der das Pferd zu hüten hatte. Der aber wollte nichts von ihr wissen. Da schenkte sie ihm mit einem Butterbrode einen sogenannten Liebesbissen, den die kluge Frau zurecht gemacht hatte. Der Kutscher aber ahnt nichts Gutes und giebt das Brod dem Pferde. Daher des Gaules Verliebtheit.

Anmerk. 1. Eine von den vielen Sagen, die sich das Volk ausdenkt, um die Pferdeköpfe an Gebäuden zu erklären, deren ursprüngliche Heilsbedeutung verloren gegangen ist.

2. Pferde haben erotische Bedeutung. Wie hier ein Pferd empfänglich ist für Liebeszauber, so ist es im alten Aberglauben selbst ein Stück Fleisch von der Stirn eines Pferdes, Hippomanes genannt, welches man besonders präpariren und sodann von der Person berühren lassen muß, deren Liebe man sich verschaffen will. (Scheible, die gute alte Zeit, Stuttg. 1847 S. 194.)

238. Das herumirrende Stiefelpaar.

Segnitz I., 293. Gräve S. 38.

Im dreißigjährigen Kriege ging's auch in der Lausitz wild her und die Buttler'schen Dragoner waren eben nicht die letzten im Plündern, Rauben und Leuteschinden. Sie kamen auch einmal durch Lauban marschirt; da hatten's die armen Laubauer schlimm. Kommt auch ein recht verwegener Dragoner einem ehrlichen Schuster auf die Werkstatt gerückt und wollte neue Stiefeln haben. Die ihm nicht paßten, schmiß er dem Schuster an den Kopf und als endlich ein Paar gut genug waren, da gab er dem Schuster eine gar treffliche Auszahlung mit der flachen Klinge, daß der arme wehrlose Mann nur so schrie. That aber dabei auch einen Fluch und rief: Nun, so wollt' ich doch, daß der Teufel die Stiefel regieren sollte, daß sie ewig herumirren müßten. Da hat aber der Dragoner nur dazu gelacht. — Nun wurde doch im selbigen Jahre, es war nämlich im Frühling Anno 1632 gewesen, bei Lützen die große Schlacht geschlagen. Da war mein Buttler'scher Dragoner auch dabei und auch die Laubauer Stiefeln; aber nicht lange, denn da ist eine schwedische Kugel gekommen und hat sie ihm sammt den beiden Beinen unter'm Leibe weggeschossen. Und da ist auch des Schusters Fluch in Erfüllung gegangen, denn die Stiefel mit den Beinen sind richtig ruhelos umher gelaufen und müssen gut marschiret sein, denn schon am dritten Tage nach der Schlacht, da haben die Laubaner gesehen, wie die Stiefel auf dem Steinberge umher gelaufen sind. Weil's aber Winterszeit war, wo nicht viel Leute im Freien sind, ist die Sache nicht recht beachtet worden. Aber viele Jahre später haben einmal die Fuhrleute an einem 9. November die Stiefel gesehen und die Sporen klingen gehört; ist auch ruchbar geworden, daß sie am hellen lichten Tage ein Paar Kinder umgerannt haben, so am Steinberge des Holzlesens halber sich aufgehalten. — Das ist die Sage von den wandernden Stiefeln.

Anmerk. Der Geist Stiefeli oder Stiefelireiter im Aargau erscheint ebenfalls den holzlesenden Kindern, (Rochholz S. 301, wo die Sage mit einem falschen Schwur bei Schöpfer und Richter in Verbindung gebracht wird). In beiden ist der letzte Grund eine Uebervortheilung. Der Schuh verwandelte sich aber schon frühe in ein Rechtssymbol für Auflassung von Gut und Erbe (Grimm, Rechtsalterth. 156., 379.) und der bei diesen Rechtsverhandlungen Uebervortheilte bekommt eben deswegen wiederum den Namen Stiefel, insofern er mittelst dieses symbolum traditionis betrügt.

In dem Schlosse Kalenberg haust ein kleiner Geist, Namens Stiefel. (Grimm, D. S. No. 77.) Er trägt einen großen Klappstiefel, weil ihm einmal ein Bein beschädigt wurde. In obiger Sage kommt noch hinzu der Glaube an die Meilenstiefeln der Märchen, deren ältestes Exemplar in des Hermes geflügelten Schuhen zu suchen ist.

239. Ein Bauer macht, daß die Diebe stehen bleiben müssen.

Frenzel, hist. nat. III. 1416 msc.

Zu Friedersdorf unter der Landeskrone war einst ein Bauer, der konnte mehr als Brod essen. Wenn er des Nachts im Bette lag und die

Leute auf sein Feld kamen, um Rüben zu stehlen, wußte er einen Zauberbann, daß sie mußten stehen bleiben und nicht von der Stelle konnten. Hatte er sie dann mehre Stunden in allen Aengsten stehen lassen, dann erhob er sich gemächlich, ging hin und machte sie wieder los, nachdem er sie tüchtig ausgescholten hatte. Von einem andern Friedersdorfer erzählt man auch, daß er, auch ohne hinzusehen, immer gewußt habe, was seine Knechte machten. Ja, wenn er weit vom Orte entfernt mit seinen Zechgenossen in einer Schänke saß, hat er ihnen oft haarklein erzählt, wie es in dem Augenblicke zu Hause zuginge: denn er sähe Alles vor sich, als wenn er dabei stände.

240. Hieb- und Stichfest.

Frenzel, hist. nat. III. 147. msc. Magnus S. 200.

Es ist von vielen, auch berühmten Personen bekannt, daß sie hieb- und stichfest waren, und leidet keinen Zweifel, daß man eine zauberische Kunst hat, durch welche man es so weit bringen kann, daß einem kein Hieb oder Stich Etwas schadet. Aber bisweilen werden doch die Leute damit betrogen und es ergeht ihnen wie jenem schwedischen Soldaten von dem Wankeschen Regimente zu Görlitz Anno 1640. Der berühmte sich auch gegen seine Kameraden in der Schänkstube, daß er ganz stahlfest wäre und wollte solches mit einer verwegenen That beweisen, steckte daher einen Degen in die Wand und lief mit aller Gewalt auf denselben zu. Es hat ihm aber der Teufel den Pakt nicht gehalten: denn der Degen ist ihm durch den Leib gegangen und hat ihn dermaßen aufgespießt, daß er in seinen Sünden bald gestorben ist. Das Aas haben sie dann auf der Viehweide begraben.

Anno 1640, den 29. Mai, nach einem Schwedenscharmützel zu Soran, sahen die Bürger dieser Stadt mit schrecklicher Verwunderung, wie etliche Schweden sich erbärmlich quälen mußten und nicht eher, als bis die Sonne untergegangen war, sterben konnten, ob sie gleich tödtlich verwundet waren und man sie auch noch dazu mit Aexten, Steinen und dergleichen jämmerlich schlug und zerschmiß. Und dieses kam daher, weil sie sich durch Hülfe des Teufels stahl- und eisenfest gemacht hatten.

Anmerk. Lausitzische Recepte zum Festmachen: Moos, welches auf der Hirnschaale eines Gehenkten oder Geräderten wächst, muß man sich in seine eigene Kopfhaut nähen.

Man trägt eine Kugel bei sich, womit ein anderer Mensch erschossen ist.

Runde Brodkügelchen heimlich unter's Altartuch gelegt, sodaß drei Messen darüber gelesen worden. Wer eins verschluckt, ist auf einen Tag fest.

Ein Mannsfeldscher Thaler von 1611 und 1613 mit dem Bilde des heiligen Jürgen, wie er den Lindwurm tödtet und den Umschriften: bei Gott zu Rath und That; auf der andern Seite: das Schifflein Christi in Meereswellen mit den Worten: in tempestate securitas, Schutz im Unglück.

Ein sogenanntes Nothhemde. Das Garn dazu von einem Mädchen unter sieben Jahren gesponnen. Die Nähte mit Kreuzstichen. Darüber drei Messen gelesen. Probatum est.

Vergl. Ruhlandt's Taschenbuch f. d. L. II. S. 94.

241. Die Mordsuppe.

Fata Lusatica, Budissin 1725. cap. 18. S. 125.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts hat sich um Marklissa herum eine räuberische Rotte aufgehalten, vornehm und gering beraubet, den adligen Hof in Gerlachsheim verwüstet, Greiffenberg (1603) eingeäschert, Marklissa, Zittau (1608), Friedland und viele andere Ortschaften angezündet. Ihr Anführer war George Beer von Beerberg. Der hat die ganze Bande zusammengelesen und eine große Zusammenkunft gehalten, wo ein jeder von einer Mordsuppe essen mußte, so Beer aus dem Herzgeblüt ungeborener Kinder gebrauet hatte, wie er denn selbst bekennet, daß er sein Eheweib getödtet, um des Blutes seines eigenen Kindleins habhaft zu werden. Nach genossener Mahlzeit haben sie vermeinet hieb= und stichfest zu sein, auch die Tortur und Marter, so sie gefangen würden, leichtiglich ertragen zu können. Hat ihnen aber zuletzt Alles nichts genützt. Sind eingefangen, zusammengekoppelt und allesammt in ein großes Feuer geworfen worden.

Anmerk. Die gebirgige Gegend von Marklissa bis Meffersdorf hat überhaupt in unsern Sagen fast nur Schauderhaftes und grausam Blutiges aufzuweisen.

242. Valentin Dominus und der Görlitzer Henker.

Frenzel, hist. nat. III. 1418. msc.

Anno 1582 Montags nach Cantate hat sich ein reicher Bauer zu Horka, Namens Valentin Dominus, aus Verzweiflung selbst erstochen. Er hatte nämlich mit dem Görlitzer Henker einen langen Handel wegen drei gestorbener Pferde gehabt, in welchem Handel der Henker den Kürzeren gezogen und von dem Rath zu Görlitz gestrafet worden war. Da hat ihm der Henker aus Rache die schwere Melancholie an den Hals gezaubert, und hat also müssen eines unschuldigen Menschen Leben in des Henkers Hände fallen.

243. Von einem andern zauberischen Henker.

Haberkorn, Chronik von Kamenz ad annum 1607.

Anno 1607 herrschte in der Kamenzer Gegend ein großes Viehsterben. Das kam so plötzlich, daß man allgemein der Meinung war, es sei verfluchte Hexerei im Spiele. Der Verdacht fiel auf den Kamenzer Henker, Namens Peter Babus. Er wurde gefänglich eingezogen, bekannte auf der Tortur sein Verbrechen und wurde auf dem Markte zu Kamenz hingerichtet.

244. Die Kerbemühle bei Marklissa.

L. Mon. Schr. 1793 II. 354. Sammi. von Schön No. 9. Msc.

Zwischen dem Burgholze und der Viehweide ohnweit Marklissa stand sonst eine Mühle, die Kerbemühle genannt. Es ist aber schon sehr lange

her, daß sie gänzlich verfallen ist, so daß man auch keine Spur mehr von ihr sieht. Ihr Untergang wurde durch den Geiz und die Habsucht des letzten Besitzers herbeigeführt. Dieser betrog nicht nur die Mahlgäste ganz erschrecklich mit dem Mehle, sondern wucherte auch unmenschlich mit seinem Gelde und kerbte den armen Leuten, die in der Noth zu ihm borgen kamen, oft mehr Zinsen an, als das Kapital betrug, hatte auch richtig halb Marklissa auf seinem Kerbholze. Aber er kriegte seinen Zahlaus. Hört, wie das kam!

Eines Abends, da es draußen regnete und stürmte und ein Wetter war, daß man nicht gern einen Hund hinausjagte, klopfte ein hübscher schmucker Müllerbursche an, sagte gebührlich seinen Willkommen und Handwerksgruß und bat um das Geschenk, wie auch um eine schlechte Lagerstatt und Nachtherberge. Da schnaubte ihn der geizige Müller an und wies ihm die Thüre, nachdem er ihm das Geschenk, welches er dem Burschen nach Handwerksgebrauche einmal nicht verweigern konnte, auf den Tisch hingeworfen hatte. Der aber ließ das Geschenk liegen und sagte: Behaltet euer Geschenk, Meister! Ich mag nichts von euch; ich schüttle den Staub von meinen Füßen und gehe hinaus wieder in die finstere Nacht. Ihr werdet aber einst wünschen, daß ihr mich behalten hättet; denn auch ihr habt hier am längsten eure Herberge gehabt, und damit ging der schmucke Handwerksbursche zur Thüre hinaus und verschwand in der Finsterniß. Und denkt euch was geschah! Gleich des andern Morgens fanden sich in der Mühle eine große Menge Ottern ein, daß man sich ihrer nicht erwehren konnte. Wenn der Müller aß, so krochen sie auf den Tisch und langten mit in die Schüssel. Wenn er ging, um aufzuschütten, folgten sie ihm nach und schlangen sich um seine Beine. Wenn er sich in's Bett niederlegte, schlüpften sie mit hinein und ließen ihn nicht schlafen. Er mochte mit dem Schürbeil um sich hauen, mit Knütteln in sie hineinschlagen, sie stoßen oder treten, es half Alles nichts, er ward sie nicht los. So blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Mühle zu verlassen, die nun leer und öde stand und nach und nach gänzlich verfiel. Um 1750 standen noch die Trümmer des untern Stockes, von Ottern in großer Menge bewohnt; jetzt ist wenig mehr davon zu sehen.

245. Der Feuersegen zu Budissin.

Klar S. 101. Gräße S. 484.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kam eine wandernde Zigeunerfamilie nach Budissin und suchte, da fast alle eine Krankheit befallen hatte, ein Obdach auf einige Tage. Die Mutter mit ihren zwei kranken Kindern ging von Haus zu Haus, um die Herzen der Einwohner zu bewegen, und der Vater lag auf einer Steinbank am Thore. Allein kaum gelang es den Armen, einige geringe Gaben zu erhalten, sie aufzunehmen bezeugte Niemand Lust, und so mußten sie dem kranken Vater leider alle Hoffnung auf Obdach in

der feuchten Herbstnacht rauben. Traurig, vor Kälte zitternd, saßen sie nun am Thore; da schritt ein Mann vorüber, der selbst arm und dürftig aussah. Dieser fragte sie, warum sie so klagten, und als sie ihm ihre Noth gestanden, da führte er sie mit den Worten: nun kommt nur mit mir! in seine schlichte Wohnung in der Gaschwitz unfern der äußeren Ringmauer der Stadt. Er gab ihnen eine Kammer, reichte dem durchfrorenen Vater einen Trank, theilte mit den Unglücklichen sein Abendbrod und bereitete ihnen ein Lager aus frischem Stroh. So übte er mehre Tage lang sein Werk der Barmherzigkeit an ihnen, bis sie im Stande waren, ihren Weg wieder in ihre Heimath nach Ungarn fortzusetzen. Ehe sie Abschied von dem menschenfreundlichen Manne nahmen, sprach der genesene Zigeuner zu ihm: wir wollen nicht undankbar von dieser Stätte gehen, sondern ein bleibendes Zeichen zurücklassen. Von dieser Stunde an wird dieses Gebäude kein Raub der Flammen werden, und wenn auch die ganze Stadt in Schutt und Asche verwandelt würde, so wird doch kein Feuer dieses Haus anfassen! Damit murmelte er den sogenannten Feuersegen und ging von dannen. Zwar glaubte anfangs der Besitzer des Hauses den Worten des Zigeuners nicht, allein bald ward er eines Andern belehrt, und erfuhr zu seinem nicht geringen Staunen, daß der Fremdling Wahrheit geredet hatte. Nach wenigen Jahren ward Budissin von Wallenstein erobert und mit kaiserlichen Truppen besetzt, der Friedländer zog bald darauf nach Böhmen und ließ den Obristen von Goltz als Stadtkommandanten zurück. Dieser ließ, als die Sachsen vor die Stadt rückten, die Vorstädte der Stadt in Brand stecken, ein widriger Wind jagte das Feuer in die innere Stadt und bald stand diese in Flammen. Nur ein unbedeutendes Haus in der Gaschwitz blieb unversehrt und das war das, welches die Zigeuner beherbergt hatte. Die Soldaten legten mehrmals Pechkränze an, konnten aber das Dach nicht in Brand bringen. Noch vor wenigen Jahren war es bewohnt, allein 1840 ward es wegen Baufälligkeit niedergerissen, der Platz geebnet und als Garten benutzt.

Anmerk. Ganz dieselbe Geschichte wird von einem Hause zu Neubrunn in Franken erzählt. (Bechstein, Fr. S. S. 278.)

Ein Gegenstück dazu bildet eine lausitzische Fluchgeschichte. In Gerlachsheim lebte um's Jahr 1660 ein reicher, aber hartherziger Bauer, Namens Seibt. Den baten auch einmal wandernde Zigeuner, die dem Verschmachten nahe waren, um Herberge. Er aber stieß sie unbarmherzig von seiner Thüre. Da sprachen die Zigeuner einen Fluch über ihn und es vergingen kaum vier Wochen, so fingen alle Hausbewohner an, erst am Leibe zu verlahmen; dann verloren sie sämmtlich den Verstand und sind so in Raserei gestorben. (Moritz Käuffer, Geschichte von Gerlachsheim 1847.)

246. a) Das Dorf ohne Sperlinge.

Sidg. Lus. XVI. 240.

Unweit Budissin liegt ein Dorf mit Namen Sorah, welches nach Wilthen eingepfarrt ist. Von diesem erzählen die Bewohner und ihre Nach=

barn, daß es dort nie und nirgends Sperlinge giebt, welche leidigen ungebetenen Gäste doch sonst überall in der Erntezeit ihre Schmarotzermahlzeiten halten, wo nur immer Korn in Garben liegt oder gedroschen wird. Ja, wenn von ungefähr einer dieser Korndiebe sich nach Sorah verirrt hat, so leidet's ihn nicht allda, er muß wieder fort. Noch viel weniger hat sich jemals einer unterstanden, dort zu hecken. Und wie geht das zu und wo kommt das her? Von Zigeunern, sagen die Leute. Denn die Sorahєr haben einmal eine herumziehende Zigeunerbande, die Niemand hat aufnehmen wollen, beherbergt und ihnen alle Liebe erzeigt. Zum Dank haben diese Leute mit ihrer geheimen Kunst jene leichtfertigen und gefräßigen Vögel auf ewige Zeiten aus dem Umkreise des Dorfes verbannt.

Anmerk. In der Kreuzkirche zu Dresden hat einmal ein lutherischer Pastor gegen die Sperlinge gepredigt, welche in großer Zahl in der Kirche hausten und nicht hinwegzubringen waren, da sie in des Teufels Diensten standen, um durch ihre Leichtfertigkeit und Geilheit die Gemeinde zu verwirren und zu zerstreuen. — (Sing. Lus. l. c.)

246. b) Das Zauberschloß auf dem Stromberge.

Büsching II. 206. L. Mag. 1838 S. 283.

Zu gewissen Zeiten war auf dem Stromberge ein wunderschönes Schloß zu sehen und deutlich beobachtete man dann aus der Ferne, wie die Bewohner daselbst ihr Wesen trieben. Niemand wagte sich dann in die Nähe des Berges oder gar in das Schloß selbst, jeder warnte den andern davor. Dennoch aber geschah es einst, daß ein Bürger aus der benachbarten Stadt Löbau, ohne daß er selbst davon wußte, jenes Schloß und seine Bewohner näher kennen lernte. Die Geschichte ist folgende:

Vor langer, langer Zeit war einst ein Schuhmacher aus Löbau in dem etwa zwei Meilen davon entfernten Städtchen Weißenberg zu Markte gewesen, wobei ihn sein Weg vor'm Stromberge vorbeiführte. Als er spät Abends wieder nach Hause zurückkehrte, verirrte er sich im Dunkeln in der Gegend des Berges. Lange schon ohne Weg und Steg im Finstern herumirrend gewahrte er endlich auf der Höhe jenes Berges den Schimmer eines Lichts. Ohne irgend etwas Unheimliches zu ahnen ging er darauf zu, staunte aber nicht wenig, als er bei mehrer Annäherung ein schönes, großes und erleuchtetes Schloß gewahrte, das ihm nicht im Geringsten bekannt war. Denn daß es das berüchtigte Strombergsschloß sein könnte, ahnte er entweder nicht oder er kannte auch die Sage davon gar nicht einmal. Froh, sich endlich aus seiner Verlegenheit helfen zu können, suchte er den Eingang, um dort sich eine Laterne zu borgen, mit deren Hülfe er seine Reise besser und bequemer zu beendigen gedachte.

Ohne weitere Schwierigkeiten gelangte er in das Zimmer des Schlosses, welches erleuchtet war und erkannte darin zwei Herren.

Einer saß an einem Tische und schrieb eifrig, was ihm ein anderer, der mit verschlungenen Armen auf- und abging, in die Feder zu sagen schien. Letzterer redete den Schuhmacher in einem rauhen Tone an und fragte ihn mit kurzen Worten, was er wolle. Dieser erzählte nun seine Geschichte und trug ihm sein Anliegen vor, erhielt aber für jetzt blos die Antwort von ihm, daß er es sich vor der Hand gefallen lassen müsse, drei Tage und drei Nächte bei ihnen zu bleiben, und daß es ihm überlassen bleiben solle, sich selbst die Arbeit zu erwählen, die er während dieser Zeit bei ihnen verrichten wolle.

Der Schuhmacher aber, der so wenig zu dem einen als zu dem andern Lust bezeigte, konnte sich zu keiner bestimmten Arbeit entschließen; es ward ihm daher von jenen beiden Herren auferlegt, während seines Aufenthalts auf dem Berge Steine zu karren. So beschwerlich ihm auch dieses Geschäft sein mochte, so wagte er, aus Furcht einer möglichen gefährlichen Ahndung, es dennoch nicht, sich dessen zu weigern.

Endlich am Abende des dritten Tages entließen ihn jene beiden Herren seiner Arbeit wieder, gaben ihm nach seinem Wunsche eine Laterne und erlaubten ihm nach Hause zu gehen. Doch der Schuster, der wo möglich gern einen Ersatz für die dreitägige Versäumniß in seiner Arbeit gehabt hätte, war hiermit nun noch nicht zufrieden, sondern er wagte es sogar, sich einen Lohn für die ganzer drei Tage lang treulich geleistete Arbeit auszubitten. Auf vieles Zureden und Bitten endlich empfing er nicht mehr und nicht weniger als — einen Silberdreier und zwar mit der Bedeutung, daß er dadurch, ob es gleich nur ein Geldstück von sehr geringem Werthe sei, dennoch sehr glücklich sein werde, indem, so lange er dieses besitzen würde, es ihm nie an Gelde mangeln werde.

Hiermit zufrieden, verwahrte der Schuster diesen Dreier sorgfältig, beurlaubte sich dann von den beiden Herren und trat seinen Weg nach Hause an. Spät erst in der Nacht kam er heim und fand die Thür seines Hauses schon verriegelt und verschlossen; er klopfte daher mit aller Macht an und rief und schrie, damit seine Frau ihn hören und sobald als möglich einlassen möge.

Endlich aus dem Schlafe erweckt erschien diese, prallte aber mit einem lauten Schrei des Entsetzens zurück, als sie in dem Ankommenden ihren Mann erkannte, den sie schon längst für todt gehalten hatte. Denn anstatt daß er blos drei Tage weggewesen zu sein glaubte, war er nicht weniger als ein ganzes Jahr weggewesen, und in seiner Heimath hatte man angenommen, er müsse verunglückt sein, da er von dem damaligen Weißenberger Markte nicht zurückgekommen war.

Da er seinen Gedanken nach gar nicht lange abwesend geblieben, so war er mit der alten Ordnung der Dinge bald wieder vertraut, nur mit dem Unterschiede, daß er nun, seitdem der Heckdreier vom Stromberge in

seinem Beutel wohnte und diesen immer von Neuem füllte, sich selbst nicht in jene Ordnung wieder hineinfügen wollte und anstatt, wie sonst, fleißig zu arbeiten, jetzt nur dem Müssiggange und Trunke sich ergab, weil er augenscheinlich bemerkte, daß er jenes nun nicht mehr nöthig habe, dieses ihm aber vergnügtere Tage gewähre. Der Trunk aber war wiederum die Ursache, daß er seinen Schatz einbüßte. Denn als er einst in einem starken Rausche seinen vollen Beutel hervor suchte und seine Zeche bezahlen wollte, gab er aus Unachtsamkeit jenen glückbringenden Heckdreier aus und ward dadurch, daß er sich nun einmal an ein müssiges Leben gewöhnt hatte, zum Bettler.

Anmerk. Der Stromberg ist eine heidnische Opferstätte (s. No. 21. Anmerk.), wo auch Zwerge hausen.

Sechste Abtheilung:

Schatz-Sagen.

VI.

Schatzsagen.

247. Der Geldkeller auf dem Löbauer Berge.

Büsching II. 105. IV. 337. Frenzel, hist natur. msc. II. 771. Großer, Merkw. V. 14. O. u. N. Lauf. Chronik S. 79. Taschenbuch Gedenke mein, Wien u. Leipzig 1840 S. 103. Breslauer Handschrift No. 28. Gräffe, S. 493 ff. Borott S. 39. Leipziger Generalanzeiger 1845 No. ‡. Preusker, Blicke ꝛc. I. S. 78. Gräve S. 118. Winter, in der Constit. Zeit. 1854 No. 24.

Erste Sage.

Von der höchsten Spitze des Löbauer Berges führt nach Norden der sogenannte Prinzensteig an einem Felsen vorüber, der im Volke allgemein der Geldkeller genannt wird, denn es liegt ein Schatz darin, groß genug die ganze Lausitz zu kaufen. Viele sagen, die Hüter des Schatzes wären die verstorbenen Bürgermeister von Löbau, und sie würden die Stadt unterstützen, wenn sie in Noth käme. Das Thor desselben ist geschlossen, und nur an hohen Festtagen zu bestimmten Stunden ist es Einzelnen vergönnt, in's Innere der Höhle zu treten und sich dort Schätze zu holen. Aber es muß ein ganz uneigennütziger Mensch sein, den der Zufall hierher geführt.

Einmal war ein Löbauer Bürger ausgezogen den Schatz zu heben. Aber vor übergroßer Begier sich von den Schätzen, die er fand, soviel als möglich anzueignen, hatte er ganz vergessen, daß der Berg nur eine Stunde lang offen sei. So mußte er sieben Jahre im Berge bleiben. Als sich nach sieben Jahren der Berg wieder öffnete, da ließ er gern alle Schätze im Stich und war zufrieden, nur seine Freiheit wieder erlangt zu haben.

248. Zweite Sage.

Zwei Knaben spielten einst auf dem Löbauer Berge und zwar in der Gegend des sogenannten Geldkellers. Dem einen von ihnen entführte der Wind sein leichtes Strohhütchen und wehte es in die Tiefe einer Felsenkluft. Der Knabe weinte und schrie, doch dadurch gelangte er immer noch nicht

wieder zu seinem Eigenthume. Aus Furcht vor Strafe, wenn er ohne sein Hütchen nach Hause zurückkehrte, gab er sich nun alle mögliche Mühe, es wieder aufzufinden, kletterte nnd kroch von einem Stein auf den anderen und gelangte endlich in die Tiefe der Kluft, ohne aber sein liebes Hütchen ausfindig zu machen.

Jetzt entdeckte er eine in den Fels hineingehende Höhle. Hier glaubte er nun das Gesuchte finden zu müssen und gerieth so, ohne daß er es dachte, von Tiefe zu Tiefe, bis sich endlich ein ungeheurer und weiter Felsenkeller seinen erstaunten Blicken aufthat.

Hier sah er nun zwar immer noch nichts von seinem Hütchen, wohl aber erblickte er eine ganze Gesellschaft Herren, die um einen großen runden Tisch herumsaßen und zu spielen schienen, kein lautes Wort aber von sich hören ließen. Im Hintergrunde des Kellers aber standen ganze unermeßliche Braupfannen voll von blanken Thalern und Goldstücken.

Die stummen Herren winkten dem Knaben freundlich, sich von den aufgehäuften Schätzen zu nehmen und einzustecken, doch ein gräßlicher feuerschnaubender Hund vertrat ihm furchtbar den Weg, daß er fast allen Muth verlor. Von Neuem aber winkten die Herren und der furchtbare Hund zog sich etwas zurück.

Auf dringendes und wiederholtes freundliches Zuwinken wagte es endlich der Knabe sich heranzuschleichen, ging nun hart an dem Hunde vorbei, so daß er fast über ihn hinweg steigen mußte, und steckte sich von den blanken Thalern und Goldstücken so viel ein, als nur in seinen kleinen Taschen Platz hatte. Nun schon dreister gemacht, da Alles ohne Gefahr für ihn abgelaufen war, machte er sich auf den Rückweg, der ihm auch weder von dem feuerschnaubenden Hunde noch von den stummen Herren an dem großen runden Tische streitig gemacht wurde. Froh über sein unverhofftes Glück, das ihn statt seines strohernen Hütchens einen so großen Schatz finden ließ, stieg er nun wieder in der Felsenkluft empor, war ohne viele Mühe und ehe er es dachte wieder oben auf dem Berge und eilte mit der Baarschaft vergnügt nach Hause.

Der andere Knabe, der mit diesem auf dem Berge war, hatte mit Ungeduld auf die Rückkunft seines Gefährten aus der Felsenkluft geharret und beinahe schon gefürchtet, daß er wohl verunglückt sein könnte.

Doch als er ihn nun nicht nur gesund und wohlbehalten, sondern sogar mit reichen Schätzen beladen wiederkehren sah und noch obendrein hörte, wie leicht und gefahrlos er dazu gelangt sei, so stieg auch in ihm der Gedanke auf, sein Glück bei jenen unterirdischen Schatzmeistern zu versuchen.

Er warf daher sein Hütchen absichtlich in die Felsenkluft und kletterte ihm nach. Nach langem Klettern kam auch er in den Felsenkeller. Aber die stummen Herren an dem großen runden Tische sahen ihn mit böser und zürnender Miene an und bedrohten ihn auf's strengste, wenn er es wagen würde hineinzukommen; auch der feuerschnaubende Hund sah so grimmig aus, als wenn er ihn auf der Stelle zerreißen wollte.

Da machte sich der Knabe so schnell er nur konnte auf die Beine und war nur froh, mit heiler Haut und lebendig davongekommen zu sein. Nur mit großer Mühe konnte er die steile Höhe wieder erklimmen, schund sich noch dabei die Knie wund und mußte mit zerrissenen Hosen und ohne Hut nach Hause gehen. Welche Belohnung ihn dort empfing, kann man sich denken.

249. Dritte Sage.

Es begab sich einst, daß eine arme Frau auf dem Löbauer Berge die Thüre des Geldkellers gewahrte, wie sie offen stand. Die Zeit aber, wo solches geschah, war an einem Charfreitage Morgens früh, als man eben vom Chore die Passion absang. Neugierig und in der Hoffnung, einen Schatz und somit Glück darin zu finden, so wie schon so mancher Andere vor ihr, ging sie hinein, obschon sie einen größeren Schatz, nämlich ihr einziges Kindlein, auf den Armen trug. Ueberall glänzten ihr gleich hellen Karfunkeln die Gold-, Silber- und Schaustücke entgegen, die in großmächtigen Braupfannen links und rechts aufgehäuft dastanden. Aber nirgendwo war ein Wächter dieser Schätze zu sehen. Ein runder Tisch nur stand unfern vom Eingange und einige Aepfel, so frisch sie nur zur Herbstzeit auf den fruchttragenden Bäumen prangen mögen, lagen darauf.

Auf diesen Tisch nun setzte sie das Kindlein nieder, damit es spielen möge mit den herrlichen Früchten; sie aber scharrte und sammelte so viel des blanken Goldes in ihre Schürze, als sie nur ertragen konnte, und trug es fürbaß aus dem Keller hinaus.

Alsbald nun kehrte sie wieder um, daß sie auch ihr Kindlein sich nachholen möge, was sie versäumt hatte über dem unterirdischen Mammon. Aber, o Jammer! nimmer und nimmer konnte sie jetzt die Thüre des Kellers wieder gewahren, zu der sie doch nur eben erst war herausgetreten, und weder Weinen und Greinen, noch Klagen und Zagen mochte ihr helfen, denn schier nicht eine einzige Spur davon konnte sie noch wahrnehmen. Gar gern hätte sie nun all ihre blanken Schätze, die sie gewonnen, dahingegeben für den einzigen Schatz, den sie verloren. Und ob sie auch ihr gehabtes Unglück denen anzeigete, die zu Rathe sitzen, so konnten sie ihr doch nicht rathen und helfen; ja alles Nachforschen und Suchen und Graben war sonder Nutzen, so viel dessen auch auf gemeiner Stadt Kosten veranstaltet und vorgenommen werden mochte.

Und als nun wiederum die Zeit der Ostern herbeigekommen war und die Stunde, wo man vom Chore herab die Passion absang, ging das Weib abermals hinaus die Stelle zu suchen, wo sie vor'm Jahre so glücklich und doch so unglücklich gewesen; und siehe! da öffnete sich mit einem Male wieder jene unterirdische Pforte mit ihren Karfunkeln gleich blitzenden Schätzen. Sie aber, thränend und sehnend, sah nichts denn ihr Kindlein, das immer noch auf jenem runden Tische sitzend, wohin sie es einst gesetzet, munter spielte mit den frischen Aepfeln und freundlich die Arme ihr entgegenstreckte. Gar gern wählte sie diesmal für all' die todten Schätze den lebenden. Doch als sie mit ihm das Sonnenlicht erreichte, erblich das Kindlein ihr in den Armen.

Eine andere Sage erzählt, das Rind habe nur eine dreitägige Ohnmacht befallen, die von einem wunderthätigen Manne mit Hülfe der im dicht daneben liegenden Kräutergärtlein wachsenden Heilkräuter gehoben worden sei. Das Kind war selbst als Mann nie wieder auf den Berg zu bringen gewesen und in die weite Welt gegangen.

*Anmerk. Ganz ähnliche Sagen knüpfen sich an die Landskrone bei Görlitz und den Falkenberg bei Stolpen, an den Meisengrund beim Tollenstein in Böhmen u. s. w.

250. Vierte Sage.

Nach einer andern Sage öffnete sich der Geldkeller allemal am Johannistage Mittags zwölf Uhr, um sich des Nachts wieder um dieselbe Stunde zu verschließen. Am Johannistage 1516 hatte ein Bauer das Glück, den Eingang geöffnet zu finden, er ging hinein und erblickte mit offenen, nüchternen Augen den unermeßlichen Schatz. Zuerst unschlüssig, was er thun oder lassen sollte, entschloß er sich endlich, seine Taschen und Mütze zu füllen und belastet mit der köstlichen Beute den Rückweg anzutreten. Allein in der Trunkenheit seines Glückes verirrte er sich in den Kreuzgängen und die verhängnißvolle Stunde, mit welcher sich der Eingang schloß, ertönte. Furchtbare Finsterniß umgab ihn. Niemand hörte seine Klagen. Verzweiflungsvoll warf er sich zu Boden. Da versank er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst das kommende Jahr am Johannistage wieder erwachte; Taschen und Mütze fand er zwar leer, aber die Freiheit war ihm lieber als alle Schätze der Erde.

251. Der feurige Hund auf dem Löbauer Berge.

Berott, der Löbauer Berg 1854 S. 59.

In dem sumpfigen Gebüsche am östlichen Abhange des Löbauer Berges läßt sich zuweilen ein feuriger Hund sehen. Wer demselben muthig folgt. den führt er zur Diamantgrube. Ein Bauernmädchen aus Herwigsdorf kehrte einst spät in der Nacht vom Löbauer Jahrmarkte zurück. Da begegnete ihr der Hund, und seltsamer Weise hatte sie Muth genug ihm zu folgen und

gelangte auch richtig in einen glänzenden Saal, wo Alles in diamantenem Lichte blitzte und strahlte. Die anwesenden Personen fragten sie, was sie wollte. Nur einen einzigen von euren kostbaren Steinen, antwortete ängstlich bittend das bescheidene Mädchen. Kaum aber hatte sie den Wunsch geäußert, als der Feuerpudel sie wüthend anfuhr und mit solcher Gewalt in die finstere Nacht hinausschleuderte, daß sie erst unweit ihrer Behausung sehr unsanft auf dem Boden ankam. — Sie erzählte Alles ihrem Bräutigam; um ihn heirathen zu können, hatte sie ja nur die Berggeister gebeten. Der Bursche fing die Sache klüger an. Den nächsten Abend folgte er dem Pudel und kam ebenfalls in den Diamantensaal zu den Berggeistern. Aber er stellte sich entsetzlich dumm und that wie blödsinnig. Er äußerte nur kindische Freude über den Glanz und die Pracht und als er ganze Körbe voll Diamanten sah, freute er sich nur über die gläsernen Haselnüsse, wollte auch keine annehmen, weil er sie ja doch nicht beißen könnte. Nun so nimm doch Deinem Mädchen wenigstens einige mit, sagte einer der Berggeister und füllte ihm alle Taschen mit Diamanten. Hierauf empfahl er sich tölpisch und da der Pudel ihm wieder hinableuchtete, kam er glücklich in's Thal. Er aber lachte sich in's Fäustchen, die Geister getäuscht zu haben, heirathete sein Mädchen und kaufte sich das ganze Dorf.

Anmerk. Der Löbauer Berg ist eine heidnische Opferstätte (s. No. 21.), wo auch Zwerge hausen (s. No. 29.), der wilde Jäger sein Wesen treibt (s. No. 141 b.) und die Wunderblume blühte (s. No. 296. u. 297.).

252. Der Schatz auf dem Stromberge.

Büsching, Nachr. II. 202. Vergl. Lyser, Abendl. 1001 Nacht, XI. 23. Preusker I. 85.

Erste Sage.

Ein armer Knabe hütete einst auf dem Stromberge Kühe; als er nun aber müssig da und dort herum schlenderte, siehe! da lag plötzlich zu seinen Füßen das schönste Goldstück. Er bückte sich, um es aufzuheben, aber indem er dies that, blitzte ihm schon wieder ein anderes in die Augen, schnell langte er auch nach diesem, doch schon glänzte wieder ein neues dort aus dem Grase hervor und noch eins, und dort noch eins! So ging es fort und schon hatte der Knabe zehn der schönsten Goldstücke in seine Mütze zusammen gelesen, als ihm auch noch ein eilftes vor den Augen spiegelte. Auch dieses wollte er sich zueignen, doch dies war schon zu viel verlangt, eben als er sich danach bückte, erhielt er von unsichtbarer Hand einen derben Backenstreich. Aber mit diesem waren auch die übrigen zehn bereits gesammelten Goldstücke im Nu wieder verschwunden und er blieb alles Suchens ungeachtet so arm, als er immer gewesen war.

253. Zweite Sage.

Eine Frau, die in einem der wenigen Häuser wohnte, welche am Fuße des **Strombergs** stehen, gewahrte eines Sonntags früh während des Gottesdienstes, wie an einer Stelle des Berges Funken aus der Erde hervor sprühten und blaue Flämmchen empor loderten. Augenblicklich nahm sie ihr Taschenmesser und warf es auf die Flämmchen, denn sie wußte gar wohl, daß man durch Draufwerfen von Metall den Schatz, der unter dergleichen Flämmchen zu liegen pflegt, vor dem Weiterrücken bewahrt. Dann lief sie in ihre Wohnung zurück, holte Hacke und Schaufel, fing rüstig an zu graben und siehe da! sie hatte sich nicht getäuscht, denn sie fand eine große Menge uralter Silbermünzen.

Eine andere Frau hatte von dem glücklichen Funde gehört und paßte nun alle Sonntage auf, ob sie nicht auch solche Flämmchen entdecken würde. Und richtig, einmal während des Mittagsgottesdienstes gewahrte sie die Funken und Flammen, warf ein Messer darauf und grub dann eine große, große Menge harter Silberthaler aus der Erde, soviel daß sie dieselben kaum in der Schürze bis in ihre Wohnung schleppen konnte. Sie konnte es nicht erwarten, die Summe zu erfahren, die sie gewonnen hätte, und zählte die harten Thaler auf Tischen und Bänken auf, daß Alles mit Silber bedeckt war. Aber wie sie im besten Zählen ist, däucht es ihr plötzlich, als hörte sie Feuerlärm. Das ganze Dörfchen scheint in Flammen zu stehen und die Lohe schlägt schon glühendroth an's Fenster. Sie läßt Alles stehen und liegen und eilt bestürzt hinaus, die Gefahr zu untersuchen. Draußen aber ist Alles still und in der größten Ruhe; kein Gedanke an eine Feuersbrunst. Da wird ihr unheimlich zu Muthe. Sie eilt in's Zimmer zurück, aber ihr ganzer Schatz war verschwunden.

254. Dritte Sage.

Ein reisender Kavalier aus Flandern kam auf seiner Reise nach Polen in die Gegend des **Stromberges**. Es war ein muthiger Herr und hatte immer Lust zu Abenteuern. Als er hörte, daß auf dem Stromberge unheimliche Geister ihr Wesen trieben, so war's ihm grade recht, und als es finster geworden war und Mitternacht heran kam, nahm er sein Schwert und bestieg den Berg. Der Vollmond mit seinen milchweißen Strahlen übergoß zauberisch die alten Schloßruinen und der Kavalier trat zu den Mauern der Burg. Alles war still und offen stand ein kleines Pförtchen. Der Held schritt hinein und kam in eine weite Halle, in deren Mitte eine mit Gold und Edelsteinen gefüllte Braupfanne und ein langer eiserner Kasten stand. Ein Augenblick genügte und die Halle hatte sich mit einer Schaar grauer Männchen gefüllt. Der Kavalier stand staunend an einem Pfeiler und wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Da trat eins der grauen Männchen zu dem Kasten,

stieß mit dem Fuße daran, aufsprang der Kasten und was lag darin? Ein langes, weißes, beinernes Menschengerippe. Es richtete sich langsam auf und wandte die hohlen Augen nach allen Seiten umher. Die grauen Männchen winkten freundlich dem Kavalier, näher zu der Braupfanne und dem Golde zu treten. Er that es, doch im Nu sank die Braupfanne unter fürchterlichem Getöse in ein unterirdisches Gewölbe hinab und der Boden verschloß sich wieder. Ein gellendes Gelächter erscholl aus dem Munde der Berggeister, das bleiche Gerippe aber verfolgte den aus der Halle fliehenden Kavalier mit einem blinkenden Messer in der knöchernen Faust. Sobald der Flüchtige außer dem Bereiche des Schlosses war, sah er sich wieder allein. Kein Lüftchen regte sich und schweigend blickte der volle Mond auf den bleichen Ritter und auf die hohen Schloßruinen herab; doch nicht mehr gelüstete es ihn, nochmals in das Gemäuer zurückzukehren.

255. Vierte Sage.

Der Schatz verläßt den Stromberg.

Der Schatz auf dem Stromberge blieb aber nicht immer daselbst. Die ihn bewachenden Geister hielten es einst, vielleicht weil man demselben allmählich zu sehr auf die Spur gekommen war, für nöthig, ihn auf den felsigen Rothstein bei Sohland zu bringen. Man erzählt sich davon folgende Geschichte: Ein Paar Bauern aus dortiger Gegend ackerten einst am Fuße des Strombergs; plötzlich kam ein kleines graues Männchen, sie wußten selbst nicht recht woher, auf sie zu und verlangte, daß sie ihm sogleich ein Gespann von sechs rothen Ochsen verschaffen sollten, weil die Braupfanne mit dem großen Schatze des Strombergs von diesem auf den benachbarten Rothstein gebracht werden sollte. In nicht geringer Angst vor dem Berggeiste gab ihm unverzüglich jeder den an seinen Pflug gespannten Ochsen, und zum Glück waren es lauter rothe. Dann holten sie schleunig aus dem Dorfe noch ein anderes Paar rothe Ochsen. Das Bergmännchen fragte sie darauf, ob sie die Wegführung des großen Schatzes sehen oder hören wollten. Eins von beiden dürften sie wählen. Die beiden Bauern hatten Angst und sagten, sie wollten sich gern mit dem bloßen Hören begnügen. Aber Zittern und Beben ergriff sie, als sie nun die Erde unter sich dröhnen und den großmächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahin brausen hörten.

256. Der Schatz auf der Landeskrone.

Mündlich. Büsching's Volkssagen I. 178. Frankenberg, Leben Jakob Böhme's, Amsterd. 1715 4. S. 3. N. Laus. Mag. 1838 S. 383. Schön's Handschrift No. 30. Gräve, S. 29. Preusker II. 100. Akten d. Naturf. Gesellsch. No. 93.

Erste Sage.

In der Landeskrone ist von alten Zeiten her ein großer Schatz vergraben. Jakob Böhme, der berühmte Görlitzer Schuster und Philosoph

hat ihn einst gesehen. Als er noch ein Knabe war und das Vieh hütete, pflegte er schon, in tiefsinnigen Betrachtungen versunken sich von seinen Gefährten abzusondern. So kam er einmal in Gedanken in der Mittagsstunde auf den Berg. Auf dem Gipfel fand er einen Eingang, wie von rothen Steinen gemauert, und als er hineinging, erblickte er eine große Bütte mit Gold. Er erschrak aber so sehr darüber, daß er eiligst zurückging, ohne sich Etwas von dem Gelde zu nehmen. Als er nachher mit andern Knaben mehrmals auf den Berg stieg, konnte er den Eingang nicht mehr finden.

Im 17. Jahrhunderte hat sich ein berühmter Schatzgräber zu Forste, Namens Bernhard Adelmann, dem Magistrat zu Görlitz angeboten und gesagt, er wollte den Schatz heben. Aber er hat zu viel für sich selbst verlangt.

Eine andere Sage berichtet, es habe ihn ein fremder Schwarzkünstler gehoben und hinweggeführt, habe aber dadurch einen Fluch auf sich geladen, daß er eines schmählichen Todes verstorben.

Zur Weihnachtszeit um Mitternacht kann man den Eingang finden. Zum Schlüsselloche paßt ein jeder Kanzelschlüssel, welchen man in der Christnacht abziehen muß. Andere sagen, es müsse der Kanzelschlüssel aus der Görlitzer Peterskirche sein und man brauche dazu die ebendaselbst liegende große Habermann'sche Altarbibel.

Auch heißt es, daß der Schatz gehoben werden könnte, wenn soviel reine Jungfrauen zusammen kämen, daß der Berg durchgesägt werden könnte. Daher sagt man von einer spröden Jungfrau, die nicht heirathen mag, sondern ohne Grund einem ehrlichen Burschen einen Korb giebt: „Sie will warten, bis die Landskrone durchgesägt wird und dabei helfen".

257. Zweite Sage.

Görlitzer Wegweiser 1837 S. 442. Beschreibung der Landeskrone 1847 12. S. 31.

Einmal hat auch eine arme Frau mit ihrem Kinde auf der Landeskrone sich ergangen und das Kind hat gespielt und so in seiner Unschuld die Thüre zu dem Schatze gefunden, ist hineingegangen, hat auch seiner Mutter zugeschrieen, die dem Kinde nachgegangen und so ebenfalls in das Gewölbe gekommen ist, wo sie nun sehr viel Gold und Edelsteine aufgerafft und mitgenommen. Sie hat aber vergessen ihr Kindlein, welches neben ihr auf der Erde sitzen geblieben war, mitzunehmen, hat auch erst zu Hause wieder an das Kind gedacht, ist zwar in großer Angst nach dem Berge zurückgelaufen, das Kind zu suchen, hat aber weder die Thür zu dem Gewölbe, noch das Kind wiederfinden können. Das Geld und Gut ist bald zerronnen und hat die Mutter dann weder Geld noch Kind gehabt, was sie nicht ertragen gekonnt. Sie hat sich deshalb verzweiflungsvoll in einen tiefen Born gestürzt.

258. Dritte Sage.

Mündlich aus Görlitz.

Der alte Postillon Matthes aus Krischa, der daselbst nach seiner Dienstentlassung noch im Jahre 1826 lebte, ging jede Johannisnacht auf die Landeskrone und erhob dort von dem Schatze des Zisziber jedesmal soviel, als er das Jahr über brauchte. In der Gegend umher glaubten das die Leute steif und fest und die Weißenberger Bürger schickten einst Abgeordnete zu ihm, die ihm vieles Geld boten, wenn er sie mitnehmen wollte, denn die guten Bürger wollten gern der Stadt Schulden bezahlen, und wußten nicht wovon.

Wenn man in das Gewölbe hinein kommt, wo der Schatz liegt, so sieht man Zisziber vor ihm sitzen, mit einer weichen Semmel in der Hand. Der Schatz besteht aus drei großen Tonnen voll geprägter Münzen. In der einen Tonne liegen die Goldstücke, in der andern die harten Thaler und in der dritten die kleine Münze. Wenn man drei ganz schwarze Thiere, an denen kein weißes Härchen sein darf, nämlich eine Katze, einen Ziegenbock und einen Hund bekommen könnte, so wäre der Schatz leicht zu heben. Denn wenn man mit diesen auf der Landeskrone ankäme, so würde sich die Thüre von selbst aufthun, und man könnte dann nehmen, soviel man wollte. Beim Weggehen muß man sich nur hüten, einen Blick rückwärts zu thun, wenn auch das Kettengerassel noch so furchtbar sein sollte.

Anmerk. Der Wendenfürst Ziszibor ist der sagenhafte Erbauer der Burg. Näheres von der Landeskrone s. unter den Ortssagen im 2. Buche. Vom Teufel auf der Landeskrone berichten No. 101., 102. u. 113.

259. Der Schatz auf dem Protschenberge.

Laus. Mag. 1838 S. 128. Köhler, Bilder aus der O. L., Bud. 1854 S. 114.

Erste Sage.

In der sogenannten Teufelshöhle am Protschenberge, welche ein etwa 5—6 Schuh weites Felsenloch ist, sollen unermeßliche Schätze liegen, welche von drei alten Männern in langen weißen Bärten bewacht werden.

Vor mehren hundert Jahren ging ein verarmter Bürger Budissin's am Fuße des Protschenberges spazieren. In der engen Stube mochten ihn die Nahrungssorgen zu sehr geängstigt haben, daher hoffte er im Freien Ruhe zu finden. Auf einmal, als er so in Gedanken versunken an den Felsen des Protschenberges umher kletterte, sah er vor sich die schon damals berüchtigte Teufelshöhle und in derselben drei alte Männer um einen steinernen Tisch sitzen. Die Männer schienen selbst von Stein zu sein, so verwittert sahen sie aus und so regungslos saßen sie da. Erschreckt wollte der Bürger aus dem Bereiche der Höhle fliehen, aber es war ihm nicht möglich. Seine Angst wurde noch vermehrt, als ihm einer der Männer winkte, näher zu treten.

Er faßte sich endlich und trat, wiewohl beklommen, an den Eingang der Höhle. Dieselbe hatte sich wunderbar erweitert und war an den Wänden mit Gold und Juwelen geschmückt. Auf dem steinernen Tische aber lag ein Haufen Goldstücke. Das Männchen, welches ihn genöthigt hatte, näher zu treten, deutete ihm hierauf an, sich soviel von dem Goldhaufen zu nehmen, als er bedürfe, und nannte ihm den Tag, an welchem er wieder erscheinen könne, sollte ihm das Geld nicht ausreichen. Es verbot ihm aber zugleich, irgend Jemandem von alle dem etwas zu sagen, was er hier gesehen und erlebt habe. Der Arme langte erfreut zu, füllte sich die Taschen mit Goldstücken und entfernte sich dankend von den freundlichen und mitleidigen Geistern. Jetzt begann er ein neues Leben, aber nicht ein Leben voll Gottesfurcht. Er betete nicht, er arbeitete nicht, sondern saß vom Morgen bis zum Abende im Wirthshause. Durch dieses flotte Leben erregte er Aufsehen, seine Mitbürger steckten die Köpfe zusammen und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, auf welche Weise der einst so Arme reich geworden sei. Einer unternahm es, ihn auszuforschen und erfuhr auch in Folge eines Rausches das ganze Geheimniß. Er forderte ihm hierauf durch Drohungen das Versprechen ab, ihn mitzunehmen, sobald er wieder zur Höhle gehe, um sich Geld zu holen. An dem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde begaben sich nun Beide auf den Weg und traten vor die Höhle, aber dieselbe blieb verschlossen und hat sich bis auf den heutigen Tag nicht wieder geöffnet.

260. Zweite Sage.

Ziehnert III. S. 267. Gräße S. 473.

Einst spielten Kinder armer Eltern am Protschenberge und fanden einen Haufen Kohlen. Da sie die Armuth ihrer Eltern kannten, dachten sie klug genug, von diesen Kohlen welche mitzunehmen, da sie doch zu Etwas brauchbar sein könnten. Die Eltern freuten sich über das gute Brennmaterial und die Kinder nahmen ein Körbchen und holten nun auch den Ueberrest der Kohlen nach Hause. Einige Tage später wollten die armen Leute sich der Kohlen zum Brennen bedienen und fanden einen großen Haufen Goldstücke.

261. Dritte Sage.

Ziehnert III. S. 265. Gräße S. 472.

Ein Mann, Namens Reichard, aus der Seydau hatte nicht nur von dem Schatze und ihren Wächtern auf dem Protschenberge, sondern auch von einem kleinen grauen Männchen gehört, welches zur Hebung desselben behülflich sein könnte. Er beschloß das Wagstück zu unternehmen, nahm von den Seinen rührenden Abschied und begab sich bei finsterer Mitternacht auf den Weg. Und richtig, kaum hatte er den Gipfel des Berges erreicht, da stand auch vor ihm das kleine graue Männchen mit einem langen weißen

Bart. Als sich Reichard vom ersten Schreck erholt hatte, faßte er sich ein Herz und fragte das Männlein, wer es sei und was es hier treibe. Froh und hastig erwiederte dasselbe: Ich bin ein Geist aus diesem Berge und bin um eines Versehens willen von den andern Berggeistern verdammt, hundert Jahre lang allnächtlich diesen Berg auf- und abzusteigen, bis meine Stunde der Erlösung kommt. Habe Dank, daß Du mich gefragt, Du bist mein Erlöser und darfst nun auch den großen Schatz heben, der in dem Berge verborgen ist. Reichard weigerte sich, das allein zu thun, und das Männlein erlaubte ihm, seinen Bruder dazu zu holen. Als sie nun mit Hacke und Schaufel ankamen, gebot ihnen das Männlein, wenn Stimmen aus der Tiefe sie fragen würden, was sie mit dem Schatze machen wollten, ja nicht zu antworten und sich durch Drohungen nicht erschrecken zu lassen. Die Brüder fingen an zu graben und fanden den Schatz. Als sie ihn aber heben wollten, erscholl aus der Tiefe eine furchtbare Stimme. Die Schatzgräber schwiegen. Die Stimme drohte sie zu tödten, wenn sie nicht Antwort gäben. Da ward Reichard's Bruder doch ängstlich und antwortete, daß sie sich damit ein frohes Leben zu verschaffen gedächten. Da sank der Schatz mit donnerndem Gepolter in die Tiefe.

262. Vierte Sage.

Laus. Mag. 1838 S. 128. Gräve S. 171.

Ehe die Juden aus Budissin vertrieben wurden, hatten sie in der Höhle des Protschenberges, welche noch jetzt von Manchen die Judenschule genannt wird, ihre Schätze und Kostbarkeiten zusammengeschleppt, um in den für sie so unsichern Zeiten im Falle der Noth einen Hinterhalt und Hülfsmittel zu haben. Aber ihre Vertreibung erfolgte so plötzlich, daß sie ihren Schatz im Stiche lassen mußten. Die Wenigen, die darum gewußt hatten, waren nach und nach gestorben oder verdorben. Am Tage Ursulä 1618 ging der Seydauer Martin Reike in diese Kluft und gelangte an eine mit mehren Schlössern und Riegeln verwahrte eiserne Thüre. Plötzlich vernahm er ein starkes Rauschen gleich einem vom Felsen herabstürzenden Wasserfalle und bemerkte, wie sich Riegel und Schlösser von selbst lösten. Ein furchtbarer Knall erfolgte, den Bauer ergriff die größte Angst und Bangigkeit und zitternd und bebend enteilte er der Höhle, die sich vor seinen Augen verschloß und deren Stelle und Eingang er nachher nimmer fand.

263. Fünfte Sage.

N. L. Mag. 1838 S. 128. Gräve S. 70.

Auf dem Protschenberge bei Budissin befindet sich an der gegen die Ortenburg zu gelegenen Seite eine Art Höhle, die anfangs schmal, sich

endlich erweitert und acht Fuß in den Berg hineingeht; sie heißt im Munde des Volks die Judenschule und die Sage erzählt sich Folgendes von ihr:

Zur Zeit der Judenverfolgung haben sich in dieser Höhle, die wahrscheinlich damals noch größer war, die Juden versammelt, um ihren Gottesdienst ungestört abzuhalten und sich dabei feierlich gelobt, daß, wenn sie unentdeckt blieben und sich mit ihrem Vermögen nach Polen retten könnten, sie dieses nie vergessen, vielmehr jährlich an einem bestimmten Tage an diesem Orte eine reichliche Spende vertheilen wollten. Ihr Abgang muß ungehindert geschehen sein, denn als einst im sechszehnten Jahrhundert eines Sonntags gerade am Erinnerungstage der Erlösung aus der babylonischen Gefangenschaft, ein ehrsamer Bürger Budissins, Namens Gotthelf Arnst, nach der Frühkirche in dieser Gegend lustwandelte, trieb ihn die Neugierde, diese Höhle zu besuchen. Er trat hinein und erblickte sieben Männer in polnischer Judentracht, mit ehrwürdigen weißen Bärten, sitzend um eine runde Tafel und in Goldstücken wühlend. Bestürzt wollte er zurückgehen, allein einer derselben redete ihn freundlich an und sprach: „Fürchte Dich nicht, denn wir sind nicht da, um Böses, sondern um Gutes zu thun, wie wir vor vierhundert Jahren gelobt haben; wen wir an diesem Tage hier treffen, den beschenken wir mit Gold. Nimm daher soviel Du kannst und willst; denn nur einmal ist es Jedem zu kommen erlaubt, aber beeile Dich, denn bald ist verronnen die Zeit, während welcher es uns vergönnt ist, hier auf Erden zu weilen.

Arnst that, wie ihm geheißen wurde und entfernte sich dankend, von dem Gelde aber kaufte er sich Häuser und Aecker und ward ein reicher Mann. Auch der sogenannte Weinberg gehörte ihm, den später ein gewisser Steinberger ausbaute.

Anmerk. 1. Wahrscheinlich sind diese Juden ursprünglich Zwerge, wie sie in vielen deutschen Bergen mit langen weißen Bärten um einen steinernen Tisch sitzen. Die langen Bärte und die verborgenen Schätze haben vermuthlich diese Umdeutung veranlaßt.

2. Der Protschenberg ist ein heidnischer Opferberg, s. No. 22., Anmerk. 35.

264. Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse.

Erste Sage.

Nach Gräve S. 148.

Auf dem Kirschauer Berge sieht man noch heute die Trümmer einer Burg, welche einst ein berüchtigtes Raubnest war. Im Berge aber liegt ein großer Schatz in einem eisernen Kessel, den man in einer bestimmten Nacht und unter gewissen Zauberformeln heben kann.

Im Jahre 1602 wagte es ein Bauer mit Hülfe seines Sohnes diesen Schatz zu heben. Auf seine Beschwörung öffnete sich der Berg und der Kessel wurde sichtbar; aber der Bauer hatte einen Theil der Zauberformel

vergessen und stockte in seiner Beschwörung. Da erschien plötzlich ein furchtbar geharnischter Ritter in schwarzer Rüstung und blutrothem Helmbusch. Feuer flackerte aus der Erde und eine schauderhafte Stimme rief: Wehe, wehe Dir und Deinen Thaten! Ein Donnerschlag erfolgte, der Schatz verschwand, der Sohn ergriff die Flucht und den Vater fand man am andern Morgen mit umgedrehtem Halse und schwarzem Gesichte entseelt in der Ruine.

Anmerk. Wahrscheinlich sind die Trümmer Ueberreste von der im Jahre 1352 von den Städtern eingeäscherten Raubburg „die Körse."

265. Zweite Sage.

Nach Gräve S. 148.

Um den Schatz zu heben, muß man in der Nacht vom 22. zum 23. Februar geboren sein und in drei auf einander folgenden Jahren allemal den ersten August das heilige Abendmahl genossen haben. Die Zauberformel träumt einem dann in der Christnacht. Die Hebung des Schatzes kann nur am ersten August — Petri Kettenfeier — geschehen. Man braucht dazu einen schwarzen Kater, einen schwarzen Hahn und eine schwarze Schlange. Die muß man in der Burgruine schlachten, das Blut mit Bilsenkraut vermischen, sich damit Gesicht und Hände waschen und nun dreimal die Zauberformel sprechen. Das Weitere findet sich dann von selbst.

Im Jahre 1607 lebte zu Budissin ein junger Mann von achtzehn Jahren, Namens Karl Leude, ein abenteuerlicher und verwegener Gesell. Der wollte gern auf recht leichte Art zu Reichthum und Ansehen gelangen. Er beschloß den Kirschauer Schatz zu heben, denn er war am 23. Februar geboren. Alle Vorschriften hatte er befolgt, die Zauberformel hatte er geträumt und mit den nöthigen schwarzen Thieren versehen bestieg er am ersten August die Ruine. Zitternd schlachtete er die Thiere, aber als er sich mit dem Blute derselben gewaschen hatte, kam eine wunderbare Kraft über ihn. Alle Furcht zerrann, seine Muskeln stählten sich und sein Geist wurde stark und muthig.

Kaum hatte er die Zauberformel ausgesprochen, so öffnete sich vor seinen Augen eine Pforte. Er schritt hinein und gelangte in eine von hellem Kerzenscheine erleuchtete Höhle. In deren Mitte stand ein steinerner Tisch. Darauf lag ein blankes Schwert und daneben stand ein goldener Helm mit schwarzem Federbusch. Vor ihm aber stand plötzlich eine schöne Jungfrau mit glühenden Wangen und purpurrothen Lippen. Lange blonde Locken fielen auf ihre Schultern herab. Auf ihrem Haupte glänzte ein goldener Reif, um ihren weißen Nacken eine goldene Kette und ein langes weißes Gewand umhüllte die hohe Gestalt. Schweigend trat sie zum Tische, nahm den Helm, überreichte ihn dem Jünglinge, und als er ihn auf's Haupt gesetzt, reichte sie ihm auch das blanke Schwert und rief ihm freundlich zu:

Folge mir nach! Die Wanderung ging durch einen langen schmalen Gang und endigte in einem hohen mit Mauern umgebenen Schloßhofe. Hier stand gegen das Schloß zu eine hohe steinerne Säule. Rette mich, rief flehend die Jungfrau, schlage dreimal mit dem Schwerte an die Säule, bekämpfe den darunter verbannten Ritter und gieb dem Falken auf dem Goldkessel das Blut der Person zu trinken, auf deren Arm er sich setzen wird.

Ohne zu zögern schlug Karl dreimal an die hohe steinerne Säule, daß laut das Schwert erklang und helle Funken sprühten. Die Säule stürzte in Stücke zusammen, ein großer eiserner Kessel, mit eitel Gold und Edelsteinen gefüllt, ward sichtbar, vor ihm aber stand mit gezücktem Schwerte ein schwarzer, furchtbarer Ritter, einen blutrothen Helm mit fliegenden Federn auf dem Haupte. Um seine Schultern hing eine goldene Ritterkette. Auf dem Kessel aber lag ein strahlender Schild. Darauf saß der Falke und wetzte seinen eisernen Schnabel an dem ehernen Gefieder.

Karl schaute nach der Jungfrau und schwang sein Schwert gegen den Ritter. Dieser hob das seinige und der Kampf begann. Da flog der Falke auf, schoß pfeilschnell nach der Jungfrau hin und setzte sich auf ihren Arm. Karl sah es, ein Angstschrei entfloh seinem Munde, das Schwert entsank seiner Hand. Da traf ihn ein zweiter Schwertstreich des Ritters und lähmte seinen Arm. Besinnungslos stürzte er nieder. Als er wieder zum Bewußtsein kam, hörte er aus der Ferne den klagenden Gesang der Jungfrau, deren Blut er nicht hatte vergießen wollen. Von dem Ritter, dem Schatz und dem Falken war keine Spur zu entdecken. Als aber die ersten Strahlen der Sonne die Trümmer des Schlosses erleuchteten, da verstummten auch die letzten Töne des Gesanges, er selbst aber ward nur durch seinen für immer gelähmten Arm daran erinnert, daß er nicht geträumt habe. Da er jedoch die Zauberformel gänzlich vergessen hatte, konnte er sein Wagstück nicht noch einmal unternehmen.

266. Der Schatz auf dem Zangenberge.

Erste Sage.

N. L. Mag. 1838 S. 383. O. L. Nachlese 1769 S. 86. L. Mon. Schr. 1793 II. 355. Gräve S. 99. Handschrift der Breslauer Lusatia No. 19.

Im Zangenberge bei Marklissa liegt ein großer Schatz, welcher von einem weißen und einem schwarzen Hunde bewacht wird, und aus den Zeiten herrührt, da auf diesem Berge die alte Burg Lesna gestanden hat, die in der Theilungsurkunde vom Jahre 1267 vorkommt und der Stadt Marklissa den Namen gegeben haben soll.

Zwei arme Häusler aus Hartmannsdorf gingen einst mit einer Wünschelruthe bewaffnet nach dem Zangenberge, um den darin befindlichen Schatz zu heben. Die Ruthe zeigt ihnen die Stelle, wo er liege, und sie

fangen an eifrig zu graben. Da sieht der eine auf, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen und, voll Entsetzen den andern mit dem Arme stoßend, flüstert er ihm zu: Dort ist der Teufel, er sieht grimmig her. Laß ihn sein, erwiedert der andere, ich will den Schatz aber heben. Beide gruben nun wieder emsig fort. Der erste kann es aber nicht lassen wieder aufzusehen und mit dem Ausrufe: Dort ist der Teufel immer noch, er baut einen Galgen, wollte er die Hacke wegwerfen und entfliehen. Aber der andere hält ihn fest und murmelt ohne aufzusehen wieder: Laß ihn sein, ich will meinen Schatz heben. Da ermannte sich der Erschrockene und grub mit Eifer weiter. Plötzlich hörten sie es rascheln und knistern. Sie blicken auf und vor ihnen steht der Böse, die kralligen Hände ausgestreckt und mit seinen flammenden Augen sie gräßlich anstierend. Da packt sie Entsetzen; sie lassen alle Werkzeuge liegen und fliehen so weit sie nur ihre Füße tragen von dem fürchterlichen Orte. Ein mächtiger Sturm hatte sich erhoben, die Tannen auf dem Berge rauschten wild durch einander und in dem allgemeinen Getöse hörten sie von Zeit zu Zeit ein gellendes Hohngelächter. Schweißtriefend kamen die Schatzgräber zu Hause an und haben es nie mehr gewagt, einen Schatz heben zu wollen. Die Stelle aber, wo sie gegraben, hat man niemals wieder finden können.

Anmerk. Kleine naturgetreu nachgebildete Miniaturgalgen, an denen ganz kleine daumlange Männchen die Ebenbilder der Schatzgräber hangen, spuken in mehren Schatzgräbergeschichten der Lausitz.

267. Zweite Sage.

Köhler S. 18. Gräße 480.

Einst machten sich in der Christnacht mehre Bürger Marklissa's auf den Weg, den Schatz im Zangenberge zu heben. Es wurde auf der bezeichneten Stelle ein Kreis gemacht und mit einem seidenen Faden umgeben. Die Schatzgräber stellten sich in den Kreis und stellten ein brennendes Licht in die Mitte. Als sie aber anfingen zu graben, da erhob sich ein gräßlicher Sturmwind in den Fichten des Berges. Nur in dem Zauberkreise ging kein Lüftchen. Auf einmal erschienen schauderhafte großbärtige Gestalten. Da erschraken die Schatzgräber und liefen so schnell sie konnten auf und davon.

Anmerk. Andere Sagen bringen diesen Schatz in Verbindung mit einer dort sich zeigenden weißen Frau, die jedoch auch zuweilen in schwarzer Kleidung erscheint und an die beiden Hunde erinnert, von denen der eine schwarz, der andere weiß ist. S. No. 168. I.

268. Das Teufelsfenster am Tschernebog.

Segnitz I. 115.

An einer freien Stelle des westlichen Abhanges des Berges erblickt man zur Rechten am Saume der Nadelwaldung den Anfang einer Felspartie,

die wegen einer runden Oeffnung an dem oberen Theile des Felsens als das Teufelsfenster bezeichnet wird. Aus dieser Oeffnung sollen noch heute kleine Koboldchen schlüpfen und einen Keller mit unendlichen Schätzen bewachen, weshalb man die Stelle auch zuweilen die Koboldskammer genannt hat. Eine Frau, die mit ihrem Kinde auf den Berg gegangen war, um Waldbeeren zu suchen, hatte Gelegenheit in den Keller zu gelangen. Sie setzte ihr Kind auf den Boden der Höhle und raffte die Schätze begierig zusammen. Schreckliches Donnern erschütterte die Erde und trieb die Frau angsterfüllt in's Freie. Aber als sie sich umsah, war die Höhle geschlossen und kein Eingang zu finden. Die arme Mutter lag bei ihren Schätzen, unbekümmert um deren Werth, denn sie hatte ihr Kind verloren. Doch nach einem Jahre an demselben Tage stand sie wieder am Teufelsfenster. Der Keller that sich auf, am Boden saß ihr Kind und spielte. Die Schätze mochten funkeln und glänzen, die Mutter sah sie nicht, sie erblickte nur ihr Kind und entriß es mit Blitzesschnelle den unterirdischen Mächten.

269. Der Goldkeller am Frageberge.

Nach Segnitz I. 115.

Der nordwestliche Theil des **Tschernebog** bildet eigentlich einen zweiten, aus großen Felsblöcken bestehenden Berg, der nach sichern Kennzeichen wie jener eine heidnische Opferstätte war, wie denn auch der Name **Frageberg**, der hauptsächlich von diesem Theile des Berges gebraucht wird, auf die Weissagungen heidnischer Priester zurück deutet. Unter dem Opferfelsen ist eine tiefe Schlucht. In dieser soll ein unermeßlicher Schatz liegen.

Ein armer Kuhhirt aus einem nahen Dorfe hatte von dem Schatze gehört. Sein einsames Leben gab ihm Gelegenheit genug zu Träumereien von Glück und Reichthum. Einst war er am brennenden Mittage am Fuße des Berges in Schlaf 'gesunken. Wie er erwachte vermißte er eine der Kühe, hörte aber ihr Glöcklein oben auf dem Berge. Er springt auf und eilt den Berg hinan, um sie zur Heerde zurück zu treiben. Aber nirgends kann er die verirrte entdecken. Auch das Glöcklein hört er nicht mehr. Alles um ihn herum ist still und unheimlich. Als er aber wie zufällig in die Felsenschlucht hinabsieht, da glänzt es ihm daraus hervor wie schimmerndes Gold. Mit klopfendem Herzen geht er näher, steigt hinab, kommt in eine weite Höhle. Sie wird immer heller, ohne daß er sieht, wo das Licht herkommt, und plötzlich gewahrt er vor sich einen großen Kessel, gefüllt mit lauter Goldstücken.

Er wirft Stock und Hut, die er in der Hand gehalten, weg, füllt mit gierigen Händen seine Taschen und eilt klopfenden Herzens den Weg, den er gekommen, zurück. Am Fuße des Berges angekommen, fällt ihm ein, daß er ja seinen Hut in der Höhle hat liegen lassen. Er war ein Geschenk seiner Braut, und rasch entschließt er sich zurück zu gehen, findet ihn auf der Stelle,

wo er ihn hingelegt, rafft ihn auf und stürzt dem Ausgange zu. Aber welche Angst ergreift ihn, er findet die Oeffnung nirgend; so viel er tastend umherirrt, das Felsenthor bleibt geschlossen.

Vorübergehende hörten ihn winseln und noch jetzt vernimmt man in nächtlicher Stunde oder am brütenden Mittage des Eingeschlossenen Klagetöne.

Anmerk. Näheres von Tschernebog s. unter No. 4. und No. 17. Bei dem Hute denke ich an den oft wiederkehrenden Zug, daß der arme Hirte zufällig eine schöne Wunderblume findet und auf seinen Hut steckt. Nun erst steht ihm auf einmal der Ein- und Ausgang zu dem Schatze des Berges offen. Eine solche Wunderblume blüht auch auf dem Frageberge.

270. Der Schatz im Venusberge bei Ostritz.

N. L. Mag. 1836 S. 5., 1838 S. 282.

Im Venusberge bei Ostritz liegt ein Schatz. Er wird von Greisen mit langen weißen Bärten bewacht. Wenn während der Christnacht in der Kirche zu Ostritz die Wandlung vor sich geht, so öffnet sich der Berg, und wer in diesem Augenblicke da ist, der kann hineingehen und sieht die alten Männer um den Tisch herum sitzen, die ihm zurufen: Greif' ein'n Griff und streich' ein'n Strich und packe Dich.

Anmerk. Ein heidnischer Opferort s. Anm. No. 22. mit Zwergsagen (s. No. 35.).

271. Der Schatz auf dem Schönberger Burgsberge.

Schön No. 18. Msc.

Es geht die Sage, daß auf diesem Berge, da wo einst die Burg gestanden haben soll, sich eine Felsspalte öffne. Wenn man hindurch sieht, so erblickt man einen Mann, der schreibend mit der Feder in der Hand an einem Tische sitzt. Auf dem Tische aber liegen unzählige Haufen Goldes.

Anmerk. Auch im Zauberschlosse auf dem Stromberge wird geschrieben.

272. Der Schatz auf dem Schwosdorfer Berge.

Nach Gräve S. 114.

Auf dem von Kamenz nach Schwosdorf gen Königsbrück führenden Wege erhebt sich rechter Hand ein mit Buschwerk bewachsener Berg mit einem fünf Ellen hohen Steinklumpen von Granit.

Dort ging einst an einem grimmig kalten Winterabende des Jahres 1600 ein armes Mädchen aus Brauna auf die Holzlese. Als sie mit einem schweren Reisigbündel beladen den Rückweg machte, brach ein furchtbares Schneewehen los. Da sah sie plötzlich an dem Schwosdorfer Berge ein Lichtlein schimmern und freute sich schon, vielleicht ein Obdach zu finden. Aber da kam ihr ein weißes Männchen entgegen und fragte ganz freundlich, was sie denn da trage. Ach, nur ein Bündel Reisig, entgegnete das erschrockene

Mädchen. Da sprach das Männchen: Gieb mir das Holz, ich will Dir etwas Besseres dafür geben. Da gab sie ihm das Holz und folgte ihm auf die Anhöhe des Berges bis zu dem Felsen, und aus dem Felsen sprangen die Silbermünzen nur so heraus, und es war Alles ganz hell erleuchtet. Füll' Deinen Korb mit Silber, sprach der weiße Mann, aber das Mädchen fürchtete sich und fing bitterlich an zu weinen. Da füllte ihr der Mann den Korb mit Münzen und geleitete sie auch noch bis an das Haus, wo ihre Eltern wohnten. Da war großes Erstaunen und unermeßliche Freude.

Als das die habgierigen Bauern hörten, gingen sie alle hinaus mit Hacken und Schaufeln und gruben und gruben, haben aber nichts gefunden.

Auf einigen Münzen war die heilige Maria abgebildet, auf anderen ein Bischof und manche hatten ausländische und alterthümliche Umschriften. Der verstorbene Graf von Geiersberg auf Brauna soll noch welche davon besessen haben.

273. Die Weihnachtsbescheerung im Krischaer Wäldchen.

Nach Gräve S. 184.

Bei Krischa, zwischen Bautzen und Görlitz, ist ein kleines Wäldchen nahe am Wege. Dort stand noch Ende des vorigen Jahrhunderts eine Betsäule mit verwitterter Schrift, an die sich folgende Sage knüpfte:

Zu Ende des 15. Jahrhunderts lebte zu Budissin ein armer Strumpfwirker. Der hatte einst um die Weihnachtszeit Arbeit nach Görlitz getragen, aber kein Geld dafür bekommen und wanderte nun am heiligen Weihnachtstage nach seiner Heimath zurück, schweren Herzens, denn er hatte seinem Weib und Kindern einen Görlitzer Striezel und andere Weihnachtsgeschenke versprochen und hatte nun nichts, was er ihnen bescheren konnte. Der Abend war schon hereingebrochen und am Himmel glänzten die Sterne und in den Häusern, wo er vorüber kam, die lieben Weihnachtsbäume. Aber als er in die Nähe des Krischaer Wäldchens kam, da glänzten auch zwischen den Bäumen viele hundert Lichter und er wußte nicht, was das bedeuten sollte. Aengstlich und neugierig blieb er stehen, betete ein Vaterunser und getraute sich endlich auf das Gebüsch zuzugehen. Und da trat ihm auch schon ein kleines vier Spannen langes Männchen entgegen, das war ganz weiß angezogen und das größte an ihm war der Bart, den hatte das putzige Männlein zwischen den Beinen durchgezogen und auch noch hinten durch seinen großen runden Hut hindurch gesteckt. Und der Strumpfwirker wußte nicht, ob er über ihn lachen oder sich vor ihm fürchten sollte. Aber das weiße Männlein redete ihn gleich an und sprach mit einer feinen Stimme, daß es wie eine Flöte klang: Fürchte Dich nur nicht, sondern folge mir nach, es soll Dein Glück sein. Und da führte es ihn in die niedrigen Fichten hinein und die waren erleuchtet mit vielen hundert Lampen und hingen ganz voll Aepfel, Birnen, Nüsse und

Pfefferkuchen, daß es eine Herrlichkeit war. Pflücke Dir ab, soviel Du willst, es ist alles für Deine lieben Kinder, sprach das Männlein, und mein Strumpfwirker läßt sich dies nicht zweimal sagen und füllte den Sack zur Hälfte mit den Süßigkeiten. Aber ganz voll füllte er ihn nicht, denn es war gar eine bescheidene Seele und sprach immer zu: Ach es ist zu viel, es ist ja zu viel. Das Männlein lächelte zufrieden und der Glückliche ging seines Wegs voller Freude und Dankbarkeit. Aber als er in die Nähe der Stadt kam, da dünkte ihm der Sack zu schwer, daß er gar nicht mehr wußte, wie er ihn erschleppen sollte und — so leid's ihm war, er mußte ein Paar große Pfefferkuchenmänner herausnehmen und auf den Weg legen. Es ging nicht mehr und der Sack ward immer schwerer und er war froh, als er endlich zu den Seinigen in die Stube trat. Jetzt kommt's Christkindel, rief er den jubelnden Kindern entgegen und warf ihnen den ganzen Sack entgegen. Aber da klirrte es ja und klimperte und heraus fielen lauter funkelnde Gold- und Silberstücke. Da fielen sie alle auf die Knie und dankten Gott, dann aber war großer Jubel und sie kauften sich Striezel und Pfefferkuchen und Spielzeug so viel sie wollten und wurden reiche Leute und der Vater legte eine große Strumpfwirkerei an und ward ein angesehener Bürger. Am Krischaer Wäldchen aber ließ er zur ewigen Erinnerung jene Betsäule errichten.

274. Der Schatz in der Blösaer Schanze.

Preusker II. S. 203.]

Aus dem Keller eines Bauerguts in Blösa führt ein unterirdischer Gang nach der benachbarten alten Heidenschanze. Daselbst liegt ein Schatz. Eine Platte mit wunderlich geschnörkelter Schrift verschließt ihn, aber sie ist verschüttet. Zu einem Bauernmädchen im Dorfe ist einst ein graues Männchen gekommen und hat sie gebeten, den Schatz zu heben. Sie würde dadurch reich und glücklich, er aber erlöst werden. Sie brauche nur mit ihm in die Höhle zu gehen und die Hand auf die Platte zu legen. Sie hat sich's aber nicht getraut.

Anmerk. Ein heidnischer Opferplatz, vergl. No. 22. Anmerk.

275. Der Schatz auf dem Reinhardtsberge bei Kamenz.

N. L. Mag. 1838 S. 132. Gräve S. 46.

Auf dem Reinhardtsberge bei Kamenz soll eine mit Schätzen aller Art gefüllte Braupfanne vergraben sein, welche von einem kleinen grau gekleideten Kobolde bewacht wird.

Wer ihn heben will, muß in der Johannisnacht den Berg besteigen. Ein blaues Flämmchen wird ihm die Stelle andeuten, wo der Schlüssel zum Schatze liegt. Auf der Ostseite des Berges wird man sodann eine eiserne

Thür finden, welche der Schlüssel öffnet. In der Höhle liegt das Gold. Aber man darf es nicht anrühren, sondern werfe irgend einen Gegenstand darauf und gehe zurück, ohne sich umzusehen. Nach drei Tagen grabe man an der Stelle nach, wo man das Thor gesehen. Dort liegt der Schatz.

Anmerk. Ein heidnischer Opferplatz, vergl. No. 22. Anmerk.

276. Der Schatz auf dem Birkberge bei Langenau.

Görlitzer Wegweiser 1833 S. 670.

Wenn man von Görlitz über Nieder-Langenau nach Kohlfurth reiset, so liegt auf der Mitternachtseite am Dorfe, rechts der Straße ein Hügel mit Birken bewachsen, welcher unter dem Namen: Scheibe's Birkberg bekannt ist. Hier soll Geld vergraben liegen und dasselbe sich durch eine blaue Flamme in gewissen Nächten, als zu Johannis, Weihnachten rc. zeigen, daher man sich mancherlei Spukgeschichten von diesem Berge erzählt. Das Gold wird von einem großen schwarzen zottigen Hunde bewacht, welcher schon manchen in der Mitternachtstunde vorüber gehenden Wanderer angefallen hat oder ihm aufgehockt ist.

277. Der Schatz auf dem Junkersberge bei Lauban.

Sammlung von Schön No. 40. Msc.

Nordöstlich von Lauban auf Wünschendorf zu liegt ein Klostergut, welches den Namen Junkersberg führt. Der Erbauer desselben hieß nämlich Junker. Derselbe hatte auf unrechtmäßige Weise viel Geld zusammen gescharrt und ehe er starb im freien Felde vergraben. Aber seine Seele hat keine Ruh' und muß den Schatz in Gestalt einer Korngarbe bewachen, bis er einmal wird gehoben und das Geld unter die Armen vertheilt sein. — Viele haben diese Garbe gesehen, und noch im Jahre 1822 wurde ein Versuch gemacht, den Schatz zu heben, wobei ein fremder Betrüger die Leute um ihr Geld brachte. Aber was man nicht hob, war der Schatz, wohl aber zog man sich eine polizeiliche Untersuchung zu.

Anmerk. Ist die gespenstige Korngarbe im freien Felde vielleicht eine dunkle Reminiscenz an die dem Svantewit oder Odin und seinem Pferde gewidmete Korngarbe, welche beim Erntefeste unter gottesdienstlichen Ceremonien auf freiem Felde dem Gott stehen gelassen wurde? Noch heute spielt in den Erntefestgebräuchen der Wenden die letzte Garbe (Schwade) eine Rolle. Der Besitzer versteckt nämlich unter dieselbe einen lebendigen Hahn, der dem gehört, welcher beim Zusammenraffen des Getreides auf ihn trifft. Jedoch muß er den davonfliegenden Hahn sich erst haschen. Dieses ist der feierliche Beschluß des Erntefestes und heißt das Hahnhaschen, Hahnwischen (erwischen) wend. Kocota Capac, und das bei dieser Gelegenheit den Ernteleuten verabreichte Bier heißt das Hahnenbier, s. Wend. Lied II. S. 221. Looke, Chronik von Guben. An manchen Orten spielt man das bekannte Hahnschlagen. Dieser Hahn war ein dem Swantewit dargebrachtes Opfer und das Hahnbier ist der Ueberrest einer Opfermahlzeit.

Das Erntefest war das Hauptfest des Jahres, wie dies bei einer ackerbauenden Nation in der Ordnung ist. Der Hahn sowohl als die überall noch heute gebräuchlichen Erntetänze wurden dann in christlichen Zeiten auf den heiligen Veit, Sanctus Vitus, der der Namenähnlichkeit wegen des Gottes Erbe übernehmen mußte, (Svantewit wird übrigens übersetzt heiliges Licht oder heiliges Wesen), übertragen. Daher der Name Veitstanz, und daher auch erklärlich, warum Bischoff Otto an die Reliquien des heiligen Veit das Bild eines Hahnes befestigen ließ, damit das noch halb heidnische Volk der Pommern ihn verehren sollte (Barthold, Gesch. von Rügen I. S. 230).

Der slavische Name für Korngarbe, Schwade soll Heiligthum bedeuten. — In manchen Gegenden der Niederlausitz wurde die letzte Garbe mit Bändern aufgeputzt und aufrecht hingestellt, so daß sie aussieht wie ein Mann. Diesen Mann nannten sie „den Alten." Die Mägde brachten ihn in feierlichem Aufzuge zum Hofe hinein, wobei sie immerfort sangen: „Jetzt bringen wir den Alten." (Fielitz, Laus. Wochenblatt 1811 S. 443). Was bedeutet wohl dieser Alte?

278. Der Schatz auf dem Kückelsberge bei Kamenz.

Gräve S. 103. O. u. N. Laus. Chronik S. 84. Preusker I. 184.

Auf dem Kückelsberge bei Wohla in der Nähe von Kamenz lag ein Stein. Der war nicht groß, doch gab er einen wunderbaren Klang, wenn man an ihn klopfte. Man nannte ihn auch den Teufelsstein. Dort liegt eine Braupfanne mit einem Schatze, den der Teufel selber bewacht. Ein Paar Leute aus den benachbarten Dörfern Biela, Tschorna und Bernbruch haben ihn heben wollen und den Stein zu untergraben angefangen. Schon hob sich der Stein. Da entsteht auf einmal ein furchtbares Wetter, obgleich erst ein schöner Vormittag gewesen ist, und ein fremder, seltsam gekleideter Mann läuft herzu und schreit sie an: Seht ihr denn nicht eure Dörfer brennen? Erschreckt drehen sie sich um und sehen nichts als Rauch und lichte Flammen. Da versinkt der Stein mit einem furchtbaren Krach in die Erde und die Bauern laufen erschreckt auf ihre Dörfer zu. Aber da hat die Sonne wieder freundlich geschienen und es ist nichts von einer Feuersbrunst zu sehen gewesen. Doch haben sie für immer die Lust verloren, weiter nachzugraben.

Anmerk. 1. Nach Preusker ein heidnischer Opferort. Vgl. No. 96.

2. Gickelsberge oder Kückelsberge giebt es auch sonst noch in der Lausitz, z. B. bei Königshain. Auf dergleichen Bergen versammeln sich die Hexen zu Walpurgis. Es sind meistens heidnische Opferorte. Der Name kann verschieden abgeleitet werden. Nämlich 1) von gucken, ausschauen, so daß es nur ein anderer Name für das bei uns ebenso häufig vorkommende Wachtberg wäre; 2) von gigeln = gaukeln, in Bezug auf heidnischen Götzendienst oder Hexerei; 3) von Kukuk, dem Teufelsvogel.

279. Der Schatz auf der alten Burg bei Triebel.

Sammlung von Schön No. 57. Msc.

Nicht weit vom Städtchen Triebel befindet sich eine alte verfallene Burg, worin der Sage nach ein großer Schatz vergraben ist, welcher jedoch von drei wilden Thieren bewacht wird.

Es wollten einmal ein Paar beherzte Leute den Schatz heben und glaubten auch schon nahe daran zu sein. Allein auf einmal hörte man von drei Seiten zugleich ein schreckliches Gebrüll wilder Thiere, und zwar eines Löwen, Bären und Tigers. Da rissen die Schatzgräber eiligst aus und der Schatz blieb ungehoben.

280. Der Schatz beim Quitzdorfer Raubhause.

Handschrift des Landesältesten v. Oertzen im Archiv der O. L. Ges. d. Wissensch.

Bei der Ruine des Quitzdorfer Raubhauses am nördlichen Walle steht eine große Eiche, unter welcher der Schöpsfluß vorüber fließt. Dort liegt eine Braupfanne voll Geld, auf deren Deckel ein glühendes Kalb Wache hält. Ein Paar Leute wollten den Schatz heben und waren durch ihre Zaubermittel bereits so weit gekommen, daß sie die Braupfanne erblickten. Da kam plötzlich der Teufel auf einem dreibeinigen Ziegenbocke über die Wiese geritten. Der rief ihnen unaufhörlich zu: Ihr werdet den Schatz doch nicht heben. Sie wußten aber, daß er sie blos zum Sprechen bringen wollte, ließen sich nicht irre machen und gruben, ohne einen Laut zu geben, weiter. Da schrie der Teufel dem einen von ihm, der rothe Hosen anhatte, zu: Wart' nur, Du mit Deinen rothen Hosen, Dich will ich hängen. Der Angeredete vergaß die Zauberregel und antwortete: Das sollst Du wohl bleiben lassen. Augenblicklich verschwand der Schatz und der Teufel ritt höhnisch meckernd von dannen.

281. Der Schatz auf dem Kommenauer Berge bei Königswartha.

Sammlung von Schön No. 84. Msc.

Am Kommenauer Berge bei Königswartha befindet sich ein großes Loch, welches noch heut zu Tage zu sehen ist. Die Sage berichtet Folgendes darüber:

Es liegt ein großer Schatz in dem Berge in einer großen Braubütte und mehre beherzte Burschen von Königswartha wußten darum und wollten ihn heben. Vermöge ihrer richtig angebrachten Opfer und Beschwörungsformeln fanden sie auch die richtige Stelle und gelangten grabend bis zur Braubütte. Aber einer war darunter, der konnte das Maul nicht halten und rief freudig erschrocken mit lautem Munde: Ach seht, da ist furchtbar viel Geld. Kaum war das Wort gesprochen, so entstand ein entsetzlicher Sturm und als sie sich umsahen, kam ein rother feuriger Ochse auf sie zu, brüllte entsetzlich und warf mit seinen Füßen den heraus gegrabenen Boden wieder in die Grube hinein. Die Schatzgräber aber ergriffen das Hasenpanier und der Schatz soll heute noch gehoben werden.

282. Der Schatz im Dittersberge auf dem Eigen.

Preusker I. 53.

Im Dittersbacher Berge, wo die Zwerge hausen, liegt auch ein Schatz vergraben. Vor nicht langer Zeit wollten einige beherzte Leute den Schatz heben. Als sie eine Weile gegraben hatten, sahen sie ihn. Da rief einer, wider die allbekannte Regel, in der Hast: „Hebt!“ und sofort war der Schatz verschwunden. Den Unvorsichtigen aber haben seine Kameraden gehörig durchgewalkt.

Spätere Schatzgräber mußten ihr Vorhaben wieder aufgeben, weil sich plötzlich ein ungeheurer Sturm erhob, und ein Anderer — es ist ungefähr 30 Jahre her — der sich durch den Sturm nicht abhalten ließ, wurde durch einen Geist so erschreckt, daß er wochenlang krank daniederlag.

283. Der Schatz auf dem Schafberge bei Baruth.

Gräve S. 193.

Auf dem Schafberge bei Baruth sieht man oft um Mitternacht einen feurigen Mann, der weit umher seine Flammen verbreitet.

Hier ist in einer großen eisernen Truhe ein unermeßlicher Schatz verborgen. Ein Graf von Gersdorf, Besitzer von Baruth, ließ einst Nachgrabungen anstellen und nicht ohne Erfolg. Nach vielen Mühen und Hindernissen gelangte man an die Truhe, auf welcher noch ein hölzernes Kästchen stand, und meldete dem Grafen den Fund. Dieser begab sich sogleich an Ort und Stelle und sah mit seinen eigenen Augen die Truhe und das Kästchen. Aber auf demselben lag ein zusammengerolltes Pergamentblatt, darauf stand mit großer Schrift geschrieben: Wer dieses Kästchen öffnet, dem kostet es seinen erstgeborenen, und wer sich der Lade bemächtigt, seinen zweiten Sohn. Der Graf, welcher nur 2 Söhne besaß, die er beide gleich lieb hatte, erschrak heftig, ließ die Grube wiederum verschütten und der Schatz blieb ungehoben.

284. Der Schatz in der Budissiner Mönchskirche.

Gräve S. 112.

Auf den Fensterbrüstungen der halb eingeäscherten Franziskanerkirche in Budissin sieht man von Zeit zu Zeit am St. Michaelistage ein großes goldenes Krucifix, goldene Kelche und Leuchter. Aber nicht Jeder kann diese Herrlichkeiten sehen und nicht alle Jahre erscheinen sie. Man sah sie das erste Mal bei der Geburt August II., Königs von Polen und Churfürsten zu Sachsen, dann wieder am Tage seines Todes und das letzte Mal vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

285. Schätze bei Muskau.

Mündlich.

Am Ende des schönen und berühmten Parkes von Muskau, dort wo jetzt die sogenannten „neuen Anlagen" den Park erweitern sollen, liegt ein mit hohen Bäumen bewachsener Berg und in diesem befindet sich ein Schatz, der von einem Geiste bewacht wird. Der alte Bergmann Nugla in Muskau, der die Kunst verstand, vermöge der Wünschelruthe vergrabenes Gold zu entdecken, wurde oft, wenn er in der Dämmerung dort vorüber ging, von einem unsichtbaren Geiste flehentlich um Erlösung gebeten unter dem Versprechen des unterirdischen Schatzes. Der alte fromme Mann ging zum Pastor, der ihn wenigstens darüber beruhigte, daß es kein Teufel oder böser Geist sei, der ihn verführen wolle, aber er hat sich doch nicht getraut, den Schatz zu heben.

Auch auf Köbeln zu liegt ein Schatz. Dort ist eine Stelle, die heißt der Judentempel. Alte Mauern sind die Ueberreste desselben und in der Nähe stehen vielhundertjährige Bäume. Man hat dort oft eine weinende Frauenstimme gehört, auch viel nachgegraben, aber die rechte Stelle hat noch Keiner getroffen. Der Glaube an den Schatz war aber so fest und allgemein, daß der vorige Besitzer Jahre lang zögerte, den Platz zu verkaufen.

Wo sonst noch Schätze liegen.

286.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. msc.

Im Pfarrkeller zu Schönau auf dem Eigen, den Peter von Temritz hat bauen lassen, erscheint zu Zeiten ein Geist, welcher einen dort verborgenen Schatz bewacht.

287.

Frenzel, hist. nat. II. 766. msc.

In dem Keulenberge bei Reichenbach und unweit Königsbrück iegt ein Schatz. Wer den richtigen Ort trifft und denselben neunmal um Mitternacht umkreist, der kann den Schatz heben.

288.

N. L. Mag. 1832, 547.

Bei Stargardt liegt ein Damm, der wird der Borchelt genannt, darin sollen sich unterirdische Höhlen befinden, in welchen große Schätze liegen, die von Geistern bewacht werden.

Anmerk. Borchelsberge, vielleicht = Bruchelsberge = Brocken, giebt es mehre. (Handschriftl. Bauern-Chronik von Königshain S. 64).

289.

Sammlung von Schön S. 39. Msc.

Am Abhange des Steinberges bei Lauban ist eine hohlklingende Stelle. Dort liegt eine große Braupfanne mit Gold vergraben.

290.

Gräve, S. 33.

Unter den Trümmern der Burgruine auf dem Oybin liegt ein Schatz vergraben, den böse Geister bewachen. Viele haben ihn heben wollen, aber es ist ihnen nicht gelungen, ja sie sind mit plötzlicher Verarmung oder lebenslänglicher Krankheit bestraft worden.

Anmerk. 1. Diese Schatzsagen könnten in's Unendliche vermehrt werden. Wo liegen schließlich nicht vergrabene Schätze? Meistens stehen sie in Verbindung mit Sagen von alten Burgen, Schlössern; viele sind archäologische Zeiger für Urnen und andere heidnische Alterthümer. So liegt ein Schatz in der Hainmauer bei Rieda, im Hainberge und in der Schanze von Lichtenberg, in der sogenannten Schwedenschanze bei Niethen, im Limasberge, in der Nadel'schen Schanze, Slotnik = Goldberg genannt, im Rehnsdorfer Burgstall u. s. w. u. s. w. Aus neuerer Zeit giebt es Sagen von vergrabenen Kriegskassen an vielen Orten, z. B. bei Löbau, in Zodel bei Görlitz u. s. w.

2. Zum Schluß dieser Reihe als Kuriosum eine selbsterlebte moderne Schatzgeschichte. In einem Dorfe bei Görlitz ist ein großer Pfarrhof mit einem kleinen Gedingehäuschen. Dort hatte der Pastor, der ein ächter Menschenfreund war, einer armen Wittwe Herberge und Unterkommen gegeben. Die Frau war herrnhutisch erzogen und hatte manches Seltsame, aber ihre halberwachsene Tochter Amalie war ein ganz eigenthümliches Geschöpf. Sie träumte immer, was zu gleicher Zeit oder bald nachher begegnete, hörte sich manchmal beim Namen rufen, während alle Anwesenden nichts vernahmen, wurde zu Zeiten mitten auf freiem Felde wie von unsichtbaren Händen festgehalten, so daß sie nicht von der Stelle konnte, schlich für gewöhnlich krank und blaß umher und hatte überhaupt ein so unheimliches Wesen, daß sich die Kinder im Dorfe vor ihr fürchteten. Als sie 15 Jahre alt war, wurde sie förmlich hellsehend und nachtwandelnd. Da träumte ihr einmal, sie würde von einem grauen Männchen an der Hand genommen und in das Kirchgäßchen geführt. Dort zeigte ihr der Geist einen unter der Erde eingemauerten Schatz, der aus einer goldenen Kette und alten Münzen bestand. Sie erzählte den Traum ihrer Freundin, der in gleichem Alter stehenden jüngsten Tochter des Pastors. Beide verabredeten das tiefste Stillschweigen, und als der Abend kam machten sich die Mädchen, mit einer Hacke bewaffnet, auf den Weg, den Schatz zu heben. Amalie bezeichnete die Stelle an der Mauer mit großer Sicherheit; man fand eine Schicht Knochen, dann wieder Erde und endlich eine steinerne Platte, wie es das Mädchen voraus gesagt hatte. Aber den schweren Stein konnten sie nicht heben. Sie eilten in's Pfarrhaus, aber anstatt ihre Eltern in's Geheimniß zu ziehen, vertrauten sie sich einer zufällig im Hause beschäftigten starkarmigen Bauerndirne an und führten sie an Ort und Stelle. Aber auch das Bauernmädchen versicherte, der Stein sei ihr zu schwer, sie wolle morgen Abend wieder hingehen und eine tüchtige Schaufel mitnehmen. — So geschah's, die Erde wurde wieder zugeschüttet und der nächste Abend fand die Schatzgräberinnen wieder an Ort und Stelle. Da ging der Stein merkwürdig leicht vom Boden zu heben und da fand man denn ein von Ziegelsteinen viereckig gemauertes Behältniß, wie es Amalie voraus-

gesagt hatte, aber keine goldene Kette und keine goldenen Münzen. Der Schatz war bereits gehoben. Die Magd heirathete bald darauf ihren Geliebten und die bis dahin blutarmen Menschen sind reiche und angesehene Bauersleute geworden.

291. Der unterirdische Gang in Spremberg.

Sammlung von Schön No. 59. Msc.

Nahe bei Spremberg, jenseit der Spree, befindet sich ein Hügel, auf dem ehemals eine sehr reich dotirte Kapelle stand, die dem heiligen Georg gewidmet war. Zu dieser Kapelle, sagt die Sage, führt von Spremberg aus ein unterirdischer Gang. Die Spremberger wollten einmal den Gang untersuchen und schenkten einem zum Tode verurtheilten Verbrecher das Leben, daß er den Gang untersuche und zur Georgenkapelle wieder herauskäme. Der arme Sünder war damit sehr zufrieden und machte sich auf den Weg, kam aber niemals wieder zum Vorschein. Jedermann glaubte, er sei in dem Gange verunglückt oder von bösen Geistern zerrissen worden, daher auch weiter keine Untersuchung angestellt wurde.

Einige Jahre später kommen einmal ein Paar Spremberger nach Zittau. Wem begegnen sie dort? dem zum Tode verurtheilten armen Sünder. Sie erkennen ihn auf der Stelle, obgleich er ein wohlhabender und angesehener Bürgersmann geworden war. Unter der Hand hat er nun den Sprembergern vertraut, wie es ihm ergangen. Wie er eine Weile in dem Gange fortgeschritten, hat er Hundegebell über sich gehört, woraus er geschlossen, daß er sich unter der Scharfrichterei befinde. Gleich darauf erschien ihm ein Geist mit einem brennenden Lichte und fragte ihn, wohin er wolle. Der arme Sünder antwortet: Ich bin zum Tode verurtheilt, wenn ich nicht auf diesem Wege zur Georgenkapelle komme. Geh' nur fort, antwortet Jener, Dein Glück ist gemacht. Hierauf kam er bald in ein Gewölbe, in welchem zwölf Apostel aus purem Golde standen, jeder etwa einen Arm lang. Hier verweilte er, bis nach seiner Berechnung der Abend angebrochen war, kehrte dann um und nahm einen der Apostel mit.

In's Freie gelangt ging er der Grenze Böhmens zu. Dort zerschlug er seinen goldenen Schatz, verwandelte ihn stückweise in klingende Münze und ließ sich schließlich als ehrsamer Bürger in Zittau nieder.

Die Oeffnung ist wegen eines daraus hervordringenden mörderlichen Gestankes seit vielen Jahren vermauert. Die anderen eilf Apostel warten noch immer auf ihre Erlösung.

Anmerk. 1. Der unterirdischen Gänge giebt's viele in der lausitzischen Sage. Meistens liegen Schätze darin. Sie sollen alle aus dem Mittelalter herrühren, aus der Zeit der Klöster und Burgen. Viele aber hangen mit heidnischen Opferorten zusammen, (vergl. No. 22. Anmerk. und die Ortssagen des 2. Theiles).

2. War etwa auch der Berg des heiligen Georg vormals ein Opferberg? Und wurde nicht der Verbrecher ursprünglich zum Opfertode begnadigt? dann wäre vielleicht Zittau, wo er wieder auflebt und glücklich wird, ursprünglich Walhalla. Die goldenen Apostel erinnern an die goldenen Haine (Götzenbilder), die anderswo unter der Erde liegen, z. B. bei Bertsdorf. Der heilige Georg, der Lindwurmtödter und Schimmelreiter, ist der christianisirte Odin und Swantewit. Der Weg zu ihm ist der Weg zu Odin, d. h. der Weg zum Tode. — Alles Winke für besser unterrichtete Forscher.

292. Der unterirdische Gang in Sorau.

Sammlung von Schön S. 39. Msc.

Auch in Sorau zwischen der Klosterkirche und der Stadtkirche befindet sich ein unterirdischer Gang. Dort ging einmal ein Kind verloren. Ein Priester, sagt man, habe es eingebüßt. Mit dreißig sei er hineingegangen aber nur mit neunundzwanzig herausgekommen. Alles Suchen sei vergeblich gewesen und nie sei das Kind mehr zum Vorschein gekommen.

Anmerk. Eine von den Sagen, die von Daumer unerhört einseitig und mit wahrhaft fanatischem Eifer ausgebeutet worden sind, um dem katholischen Mittelalter und überhaupt dem Christenthume der Vergangenheit geheimen und öffentlichen Kindermord als einen kirchlichen Gebrauch anzudichten.

Von anderen weniger bedentungsvollen unterirdischen Gängen melden viele Ortssagen des 2. Theiles.

293. Die drei goldenen Kronen im Neschwitzer Wallgraben.

Gräve S. 98.

Zu Neschwitz residirte einst ein Fürst, der hatte drei Söhne. Die wollte er einmal recht fürstlich beschenken und ließ von Dresden einen berühmten Goldschmied kommen. Der sollte auf seinem Schlosse wohnen und drei goldene Kronen für seine drei Söhne schmieden. Zu Weihnachten sollten sie fertig sein. Da wollte er seine Söhne damit überraschen. Der Goldschmied arbeitete nun Tag und Nacht in einem einsamen Zimmer des Schlosses, das er nur zur Essenszeit verließ. Aber die drei Söhne waren neugierig zu wissen, was der fremde Mann in dem einsamen Zimmer wohl triebe, und wußten ihn zu überlisten und das Geheimniß zu entdecken. Als dies der alte Fürst erfuhr, ward er sehr zornig, nahm die drei Kronen und warf sie zum Fenster hinaus in den vorüberfließenden Wallgraben. Da liegen sie noch und wer Glück hat, kann sie sehen. Aber sie zu fischen und durch sie reich zu werden, ist noch Keinem geglückt.

Siebente Abtheilung:

Wunder-Sagen.

VII.

Wundersagen.

294. Von dem Kräutlein Sonnenthau.

Frenzel, hist. nat. II. 806. msc.

An vielen Orten der Lausitz, besonders aber im Görlitzer Weichbilde, wächst ein Kräutlein, das heißt das Kräutlein Sonnenthau. Es ist gar ein klein und bescheiden Blümchen, von einer fröhlichen purpurrothen Farbe, und doch ist es eine Wunderblume; denn ob auch rings alle andern Blumen vom heißen Sonnenbrande vertrocknet sind und nach Labung lechzen, das Kräutlein Sonnenthau ist immer frisch und schimmert hell von tausend Thautröpflein, und je heißer die Sonne sticht, desto mehr der Tröpflein hat es, und wenn du sie ihm abwischest, so kommen sie desto zahlreicher wieder zum Vorschein. Es ist aber auch ein Kräutlein, das nicht nur ein Wunder ist, sondern auch Wunder thut, das macht: es blüht im August, wenn die Sonne im Löwen steht. Thut man das Kräutlein oder seinen Saft in ein Glas voll Gift, so springt das Glas plötzlich in Stücken, und ist's in einem silbernen Becher, so schäumt und sprudelt der Trank wie kochendes Wasser über den Rand des Bechers. Ist Einer von einem bösen Geist besessen, so hängt ihm das Kraut um den Hals, dem Kräutlein Sonnenthau kann der Teufel nicht widerstehen und wird alsbald von ihm ausfahren. Gebärenden Frauen erleichtert es die Wehen; wer es bei sich trägt, dem kann kein Unfall widerfahren; wer ermüdet ist von Arbeit oder einem weiten Wege und kaut das Kräutlein Sonnenthau, der wird wieder stark und frisch. Die Astrologen halten es gar hoch und wissen noch manches Geheimniß vom Kräutlein Sonnenthau.

295. Das Veilchen vom Tschernebog.

Köhler, Bilder aus der O. L. S. 43. Gräße S. 488.

Als noch das Wendenland in heidnischen Aberglauben versunken war, da verehrten die Sorben einen Götzen Tschernebog, von dem der Berg den Namen hat, weil er hier oben ein prächtiges Schloß bewohnte. Derselbe

hatte aber ein liebliches Töchterlein, das er höher schätzte als alle seine Schätze. Wie nun aber das Christenthum sein Licht auch in diese Gegend trug, da wußte er, daß sein Reich auf dieser Welt zu Ende war, und als das Kreuz zum ersten Male auf dem Berge erglänzte, da war der Götze zu Stein geworden und mit ihm sein stolzes Schloß, sein reizendes Töchterlein aber ward in ein bescheidenes Veilchen verwandelt. Alle hundert Jahre einmal in der Walpurgisnacht erwacht die Jungfrau zum Leben, und wem es beschieden ist, das Veilchen in diesem Augenblicke zu pflücken, der erhält die holde Jungfrau mit allen Schätzen ihres Vaters.

Anmerk. Diese Sage könnte als Motto unserm Buche voranstehen. Das Heidenthum ist todt. Der finstere blutige Götzendienst ist zerstört. Die Altäre der Götter sind zu ihrem Sarkophage geworden; da liegen sie auf den grünen Bergen in majestätischer Ruhe, aber zu ihren Füßen blüht das Wunderblümchen der Sage, ein verstecktes, bescheidenes, heimliches Veilchen, dunkelfarbig und düftereich, eine verzauberte Jungfrau, ein Götterkind, geschmückt mit dem Reize der Poesie, und wir pflücken die Wunderblume und ziehen sie an's Herz, und die Schauer der Vorzeit, die um den alten Steinsarg wehen, bewegen uns das Innere zugleich mit der Wonne uralter und doch ewig junger Dichtung.

296. Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Nach Gräve S. 41.

Erste Sage.

Auf der Mittagsseite des Löbauer Berges führt ein Theil des Waldes den Namen Kräutergarten, denn es ist da ein großer Reichthum von heilsamen Kräutern. Dort blüht in der Johannisnacht die Wunderblume. Lilienähnlich ist ihre Gestalt, purpur und golden ihre Blüthe und ihre langen Blätter schimmern von silbernen Rändern. Ihrem Wohlgeruche gleicht nichts auf der Welt. Alle Leute wissen von ihrem Dasein, aber wenige nur haben sie gesehen. Nicht jeder darf sie brechen, aber wer es dürfte, der ist von Gott gesegnet.

Ein Löbauer Jäger (Kajetan Schreier war sein Name und er war des Städtleins Rathsförster) weilte einst zur Nachtzeit auf jenem Berge. Er hatte einen Rehbock geschossen und fing an ihn auszuweiden. Da drang plötzlich ein wunderbarer Wohlgeruch vom Winde getragen zu seinen Sinnen. Er ging einige Schritte dem Wohlgeruche nach, aber sonderbar — er, der Kenner jedes Baumes und Strauches auf dem Berge, ging irre und drehte sich in einem Kreise. Wunderbare Töne drangen in sein Ohr und, von himmlischem Glanze umleuchtet, schimmerte ihm die Wunderblume entgegen. Geblendet und verwirrt starrte er das Wunder an. Da schlug die Thurmuhr des Städtchens Mitternacht. Ein Blitz, ein Krach und die Erscheinung war verschwunden und der Wald wieder finster und still wie zuvor. Er eilte an den Ort, wo er das Wunder gesehen. Keine Spur von der Blume. Aber ein Zettel lag an der Stelle, wo sie geblüht, und auf schwarzem Pergament mit goldener Schrift standen die Worte:

Mortalis, immaculati cordis, qui tempore floris mei fortuito huc venit casu, carpere me potest, et uti bonis quae praebeo; sin minus, fugiat longe.

Dies geschah im Jahre 1570.

Eine alte fast unleserliche Handschrift, die noch Anfangs des vorigen Jahrhunderts mit dem Pergamentzettel im Original, nebst einem gerichtlich aufgenommenen Protokolle über die Aussage des Försters auf der Löbauer Rathsbibliothek vorgezeigt wurde, enthielt Folgendes:

Blühet in dem Gärtlein uf dem Löbawer Berge, allein aller 100 Jahr, gar in der Mitternachtsstund von St. Johannis Enthäubtung gar ein wunderseltsam Blühmlein, von anmuthiger Gestalt undt lieblichem Gedüft, welches der, so reines Herzens ist, leicht aus der Erd reißen kann undt dadurch zu hoher Ehr undt vielen Geld gelangt, sintemalen die stark, groß Wurz, sowie das Blühmlein selbst von purem Gold, Silber undt köstlichem Gesteine ist. Wer sich aberst nit vest und sicher weiß, der berühr es ja nit; sonst verleurt er sin Lewen. Wofür Gott behut.

297. Zweite Sage.

Gräße S. 500.

Die Johannisnacht war auch in Löbau mit mancherlei Schwank und Scherz gefeiert worden, die Lichter erloschen allmählich in den Häusern, da trat ein Mädchen aus einer niedrigen Hütte, die einsam am Fuße des Löbauer Berges stand. Mit verweinten Augen blickte sie hinauf zu dem Sternenzelte und seufzte: „Wann wird mein armes Herz Ruhe finden!“ Vater und Mutter und Geliebter waren ihr kurz nach einander gestorben und sie hatte heute Abend nach alter Sitte ihre Gräber geschmückt und an ihnen gebetet. Da ging sie durch das thauige Gras den Berg hinauf, und vor ihr schwebte ein Irrlicht, dem sie unbewußt folgte. Der Wald wurde immer dichter, die Tannen rauschten traulich in der Einsamkeit. Plötzlich sieht das Mädchen durch die Bäume hellen Glanz schimmern, sie eilt darauf zu und vor ihr steht die Wunderblume mit ihrem leuchtenden Kelche. So hatte sie ihr einst der Vater geschildert, als sie allabendlich, das Köpfchen auf die Hand gestützt, seinen Erzählungen lauschte, und immer hatte er dazu gesagt, daß wer sie pflückte zum höchsten Glücke gelange.

Es war ihr, als tönte es aus dem Kelche: Pflück' mich ab, pflück' mich ab. Und als sie die Blume abgepflückt hatte, verlosch der Glanz und der Wald war wieder dunkel wie zuvor.

Am andern Morgen fanden Kinder, welche Beeren suchten, das Mädchen todt mit gefalteten Händen liegen. Die Wunderblume hatte ihr das höchste Glück beschert, des Himmels Seligkeit.

Anmerk. Es ist ein zarter und rührender Zug der Sage und der uralten Volkspoesie, daß die entweichende Seele durch eine aufblühende Blume versinnbildlicht wird. Ein Kind trägt eine Rosenknospe heim, die ihm ein Engel im Walde geschenkt hat. Als die Rose erblüht, ist das Kind todt. (Grimm, K. M. 2. 293, vergl. Grimm's deutsch. S. 477.) Allgemein verbreitet ist die Anschauung, daß die Seele als Blume aus dem Grabe wächst. Ein Liebespaar stirbt, aus des Mädchens Grabe wächst eine Rose, aus des Jünglings Grabe eine Rebe, die wachsen beide ineinander.

298. Die Wunderblume auf dem Schalksteine.

Gräve S. 104.

Bei Neu-Johnsdorf bei Zittau steht mitten im Walde zwischen Haidekräutern und niedrigen Bäumen ein schöner Felsenkegel. Dort blüht in der Johannisnacht mitten auf dem kahlen Felsen ein Wunderblümchen auf, um beim Anbruch der Morgenröthe wieder zu welken. Der Glückliche, der des Blümchens Blüthenstunde belauscht und es bricht, wird dadurch eines großen Schatzes Herr, der dort vergraben liegt, doch schuldlos muß er sein und reines Herzens.

299. Der Goldvogel in der Muskauer Haide.

Gräve S. 178.

In der Muskauer Haide läßt sich zuweilen ein Vogel mit schönem bunten Gefieder, goldenem Schwanze und Flügeln sehen. Er hat die Größe eines Goldrabens und wird von den Wenden Zitžemi, auch Bilarz genannt. Wem er erscheint, dem bringt er Glück. Er ist der Geber von Springwurzeln, Glückswürfeln, heilsamen Tropfen und dergleichen. Wem er Federn aus seinen Flügeln giebt, der hat Glück in Allem, was er vornimmt. Seine Schwanzfedern bringen Glück im Feld-, Obst- und Weinbau und verschaffen eine gesegnete Nachkommenschaft. Seine Brustfedern machen den Beschenkten zu einem berühmten Manne und geben ihm die Gabe der Beredtsamkeit. Man glaubt, er sei ein wohlthätiger Zauberer gewesen, der von einem boshaften aber mächtigeren in diese Gestalt verwandelt worden sei.

Anmerk. In einem böhmischen Märchen kommt ein Glücksvogel vor, von dem geglaubt wird, daß der, der sein Herz esse, reich und der, der seinen Kopf verzehre, König werde. Milenowsky, Volksmärchen aus Böhmen, Breslau 1853, S. 187. Wolf's Zeitschrift II., S. 446.

300. Der Walstein.

A. Frenzel, nomenclator in Script. II. 26. Ejd. Lexicon slavicum I. 41. msc.

Bei Besko findet man den Walstein oder Beinbruch, auf mancherlei Art gestaltet, bald wie ein Arm, bald wie ein Bein, oder auch ein Finger; ja einer dieser Steine soll ganz die Gestalt eines Menschen gehabt

haben. Er ist besonders heilsam für die, welche einen Arm oder Bein gebrochen haben.

301. Der Krötenstein und der Herzstein.

Destinata. lit Lus. VI., 559. 581.

In der Niederlausitz werden häufig Echiniten gefunden. Der gemeine Mann nennt dieselben Knopfsteine, Kreuzsteine, auch Krötensteine und glaubt, daß sie sich in dem Gehirne des Krötenkönigs erzeugen. Der Krötenkönig ist eine alte Kröte, die eine Krone auf dem Kopfe trägt, und soll in Frankreich und Spanien ganz gemein sein. Dieser und einer anderen Art von Echiniten (E. cordatus), die unter dem Namen Herzstein bekannt sind, schreibt man die Kraft zu, daß sie durch bloßes Streichen und Reiben die Entzündung der Augen wegnehmen, giftige Bisse und bösartige Geschwülste heilen und, wenn sie äußerlich nur getragen werden, vor Vergiftung schützen und die Beinschmerzen heben. Ja, man braucht sie sogar zur Stärkung der Mannheit.

Anmerk. Der Krötenkönig ist in mancher Beziehung dem Schlangenkönige und der Krötenstein dem Schlangenei an die Seite zu stellen.

Ein Gedicht des Wiener codex 428. v. 136. sagt:

Ich höre von den Steinen sagen,
Die Nattern und Kröten tragen,
Daß große Tugend darin liege.
Wer sie habe, der gesiege.

Wie die giftige Schlange, so ist auch die giftige Kröte nach homöopathischer Regel des Volksglaubens zugleich heilkräftig.

Kröten sind, wie Drachen, Schatzwächter: Oberlausitzer Sprichwort: Wo eine Kröte sitzt, liegt Gold. Sie sind, wie die Drachen, feindselige Teufelsthiere, Symbole des unfruchtbaren Winters. Im wendischen Märchen: Recht bleibt immer Recht; (W. L. II. 18. 1.) wird die große Stadt Naumla von Durst geplagt, weil eine Kröte, so groß wie ein Ofentopf, auf der Quelle sitzt und dieselbe stopft. Ein lausitzer Aberglaube sagt: Wenn man in die Grundmauer eines Hauses eine Kröte mit einmauert, so bleibt trocknes Wetter, bis das Haus fertig ist.

302. Von den Geschlechts-Karpfen.

Jak. Daniel Ernst's curiöse hist. Blumenlese II. 1364. Frenzel, hist. nat. I. 535. msc.

An mehren Orten der Lausitz giebt es Fischteiche mit uralten Karpfen, welche oft mehre hundert Jahre zählen. Auf dem Schlosse zu Diehsa zeigte man früher ein Bild, welches drei Karpfen darstellte, die laut der dabei befindlichen Inschrift eine ganze Reihe von Besitzern erlebt hatten, und von denen einer zur Zeit der Inschrift 126, zur Zeit Frenzel's 186 Jahre zählte. Auch im Teiche zu Ullersdorf soll es dergleichen uralte Karpfen geben.

303. Der Jugendbrunnen.

N. Laus. Mag. 1840. S. 402. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder I. 287. u. II. 149.

Es giebt in vielen Gegenden Deutschland's sogenannte Heil-, Queck- oder Jugendbrunnen, die in alten Zeiten heilig gehalten wurden, ja, wohl göttliche Verehrung genossen. Noch bis in das spätere Mittelalter hinein findet sich der Glaube, daß wer in solchen Brunnen, hauptsächlich in der Johannisnacht, bade, der werde gesund und verjüngt und selbst vor künftigen Krankheiten bewahrt. Auch bei Görlitz hinter dem heiligen Grabe ist ein solcher Jugendbrunnen, den hat der Rath zu Görlitz im Jahre 1489 zu Herrn Georg Emmerich's Zeiten bis an die Peterskirche leiten lassen. Auch bei den Wenden giebt es heilige Brunnen und der Glaube, durch Baden in denselben verjüngt zu werden, kommt in alten Liedern derselben vor.

Ein schönes Mädchen ging im grünen Jungfernkranze einher, doch heimlich hatte sie schon neun Kinder geboren und getödtet. Sie wußte aber einen Jugendbrunnen. Da badete sie sich jedesmal und bekam ihre vorige Jugend und Schönheit und ihr jungfräuliches Aussehen wieder.

Eines Sonntages früh aber, als die Schöne wiederum zum Jugendbrunnen geht, um darin zu baden, da entdeckt ein alter grauer Mann den Betrug, und wie sie über den Kirchhof geht, kommen die Geister der gemordeten Kinder und brechen ihrer Mutter das Genick.

Anmerk. In dem einen Liede (II. 149.) heißt es:

Mägdlein ging zur Kirche,
Hinter ihr verdorrete das Gras,
Vor ihr bluteten die Steine.
Mägdlein über'n Kirchhof ging,
Oeffneten sich neun der Gräber.
Mägdlein in die Kirche ging,
Folgeten ihr neun der Seelen u. s. w.

In einem anderen „von der schönen Jungfrau Aria" (I. 287.) kommen die neun Kinder ohne Köpfe ebenfalls auf dem Kirchgange zu ihr. Sie wollen der Mutter die Sünde vergeben, aber Gott vergiebt ihr nicht, und als sie zum Altare geht, demüthig niederkniet und das heilige Kreuz macht,

Da ach! versinkt urplötzlich sie,
Nichts weiter war von ihr zu sehen,
Nichts weiter als ihr gelbes Haar.

In einem dritten (I. 290.) ist zwar der Jugendbrunnen und der Kindermord nicht ausdrücklich ausgesprochen, dafür aber finden sich andere eigenthümliche Züge. Es ist am Hochzeitstage der Mutter. Ein Schäfer auf der grünen Wiese hört ein weinendes Kind in einer alten Weide. Es verlangt in das Hochzeitshaus und der Schäfer trägt's hinein:

„Guten Abend, Hochzeitsgäste,
Meine Mutter ist die Braut.
Schon uns neune sie gebar
Und das zehnte trägt sie noch."

Die Braut vermißt sich, der Teufel solle kommen und sie zum Höllentanze holen, wenn sie des Kindes Mutter sei. Da kommt der Teufel zum Fenster hinein,

„Riß ihr ab den grünen Kranz,
Flog mit ihr zum Fenster hinaus."

In einem solchen Jugendbrunnen legte bekanntlich die rauhe Else, die den Wolfdietrich entführt, ihre rauhe Haut ab und wird nun „Frau Sigeminne, die Schönste über alle Lande."

304. Der güldene Brunnen bei Werchau.

Schmidt, Kalauer Chronik S. 91.

Hinter dem Dorfe Werchau bei Kalau ist ein Gesundheitsbrunnen, genannt der güldene Brunnen, der besonders den Kindbetterinnen große Erleichterung verschafft. Durch einen Hofnarren am Dresdener Hofe, Namens Hans Naboth, einen geborenen Kalauer, ist dies Wasser so berühmt geworden, daß die Kurfürstin Anna, als sie gesegneten Leibes war, dasselbe bis nach Dresden hat bringen lassen. Ob's geholfen hat, weiß ich nicht.

Anmerk. Brunnen sind Symbole der Fruchtbarkeit, wie Becken und Becher. Wasser ist das Bild aller Erzeugung (ἡ θάλασσα — τῆς γενέσεως σύμβολον). Der Storch holt die Kinder aus dem Brunnen. Der Queckborn in Dresden hat auf seinem Dache einen Klapperstorch. Weiber werden durch Baden im Hollenteiche fruchtbar. (Grimm: D. S. II. S. 165. Bechstein Fr. S. S. 174. Barth: Altd. Rel. I. S. 145.) Vielleicht hängt Born und Gebären sprachlich zusammen. (Vgl. φρέαρ und φέρω, κρήνη und κράω, creo)

305. Der Hankabrunnen in Collm.

Frenzel, hist. natur. msc. I. 483. N. L. Mag. 1833 S. 590.

In Collm unterm Weinberge ist ein Brunnen, den nennen die Wenden Hanka. Er hat das ganze Jahr Wasser, ausgenommen vom Feste Johannis des Täufers bis Michaelis. Das hat folgende Bewandtniß. Es war einmal ein schönes Mädchen, Hanka genannt, das bleichte dort seine Leinwand manches Jahr und verdiente sich viel Geld damit. Einst beschuldigten es die Leute, es führe keinen keuschen Lebenswandel, sondern sei unzüchtig und unrein. Da vermaß und verschwor es sich und sagte, wenn das wahr wäre, was die Leute von ihm sagten, so solle Gott diesen Brunnen vertrocknen lassen. Kaum hatte es diese Worte gesprochen, so versiegte der Brunnen, und versiegt seitdem noch alle Jahre um diese Zeit, und zum Gedächtniß daran nannte man ihn Hanka.

306. Der Brautbrunnen bei Lichtenberg.

Mündlich.

Bei Lichtenberg, am Wege nach Neukretscham, ist ein jetzt fast aersumpfter Brunnen, der heißt der Brautbrunnen. Das hat aber folgende

Bewandtniß. Vor langer, langer Zeit, wie noch Neukretscham zu Lichtenberg eingepfarrt gewesen, ist einmal ein Brautpaar von da herüber in die Kirche gekommen und hat sich trauen lassen. Es war ein großer und lustiger Hochzeitszug. Aber er nahm ein Ende mit Schrecken; denn auf der Heimfahrt fiel der Wagen um, darinnen Braut und Bräutigam saßen, und sie fielen heraus und in den Brunnen hinein und sind da Beide in treuer Liebe gestorben. Der Brunnen war so tief und man konnte sie nicht wieder herausholen. Nur der Brautkranz schwamm oben auf den Wellen. Und danach heißt der Born bis auf den heutigen Tag der Brautbrunnen, und welche Braut eine reine Jungfer ist, die kann den Kranz noch heute ganz deutlich auf dem Grunde des Wassers erblicken, hat sie aber ihr eigenes Kränzlein verloren, so ist ihr auch der Brunnenkranz nicht sichtbar. Daher führen die Burschen des Dorfes ihre Bräute zu dem Quell, um ihre Reinheit zu erproben. Es soll aber noch nicht vorgekommen sein, daß eine den Kranz nicht gesehen hätte. Wenigstens haben sie's immer gesagt.

307. Der Gotschdorfer Heilbrunnen.

Haberkern, Chronik von Kamenz S. 432.

Erste Sage.

Bei Gotschdorf und Neukirch, eine halbe Meile von Königsbrück, war in früheren Zeiten ein heidnischer Götzentempel mit einem heiligen Brunnen. Dieser Tempel wurde später in eine christliche Kirche verwandelt, aber nach wie vor kamen die Leute an gewissen Tagen, um in dem Brunnen zu baden und von seiner Wunderkraft immerwährendes Heil und Kraft zu erlangen, so daß die christlichen Priester Geld dafür nahmen und große Schätze sammelten. Erst als eine der vorigen Königsbrücker Herrschaften ihn überdecken ließ, hat er seine Kraft verloren, aber doch nicht gänzlich seine Heiligkeit eingebüßt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts kamen an einem bestimmten Tage des Jahres die Neukircher Burschen, um den Brunnen feierlich zu reinigen.

Anmerk. Gotschdorf soll aus Gottesdorf korrumpirt sein. Die ganze Gegend hat allerdings viele Spuren heidnischen Götzendienstes.

Die Sage von der in christlichen Zeiten und unter christlichen Priestern fortdauernden Heiligkeit beruht vielleicht auf Thatsachen, wie bei dem Marienbrunnen zu Rosenthal. (s. die Legenden im 2. Theil).

308. Zweite Sage.

Frenzel, hist. natur. I 487. 501. msc. J. Lehde, hist. Discours von dem Schellendorff'schen Heilbrunnen.

Eine halbe Meile von Königsbrück ist eine Quelle, welche die Eigenschaft haben soll, daß Steine, welche man hineinwirft und einige Zeit darin liegen läßt, weich werden. Im Jahre 1646 ließ der Freiherr von Schellen-

dorf, damaliger Besitzer von Königsbrück, die Quelle untersuchen und fassen, und es fand sich bald ein Zulauf von Leuten aus allen Ständen, die ihr Wasser als Heilmittel benutzten. Ein Bauersmann kam auch dahin und gebrauchte den Brunnen. Da er aber nicht sogleich eine heilsame Wirkung verspürte, verachtete er die Gottesgabe und sprach spöttisch: „Wasser ist Wasser: ich lobe mir eine Kanne Bier dafür“, worauf ihn der Schlag auf der Stelle gerührt, daß er stumm geworden, bis er etliche Tage nachher gestorben ist. Es geht auch eine alte Sage, daß in derselben Gegend, wo dieser Heilbrunnen befindlich ist, vor Zeiten zwei Salzquellen gewesen, deren Wasser die Landleute zum Salzen der Butter gebraucht haben, davon sie viel besser geschmeckt, als wenn dazu gemeines Kochsalz gebraucht worden.

In der Hussitenzeit, wo Alles ringsumher verwüstet worden, sollen auch diese Salzquellen in Abgang gekommen, mit Schlamm verstopft und von Gehölz überwachsen sein, daß man sie gar nicht mehr hat auffinden können.

Anmerk. 1. Salzquellen hatten bei den alten Germanen besondere Heiligkeit. Um ihren Besitz wurden blutige Kriege geführt. Sie glaubten, salzhaltige Gegenden lägen dem Himmel näher und das Salz käme vom Himmel. Aber auch bei den Wenden hat das Salz besondere Heiligkeit. Fast stets findet man auf ihren Tischen ein Salzfaß stehen. Bei feierlichen Gelegenheiten wird erst Brod und Salz gegessen. Die Ehrenfrau bei der Hochzeit, gewöhnlich die Pathe der Braut, heißt Salzmeste u. s. w.

In der Görlitzer Haide und bei Hirschfelde giebt es sagenhafte Salzquellen.

2. Obige Quelle heißt auch Pan-Quelle, Pan = Herr, also: herrschaftlicher Brunnen. Auch der Schwepnitzer Jäger in der Nachbarschaft heißt Pan-Jäger, wahrscheinlich in derselben Bedeutung.

309. Der Zehrbrunnen bei Giehren.

Frietzsche, die Wigandsthal-Messersdorfsche Kirchfahrt 1767 S. 9.

Oberwärts von Giehren bei Wigandsthal hat vor Alters eine Kapelle zum heiligen Wolfgang gestanden. Dabei war ein heiliger Wunderbrunnen. Seit aber die Kapelle verschwunden haben die Wunder des Brunnens aufgehört. Heut zu Tage heißt er schlechtweg der Zehrbrunnen. Er war aber in alten Zeiten gleich dem Teiche Bethesda und hatte seine größte Kraft, wenn der heilige Wolfgang mit unsichtbarer Hand ihn in Bewegung setzte. Wer alsdann zuerst daraus trank, hatte sogleich seine Gesundheit wieder, mochte er vorher auch noch so krank gewesen sein. Man sagt, daß ganze Haufen von Krücken und Stäben hier gelegen hätten, welche die Genesenen daselbst zurückgelassen. Aber auch gar viel Gold und Silber pflegten sie daselbst niederzulegen auf den Altar des heiligen Wolfgang. Davon wurde die Kapelle unermeßlich reich. Als aber später gottlose Menschen die Kapelle zerstörten, wurde der Schatz in den Brunnen versenkt und liegt noch heute da, und das Hauptstück dabei ist ein großes goldenes Krucifix in Lebensgröße.

Ein Mönch aber bewacht den Schatz, den haben viele gesehen, den Schatz aber hat noch keiner gehoben.

310. Der Schönberger Gesundbrunnen.

Frenzel, hist. natur. msc. I. S. 497. Mündlich.

Der Gesundbrunnen bei Schönberg kam im Jahre 1643 zum Vorschein, indem auf einer Hutung zwei Hirtenknaben mit ihren Stöcken auf die Erde schlugen, um sich im Takthalten beim Dreschen zu üben und unter ihren Schlägen ein Wasserquell in die Höhe sprang. Dieses Wasser, das auf eine so merkwürdige Weise entdeckt wurde, kam sehr bald in Aufnahme. Von nah und fern strömten die Menschen herzu und wurden gesund. Allein als die damalige Herrschaft, die Frau Rittmeisterin von Nostitz, das Heilwasser zu einer Geldquelle für sich machen wollte und es nur gegen Bezahlung verabfolgen ließ, verlor es seine Kraft; denn eine solche Gottesgabe soll man die Menschen frei gebrauchen lassen. Erst 1714 bekam die Quelle ihre alte Kraft wieder, wurde von Neuem gefaßt und ein Häuschen darüber gebaut. Aber aus derselben Ursache ward sie auch bald wieder unkräftig. In der neuesten Zeit, da nur noch eine dunkle Sage im Volke von ihr bestand und der Brunnen ganz verfallen war, hat man die Quelle wieder gefaßt und viele benutzen sie mit Erfolg zum Trinken und Baden.

311. Das heilende Wasser bei Wittichenau.

Sammlung von Schön Nr. 41. Msc. N. Lauf. Mag. 1837 S. 201. Gräve, S. 94.

An dem Fußwege nach der Mittelmühle beim Städtchen Wittichenau befindet sich ein fast wie ein Kreuz gestaltetes Holz, über vier Ellen hoch und eine halbe Elle dick, in welchem früher ein Muttergottesbild gestanden. Als einst eine verderbliche Pest in der Oberlausitz wüthete und fast alle Einwohner von Wittichenau gestorben waren, flüchtete sich der Ueberrest hierher. Wegen des großen Durstes, der sie quälte, tranken sie aus einer nahe gelegenen Pfütze, wodurch sie gesund wurden.

312. Der Hungerbrunnen bei Uhyst am Taucher.

Lauf. Monatsschr. 1797 I. 412.

Im Kirchdorfe Uhyst am Taucher ist eine weissagende Quelle. Sie führt den Namen: der Hungerbrunnen, weil sie seit undenklichen Zeiten jede Mißernte und Hungersnoth, ja auch Krieg und Pestilenz angezeigt hat. Wenn dies Brünnlein reichlich fließt und Wasser genug giebt, dann wird's ein gutes Jahr, fließt aber das Brünnlein dünn und spärlich, also daß es schier vertrocknen will, dann tritt gewiß Mißwachs und Theuerung ein. Ist's einmal im Frühling ganz trocken, so ist's gar schlimm und es kommt gewiß

im Laufe des Jahres eine große Hungersnoth mit Krieg und Pestilenz. Also haben's die umwohnenden Bauern immer erfahren bis auf den heutigen Tag.

Anmerk. Aehnliche weissagende Quellen sind zu Halle (Grimm D. S. I. S. 163), bei Oldenburg (Müllenhof N. 121.), im Hennebergischen (Bechstein Fr. S. S. 265), bei Schweinfurth (Bechstein l. c. S. 174.), bei Baden (Schnetzler II. S. 194.), bei Freiburg i. B. (Derselbe I. S. 369.) u. a. a. O.

Bei mancher dieser Quellen ist das Anzeichen umgekehrt, d. h. sie haben die größte Fülle, wenn ein trockenes Jahr eintreten soll.

313. Der Engelsbrunnen bei Oderwitz.

Frenzel, hist. natur. I. 483. msc. Luther's Tischreden. J. Wolff, Lect. memorabil. Cent. XVI. T. II. f. 440. A. Hondorf, Promptuar. Fol. 197. Carpzow, Anal. V. 271.

Im Jahre 1538 war eine große Theuerung in der Oberlausitz, so daß die armen Leute sehr Hunger leiden mußten. Eine gottesfürchtige, fromme Pfarrerswittwe hatte gar nichts mehr, womit sie ihre beiden Kinder ernähren sollte. Einst ging sie in ihrer Herzensangst mit diesen an einen Brunnen und betete zu Gott, daß er sie in der theueren Zeit erhalten und erquicken wolle. Trat zu ihr ein Mann und fragte, was sie da mache? ob sie glaube, daß sie mit ihren Kindern von dem Brunnenwasser sich satt essen könne? — Sie sprach: Ja, warum nicht? Gott, dem Herrn, der das Volk Israel vierzig Jahre in der Wüste mit Manna gespeiset hat, ist nichts unmöglich und er kann auch mich mit bloßem Wassertrinken erhalten. Da sprach der Mann: Siehe! weil Du so gläubig bist, so gehe heim; Du wirst in Deinem Hause drei Scheffel voll Mehl finden. Und als sie zu Hause ankam, war es so. Da erkannte sie, daß der Mann ein Engel gewesen war, und wie die wunderbare Geschichte sich unter dem Volke ausbreitete, so nannte es den Brunnen, wo sie gebetet hatte, den Engelsbrunnen, wie er denn auch heißt bis auf den heutigen Tag.

314. Der Hungerbrunnen bei Olbersdorf.

Moraweck im Oberlaus. Journ. 1851, Oct. S. 167.

An der sogenannten alten Leipa'er Straße im Olbersdorfer Forste findet sich ein stark quellender Brunnen zur Rechten des Weges, zur Linken aber ein Denkmal in den Felsen gehauen. Es stellt ein Brod dar mit einem Kranze darum, sodann ein Kind in einem länglich runden Rahmen und eine jetzt ganz unleserliche Inschrift. Die Sage erzählt, bei einer großen Hungersnoth (im Jahre 1539) sei eine fromme Mutter aus Zittau mit ihren beiden Kindern in die äußerste Noth gerathen und in ihrer Herzensangst an den Brunnen gegangen, um dort zu beten. Da sei ihr ein Engel vom Himmel erschienen und habe sie und ihre Kinder gespeist und gesättigt.

Anmerk. 1. Das Bildwerk vereinigt gar schön die drei Symbole der Fruchtbarkeit: Brunnen, Brod und Kind. Der Kinderbrunnen auf dem Rammelsberge bei Goslar zeigt in Stein gehauene Kinder. Dort soll nämlich eine Frau mit Zwillingskindern niedergekommen sein. (Grimm: D. S. S. 163.)

Der Engel war wohl ein christianisirter Brunnengeist, etwa Frau Holle. Sonst hat die Lausitz keine Brunnennymphe aufzuweisen. Die Nixen wohnen in Seen und fließendem Wasser, und die Fee (?) Pschipownitza in der Sage von der Gründung Löbau's scheint mir novellistische Ausschmückung zu sein. Auch der Hollenbrunnen ist nicht Wohnung der Göttin, sondern Weg zu ihr. Nur in größeren Weihern oder Seen pflegen Nerthus und Holle zu baden. (Grimm: Myth. S. 275.)

2. Mehrfache Ueberlieferungen bestätigen, daß diese Heilquellen besonders bei eintretendem Frühlinge gottesdienstliche Verehrung genossen. Sie wurden beim Frühlingsfeste feierlich geweiht. (Gerber: Unerkannte Wohlthaten S. 14.)

Bis heutigen Tag werden die Hirten, wenn sie das erste Mal das Vieh auf die Weide getrieben, beim Nachhausekommen mit Wasser begossen.

Die deutsche Göttin Ostara, für deren Verehrung bei den Göttersagen und in den Legenden noch einige Spuren nachgewiesen sind, diese Frühlings- (und Liebes-) Göttin der alten Deutschen hatte einen ausgebreiteten Quellenkultus.

Am Ostermorgen holen die Mägde das sogenannte „stille Osterwasser". In der Wendei läuft am Ostermorgen die ganze Jugend im Dorfe umher und jeder Begegnende wird mit Wasser begossen und bespritzt. Dies geschieht auch mit dem Vieh in den Ställen. In der Quelle am Sybillensteine badete sich Mann, Weib, Kind und Vieh (S. No. 15.)

3. Im katholischen Mittelalter wusch man zu Ostern (am grünen Donnerstage) die Altäre. Nicht nur das Kerzenfeuer, sondern auch der Taufstein und das Taufwasser wurden für's ganze Jahr am Ostertage feierlich geweiht. Ostern war früher allgemeiner Tauftermin — daher jetzt noch Termin der Konfirmation, in welcher das Taufgelübde bestätigt wird. — Das Taufwasser wird in manchen Gegenden zu allerhand Aberglauben benutzt. — Zu Himmelfahrt gossen die Priester Wasser in großen Kannen über die in der Kirche versammelte Gemeinde. (Magnus: Gesch. v. Soran S. 23. vgl. Worbs: Neues Archiv S. 272.)

4. Wenn die wendische Braut von der Trauung nach Hause kommt, geht sie in den Kuhstall und stößt dort eine mit Wasser gefüllte Kanne mit dem Fuße um. — Ehe die Brautleute zu Bette gehen, nehmen sie einen frischen Trunk Wasser (nach alter auch schlesischer Sitte ein auch bei gerichtlichen Verhandlungen gebräuchlich gewesenes Symbol „angelobter Treue"). (S. Worbs: Neues Archiv S. 94.)

5. Das wendische Begräbniß bringt auch einen Beitrag zum Wasserkultus. In Geislitz bei Hoyerswerda nehmen die Leichenbegleiter ihren Rückweg vom Kirchhofe stets durch ein fließendes Wasser. Diese Sitte wird so streng innegehalten, daß auch im Winter die Brücke nicht benutzt, sondern das Eis aufgehackt wird, damit der Trauerzug durchwaten kann.

315. Von blutenden Kornhalmen.

Frenzel, hist. natur. III. 1494 msc.. Kalender auf das Jahr 1667. Manlius in Hofm. Script.

Im Jahre 1548 hat sich's zu Haußdorf in der Nähe von Naumburg a. Q. ereignet, daß in der Ernte, als die Bauern das Korn zu schneiden begannen, die abgeschnittenen Halme geblutet haben, wie ein verwundeter Mensch.

316. Von einem blutenden Todtenknochen.

Frenzel, hist. natur. III. 1497. msc. Ejd. hist. eccl. Schonav. p. 287—302. msc.

Eine Kuhhirtin zu Schönau bei Bernstadt hatte ein Ueberbein, und als ihr gerathen wurde, dasselbe mit einem Todtenbeine zu drücken, holet sie ein solches (einen Unterarmschenkel) aus dem Beinhause. Ihr Dienstherr aber nimmt ihr den Knochen weg, bevor sie mit demselben, wie er meinte, Zauberei treiben könnte, und versteckt denselben in einer Kammer. Einige Tage darauf findet ihn dort die Magd, aber wie erschrak sie, als sie gewahrte, daß der Knochen am Ellbogenende blutete, also daß das rothe Blut zur Erde träufelte und nicht eher zu stillen war, bis er wieder bei seinen natürlichen Nachbarn im Beinhause lag.

Anmerk. Die Erzählung ist vom Jahre 1683. Der Pastor loci A. Frenzel berichtet sie selbst (l. l. c. c.) und fügt hinzu, daß er alle Betheiligten zu Protokoll vernommen, er theilt ihre Aussagen und einen darüber abgefaßten Bericht an die herrschaftlichen Gerichte zu Marienstern sehr ausführlich mit und erwähnt dabei, daß er über dieses Wunder in seiner Kirche zu Schönau eine Predigt gehalten habe.

317. Das Baarrecht.

Laubaner Chronik a. a. 1645. Schindler, der Aberglaube des Mittelalters 1858 S. 239.

In Lauban lebte um's Jahr 1645 ein Bleicher, Namens Gruner. Der hat um schnöden Goldgewinnstes willen einen Spitzenhändler, der bei ihm eingekehrt war, um einen Garnhandel mit ihm abzuschließen, jämmerlich erschlagen und den Leichnam, nachdem er drei Tage fest gefroren gewesen, denn es war zur Winterszeit, bei nächtlicher Stunde in den Queiß getragen. Aber wie denn der große Bluträcher im Himmel Alles an's Licht bringt, so ist auch diese That bald ruchbar geworden. Die Leiche wurde gefunden und es entstand ein großer Zulauf. Der Scharfrichter und „die Jüngsten" waren bestellt, um auf den Gruner Acht zu haben. Als aber der Auflauf bei der Leiche größer wird, ist auch der Mörder mit unter dem Haufen gewesen. Da haben alsbald „die Jüngsten" einen Kreis um die Leiche geschlossen und der Scharfrichter ist in die Mitte getreten und hat mit lauter Stimme gesagt: Der Mensch gehöre ihm nicht; der wäre eines gewaltsamen Todes gestorben und der Mörder befände sich unter dem Haufen des Volks. Hierauf haben Alle bei dem Todten vorbeigehen und ihn mit den zwei Zeigefingern an der Stirn anrühren müssen. Als nun die Reihe an den Gruner kommt und er ihn anrühret, läuft das rothe Blut dem Todten aus der Nase. Da hat man den Mörder sogleich ergriffen und festgesetzt.

Anmerk. Das Baarrecht war ein gesetzlich autorisirter Aberglaube. Es kommt schon vor in den Nibelungen (v. 984—986), im Iwein (v. 1355—1364). Vgl. Shakespeare's Richard III. (act. I. sc. 2.) Es findet sich weitläufig beschrieben in einer hessen-darmstädtischen Landesverordnung von 1659. In Pommern wurde es noch 1669 mit Erfolg angewendet und hier und da hat es bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegolten.

318. Blutende Leiche verräth einen Mörder.

Annalen der Stadt Budissin von 958—1664. Handschr. a. d. Kgl. Bibliothek zu Dresden No. 27. Gräße S. 462.

Im Jahre 1500 hat sich in Budissin eine greuliche Mordthat begeben. Es war damals an der Schule daselbst ein Kantor, Namens Jakob Tham, der hat auf der Reichengasse an der Ecke des Marktes gewohnt. Bei dem hat seine Schwiegermutter gelebt, ein altes böses Weib, die fast täglich gezankt und verlangt hat, der Kantor sollte ihr das Haus, in dem er wohnte und das der alten Frau gehörte, bezahlen. Da hat ihn einmal der böse Feind verführt und ihm mit Versuchungen also zugesetzt, daß er am Tage visitationis Mariae eine Axt genommen, der bösen Schwiegermutter das Genick eingeschlagen und den Leichnam in den Würztrog geworfen hat, als wenn sie sich selbst ersäuft hätte. Hierauf ist er in die Schule gegangen. Hierhin ist sehr bald seine Frau gekommen und hat geschrieen: Ach, lieber Mann, wie geht das zu, meine Mutter hat sich im Würztroge ersäuft, lauf und komm' doch nach Hause. Hierauf kamen die Nachbarn und die Gerichte, um die Todte zu besichtigen. Da es aber schon gegen Abend war, hat sich Jedermann gegrauet und die Leiche nicht ordentlich angeschauet, sondern haben dem Nachrichter befohlen, sie als eine Selbstmörderin des folgenden Tages, eines Sonntages, auf den Schindanger zu fahren und zu begraben.

Wie nun der Schinder den Körper angreift, hebt derselbe an heftig zu bluten. Da sprach der Schinder: Es gehet nicht mit rechten Dingen zu, wer sich schuldig an diesem Blute weiß, der hat Eile, sich davon zu machen. Darauf haben viele Leute dem Kantor gerathen, zu flüchten oder sich in ein Kloster zu bergen, allein er hat nicht gewollt.

Endlich hat man ihn eingezogen und mit der scharfen Frage belegt, doch hat er nichts gestanden. Am folgenden Tage jedoch hat er den Rathsherrn Hieronymus Ruprecht zu sich kommen lassen und ihm Alles bekannt, wie es zugegangen. Darauf ist er nächsten Mittwoch hinausgeschleift und auf's Rad gelegt worden.

Ob nun wohl dieses Mörders Eheweib um die That gewußt, auch zu ihrer leiblichen Mutter Ermordung selbst Rath gegeben, hat man sie doch damals verschont und nicht angreifen dürfen, weil sie täglich ihrer Geburt entgegen gesehen, sie ist aber dann länger als ein ganzes Jahr schwanger gegangen und hat nicht gebären können, sondern mußte zuletzt darüber zerbersten.

319. Von blutenden Dielen.

Frenzel, hist. nat. III. 1495 msc.

Zu Budissin lebte bis zum Jahre 1595 ein Pastor Primarius, Namens Laurentius Dresserus, der, als er längst pensionirt und seines Lebens überdrüssig war, einst vom Teufel angefochten, einen Selbstmordversuch

machte, worauf er bald starb. Das geschah in der Pastoratswohnung im Gäßlein beim Kloster. Seitdem haben an dem Orte der That hin und wieder die Dielen angefangen Blut zu schwitzen, wie solches Anno 1601 Herr Martinus Testander beobachtet und bezeuget hat.

320. Von blutigem Brei.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 164. msc. Ejd. hist. nat. III. 1498 msc.

Anno 1616 hat man an vielen Orten in der Oberlausitz auf Aeckern und an Kornhalmen Blut gefunden, das zweifelsohne vom Himmel gefallen. Bei einem Bauer zu Schönau, Namens Elias Richter, wurde ein Mehlbrei, den derselbe gekocht in einen Schrank gestellt hatte, plötzlich über und über mit Blut bedeckt gefunden, welches die Gestalt eines Kreuzes mit einer dasselbe umwindenden Schlange, gleich der in der Wüste erhöheten, abbildete. Der Pfarrer des Orts, Christian Friedrich Scultetus, besah denselben, ließ einen anderen kochen, an dem er dieselbe Wirkung wahrnahm, und hielt darauf, Freitags, den 3. August, eine feierliche Blut- und Bußpredigt.

Als ebendaselbst unter Pastor Frenzel im Jahre 1687 dasselbe Wunderzeichen sich wiederholte, hat auch dieser geistliche Herr, nach seinem eigenen Geständnisse, am Kirmeß-Montage, den 10. November, eine Blut- und Bußpredigt über Joel II., 30. gehalten.

321. Blutiges Wasser.

Frenzel, hist. nat. I. 533. msc.

Anno 1630, den 26. November, hat man zu Görlitz am Graben vor dem Reichenbacher Thore auf dem Eise große rothe Flecken wie von lauter Blut gesehen. Da ist der Bürgermeister mit vielen Hundert Menschen hinausgegangen, der Thorhüter ist in's Wasser gestiegen und hat einzelne Stücken Eis heraufgebracht, die aber in helles klares Wasser zerschmolzen sind.

Ebenso hat man Anno 1631, den 4. Januar, in demselben Wassergraben einen förmlichen Blutquell entdeckt, wovor sich viele Tausend Menschen entsetzt haben. Noch in demselben Jahre aber, den 31. Oktober, wurde Görlitz von den Kaiserlichen besetzt.

322. Blutregen.

Frenzel, hist. nat. I. 564. msc. Zittauische Jahrbücher a. a. 1622 Msc.

Den 28. April Anno 1622 ist zu Zittau mit Verwunderung gesehen worden, daß das Regenwasser, so damals stark gefallen, in den Gerinnen blutfarbig gewesen, gerade so, als ob vorher Fleisch darin wäre abgewaschen worden. Es behielt diese Farbe eine Stunde lang. Etliche gossen es in Gefäße, darinnen es wie Blut zusammen gerann. Der Bürgermeister Friedrich

Birnstein ließ ein weißes Tuch auf seinem Hofe ausbreiten, welches ganz roth wie mit Blut gefärbt wurde. Die Tropfen setzten einen Grund ab, der wie Brasilienroth anzusehen war. Die Nacht darauf erfolgte ein schweres Ungewitter. Auch in Görlitz regnete es den 3. und 4. Juni 1683 Blut, das man deutlich an den Blättern der Bäume, den Dächern und Steinen bemerken konnte.

323. Manna fällt vom Himmel.

Worbs, Geschichte von Sorau und Triebel S. 259.

Anno 1531, als die große Hungersnoth war und Mensch und Vieh nur so dahin starben, hat der liebe Herrgott den Sorauern Gnade erwiesen, gleich den Kindern Israel in der Wüste, und hat in einer Nacht vom Himmel regnen lassen kleine runde Brödchen, also daß den anderen Morgen alle Felder damit bedeckt waren und Mensch und Vieh sich daran erquickten.

Anmerk. Die braunen Knollen (mit weißen Körnern) Lathyrus tuberosus findet man alljährlich bei Sorau in größerer oder kleinerer Menge. Das Volk nennt sie noch heute Manna oder Himmelsbrod und glaubt, daß sie vom Himmel fallen.

324. Fischregen.

Magnus, Geschichte von Sorau S. 237.

Anno 1661, den 25. Mai, fiel bei Sorau ein großer Landregen, in welchem auf die Gorkau'schen Felder eine große Menge Schmerlen herunter gefallen, welche die Bauern aufgelesen, von denen auch dieselben ein gut Gerichte dem gräflichen Herrn Hauptmann gebracht, der sie kochen ließ und im Namen Gottes verzehrte.

325. Schwefelregen.

Frenzel, hist. nat. I. 565. msc.

Anno 1622 den 21. Mai, des Nachmittags um 4 Uhr, fiel zu Görlitz ein starker Schwefelregen, so daß man den Schwefel hin und wieder in Wagengeleisen und Pfützen in ziemlicher Menge sammeln mögen. Um dieselbe Zeit (die Chroniken haben den 18. Mai) regnete es auch in Zittau Schwefel, welcher dem gewöhnlichen an Farbe und Geruch ganz gleich war und wie dieser brannte. An etlichen Orten hat er eines Messerrückens dick gelegen. Es folgte bald darauf die unerhörte Steigerung des Geldes und aller anderen Sachen.

326. Getreideregen.

Frenzel, hist. nat. I. 564. msc. Martin Bohemus, Predigten S. 35. Barthol. Scultetus, ann. a a. 1571 msc.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juni 1571 fielen mit einem Regen um Görlitz und Lauban Körner auf die Erde, welche theils wie Roggen,

theils wie Erbsen, theils wie anderes Getraide aussahen, denn etliche waren länglich, etliche aber rund. Man fand sie zu Görlitz des Morgens früh in den Gärten und auf dem Acker so häufig ausgestreut, daß man sie auflas, dörrte und mahlen ließ, auch davon Brod buck, welches gegessen wurde und einen süßlichen Geschmack hatte. Die Körner gaben sehr viel Mehl, und man konnte von einer Metze so viel backen, als von einem halben Scheffel Korn. Solcher Getraideregen erneuerte sich am 18. August 1606. Da hat man hin und wieder bei der Stadt Görlitz und sonderlich auf der Lauban'schen Straße hin fliegendes Korn gesehen. Viele haben's mit den Händen aufgefangen und viel zusammen gebracht.

327. Steinregen.

Reichsanzeiger 1805 No. 267. Laus. Mon. Schr. 1805 S. 217.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als einige Einwohner von Grävenhain in der Heuernte begriffen waren, kam eines Tages plötzlich eine finstere Wolke hoch über ihnen daher gebraust. Die regnete Steine, stärker als eine Mannesfaust und von runder Gestalt. An den benachbarten Bergen (wo sich die Steine zweifelsohne losgerissen) leuchtete es wie von blauen Flammen und dröhnte wie ein ferner Donner. Der Sturm schnitt das Gras von der Erde ab, als wäre es mit einem Scheermesser weggeschoren. Die Heuschober wurden aufgehoben und verschwanden in der Wolke, und man hat nie wieder Etwas von ihnen gesehen. Da sagte eine Tagelöhnersfrau zu ihrem Manne: Wir wollen nach Hause gehen, hole das Zeug! Du siehst ja, daß der jüngste Tag kommt! Unerschrocken antwortet ihr der Mann: Du Narr! wenn der jüngste Tag kommt, brauchen wir das Zeug nicht.

328. Das verlorene Wasser bei Penzig.

Mündlich und nach Schön's handschriftl. Mittheilung.

In der Haide bei Penzig entspringt ein Wasser, welches in's Rothwassner Gebiet fließt und sich dort verliert. Wohin weiß Niemand. Die Sage aber erzählt:

Vor uralter Zeit hauste in der Görlitzer Haide ein böser Förster. Der plagte die Leute bis auf's Blut und Niemand konnte ihm was recht machen. Einmal ließ er einen Graben aufwerfen und ging selber hin um die Arbeit zu besichtigen. Sie schien ihm viel zu langsam zu gehen und er fing ganz greulich an zu fluchen über die ungeschickten Arbeiter. Da sagte einer von ihnen, ein alter Mann: Herr Förster, wir machen's wie wir können. Wenn wir's anders anfangen sollen, so müßt Ihr's uns schon vormachen, damit wir's lernen. Da ward der Förster verboßt, riß dem Alten die Hacke aus der Hand und fing an unter immerwährendem Fluchen zu graben und

Erde aufzuwerfen. Und es ging wirklich schnell und er steckte schon ganz tief in der Erde, aber es dauerte gar nicht lange, da ächzte er auf und versank in den Boden und Niemand hat ihn wieder gesehen. — Man unterließ es, den Graben weiter zu ziehen, aber das Wasser, welches bis auf diese Stelle fließt und sich dort nach dem Innern der Erde ergießt, heißt bis auf den heutigen Tag das verlorene Wasser.

329. Die Herrenwiese bei Jauernick.

Handschriftliche Sammlung der Breslauer Lusatia Nr. 7. Görlitzer Wegweiser 1832 S. 157.

Wenn man von Görlitz nach Jauernick geht, kommt man hinter Cunnerwitz über eine große Wiese, mit Gehölz umhegt, welche die Herrenwiese genannt wird. Um dieselbe schwebte einst ein langwieriger Rechtsstreit zwischen dem Kloster Marienthal und dem angrenzenden Gutsherrn.

Dieser Herr wollte den Rechtshandel auf ungerechtem Wege beendigen und das schöne Grundstück also an sich bringen. Er beredete deshalb seinen Jäger mit Namen Ruprecht, unter dem Versprechen, ihn mit einem Mädchen zu verheirathen, welches dieser liebte, als falscher Zeuge aufzutreten und seine Aussage zu beschwören. Nachdem der Jäger, verblendet von seiner großen Liebe zu dem Mädchen und irre gemacht durch eine ihm von seinem Herrn eingegebene Hinterlist, eingewilligt hatte, ward der Gerichtstag angesetzt, die Richter und Schöppen kamen mit den Zeugen an Ort und Stelle und Ruprecht sollte den Eid leisten. Er that dies auch mit gutem Muthe. Denn er hatte sich unter seine Füße Erde von den Feldern seines Herrn gebunden und einen Schöpfer, d. h. einen runden Löffel, auf den Hut gesteckt. Freventlich hob er die Finger zum Schwure empor und betheuerte: „So wahr der Schöpfer über mir ist, so wahr stehe ich auf dem Grund und Boden meines Herrn." Aber wenn auch die Menschen den Betrug nicht merkten, Gott wußte Alles, er strafte ihn. Den meineidigen Menschen verschlang vor den Augen des Gerichts die Erde.

330. Der bestrafte Meineid.

Sammlung von Schön Nr. 56.

In Friedersdorf hatte in früherer Zeit der dasige Besitzer mit einem Bauer seines Dorfes Streit wegen eines Stücks Acker. Um zum Besitz dieses Ackers zu gelangen, rief er seinen Vogt zum Zeugen an. Dieser legte den Eid in Gottes freier Natur auf dem streitigen Grund und Boden ab; doch ehe er ihn vollendete, versank er zur Strafe des Meineids in die Erde. Er kann auch heute noch nicht Ruhe finden, denn zu gewissen Zeiten im Jahre hört der Vorübergehende an dieser Stelle den Ruf:

Du Grorock (Graurock ?),
Meine Seele hot keen Roth (Rath oder Ruh?).

331. Der falsche Schwur.

Leonhard Lyser, Abendländ. Tausend und Eine Nacht, Bd. 9. S. 18. Gräße S. 531.

In der Oberlausitz lebte vor 100 Jahren ein Mann, den man im Verdacht verschiedener feiner Betrügereien hatte. Besonders, so sagte man von ihm, sollten seine Betrügereien im falschen Messen der Garten- und Feldfrüchte bestehen, mit denen er Handel trieb. Auch seine anfänglich ehrliche Frau verleitete er zum Betruge und sie ward nach und nach immer geübter in dergleichen Künsten. Einst wurde es entdeckt, daß sie das Gespinnst, mit dem sie handelte, zu kurz weifte. Personen, die welches von ihr gekauft hatten, wollten es ihr wieder zurückgeben. Sie leugnete, daß dieses kurz geweifte Gespinnst von ihr sei, und endlich kam es zu einem Streite, den die Gerichte enden sollten. Der Frau ward der körperliche Eid zuerkannt und sie schwur mit den Worten: „Gott strafe mich und meine Nachkommen bis in's dritte und vierte Glied, wenn ich falsch geweift habe und das kurze Gespinnst von mir ist." Sie ward freigesprochen. Nach Jahresfrist klagte sie über heftige Schmerzen in der rechten Hand, welche endlich von der Gicht ganz krumm gezogen wurde. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter; beiden fehlte an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Jetzt gedachte man in der ganzen Gegend ihres Eides und die Frau ward allgemein verachtet. Ihre Kinder verheiratheten sich, bekamen Kinder, und wieder fehlte diesen an den Fingern ihrer Hände das letzte Glied. Die Großmutter starb in Reue und Leid, ihre Kinder erlebten noch Enkel, welchen ebenfalls an jedem Finger das letzte Glied fehlte. Dem Urenkel dieser betrügerischen Frau, der über seine übelgestalteten und zu Wenig fähigen Hände sehr niedergeschlagen war, ward endlich ein Sohn mit ganz wohlgebildeten Händen geboren.

332. Die verfluchte Hand.

Rech's Chronika S. 399.

Anno 1572, den 22. Januar, wurde ein Muttermörder von Gersdorf zu Lauban auf dem Markte erstlich auf allen Kreuzwegen mit glühenden Zangen gerissen, hernach ihm die rechte Hand abgehauen und dann das Herz aus dem Leibe gezogen, worauf er geviertheilt und die vier Stücke an vier Säulen bei dem Galgen aufgehängt wurden. Die abgehauene Hand wurde mit angenagelt. Obwohl nun die Vögel alle Stücke angefressen und zerfleischt, so haben sie doch die Hand nicht berührt, und sie ist noch ganz unverletzt Anno 1577 vor der Ankunft Kaiser Rudolph II. abgenommen und vergraben worden.

333. Der Burgsberg zu Schönberg.

Erste Sage.

Frenzel, hist. nat. II. 1683. msc. Samml. von Schön Nr. 18. Msc. L. Haupt im Görl. Sonntagsbl. 1854 Nr. 9.

Nahe bei Schönberg liegt der Berg, von welchem zweifelsohne das Städtlein den Namen hat, denn er ist in der That schön und gewährt eine

reizende Aussicht in die Umgegend. Es geht da hinauf ein Weg so breit, daß zwei Wagen neben einander fahren können, bis auf den Gipfel. Auf der ganzen Strecke und dort oben auf einem runden Flecke wächst weder Gras noch Holz, gleich als wenn der Erdboden versengt wäre. Denn es ist das eine verfluchte Stelle und geschah die Verfluchung im Jahre 1636. Damals besaß Schönberg Hans Christoph von Rostitz, ein sächsischer Rittmeister und gewaltthätiger Mann. Zu dem kam einmal ein schwedischer Hauptmann, mit Namen Scoß, auf Besuch, der ritt ein wunderschönes Pferd, und das Pferd stach dem Rittmeister so in die Augen, daß er es mit aller Gewalt haben wollte und dem Hauptmann eine große Summe dafür bot. Aber der Hauptmann hatte sein treues Schlachtroß lieb und wollt' es um keinen Preis lassen. Ueber dem Feilschen kamen beide Kriegsmänner in Streit, gaben sich gegenseitig harte und ehrenrührige Worte, und drohten einander dies und jenes. Darüber rief der von Rostitz seine Leute herbei, ließ den schwedischen Hauptmann fesseln, warf ihn in's Gefängniß und machte ihm den Prozeß, weil er gesagt haben sollte: Er würde dem Rittmeister einen rothen Hahn auf das Dach setzen. Wie sehr sich der Gefangene nun auch verschwor, daß er diese Drohung nicht ausgestoßen habe, so wurde er doch verurtheilt, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als er nun dieses Urtheil vernommen, da hat er immerfort geschrieen: Rostitz, Du hast das Urtheil im Finstern gemauset! Wehe über Dich und über Deine Kinder! — Aber was half ihm das Geschrei? Er wurde alsobald den Berg hinauf zur Richtstätte geführt. Auf dem Wege dahin wollte er von einem Zuspruch der Geistlichkeit nichts wissen, sondern schrie immerfort: „Wehe über Dich, Hans Christoph von Rostitz, Du Bluthund! Verflucht seist Du, verflucht sei der Platz, wo ich mein Blut vergießen werde: darauf soll nimmermehr kein Gras wachsen.“ Und der Fluch ist in Erfüllung gegangen. Der Rittmeister von Rostitz wurde bald darauf in seinem eigenen Hofe erstochen. Der älteste Sohn ist in Polen jämmerlich umgekommen und in Stücke zerhauen worden; der andere ward in Haugsdorf ermordet und der dritte und letzte ist in Rothenburg über der Abendmahlzeit von einem seiner eigenen Unterthanen, dessen Vater, einen Fleischer, er erschossen hatte, mit einem Schusse durch's Fenster getödtet worden.

334. Zweite Sage.

Samml. von Schön Nr. 18. Msc.

Eine Jungfrau wurde des Kindermordes beschuldigt, und obgleich sie ihre Unschuld mit tausend Schwüren betheuerte, wurde sie dennoch zum Tode verurtheilt. Als schon das Richtschwert über ihr geschwungen wurde betheuerte sie nochmals und rief Gott, den Allmächtigen, zum Zeugen an und sprach: Ich bin unschuldig und Gott wird es bezeugen. Kein Hälmchen

Gras soll je auf dieser Stelle wieder wachsen! Darauf betete sie noch einmal und starb gefaßt. Der Frühling kam und der ganze Berg begann zu grünen, nur auf dem Richtplatze wuchs kein Hälmchen Gras, und wächst dort bis auf diese Stunde nicht.

Anmerk. Eine Teufelssage und eine Schatzsage von diesem Berge s. o. No. 124., No. 271.

335. Der bestrafte Gotteslästerer.

Annalen der Stadt Budissin a. a. 1607. Gräße S. 46.

Im Jahre 1607, den 24. Dezember, in der Christnacht sitzen etliche Bauernburschen in einem Dorfe, zwei Meilen von Bautzen (Milkel-Wesseln oder Nikolwesel genannt), beisammen, saufen und spielen das Glück auf das kommende Jahr, wie es bei den Wenden damals Gebrauch war. Als nun der eine das Seine verspielt, hat er darüber greulich gelästert und geflucht, schrecklich geschworen und sich vermessen. In solcher Gotteslästerung bleibt er hinter dem Tische sitzen, die Augen offen, als sehe er noch, hält auch die Kartenblätter in den Händen und verstummt. Die Andern vermeineten, er zürne, weil er nicht reden und zum Spiel nicht zuwerfen wolle, ermahnen und rufen ihm zu, er solle doch zugeben, rütteln und stoßen ihn: da fällt er um und ist todt, ist also ein solcher Gotteslästerer jählings durch Gottes Strafe und ernstes Gericht dahingefahren und also todt nach Hause getragen worden.

336. Hans Hicke, der bestrafte Sabbathschänder.

Frenzel, hist. nat. II. 1076. msc. Stiller, Historienschatz S. 491. Ernst, Confect-Tafel II. 97.

Um das Jahr 1634 lebte bei Budissin Hans Hicke, ein Schuster, der arbeitete stets des Sonntags und ging nie in eine Predigt; es wäre sein bester Arbeitstag, sagte er, und verlachte den Pfarrer, der ihn oft ermahnte, den Feiertag heilig zu halten. Diesen losen Menschen klopfte endlich Gott auf die Finger, denn als er einst eines Sonntags ein gebundenes Schwein von einem Wagen heben will, beißt ihn dasselbige in die Hand, und ob er viele Aerzte und Bader befragte, konnte ihm keiner die Hand heilen, die Wunde wurde immer schlimmer und bald ward die Hand und der ganze Arm, womit er gesündigt, kohlschwarz und faulte ihm bei lebendigem Leibe, also daß er nach einem Vierteljahre im größten Elende umkommen mußte.

337. Pfarrer Nikolai zu Kunnewalde bei Bautzen.

Handschriftl. Chronik von Budissin ohne Namen des Verf. in der Biblioth. der Oberl. Ges. d. Wissensch. Fol. 20. cf. Jöcher's Gelehrtenlexikon s. lit. K. Scheibele, das Kloster, Bd. XII. S. 497.

Zur Zeit als in der Lausitz das Evangelium schon ganz mächtig zu werden anfing und die Leute nicht mehr zur katholischen Messe gehen wollten,

war zu Kunnewalde bei Bautzen ein katholischer Priester. Der eiferte ganz entsetzlich gegen Dr. Luther und sein Werk und rief eines Tages im unbändigen Zorn von der Kanzel herab: Wenn des verdammten Ketzermeisters Luther Wort und Lehre wahr wäre, so solle ihn doch flugs der Donner erschlagen. Kaum hatte er's ausgesprochen, so zog ein schweres Gewitter am Himmel auf. Da flohen die Leute in Haufen zur Kirche heraus. Der Pfarrer aber stieg von der Kanzel und wollte auf seine Pfarre gehen. Aber noch ehe er zu Hause ankam, fuhr ein Blitzstrahl herab und traf das Lästermaul, daß er auf ewig verstummte und todt liegen blieb. Da wurden viele zum Evangelium bekehrt. Solches ist geschehen am Tage S. Trinitatis im Jahre des Heils 1537.

338. Bestrafte Lästerung.

Magnus, Geschichte von Sorau S. 18.

Im Jahre 1529 fing das große Sterben in der Lausitz, genannt Sudor anglicus (der englische Schweiß), an, da viele Leute in einen tiefen Schlaf fielen und endlich darinnen starben. Wer sich aber des Schlafes 24 Stunden erwehren konnte, ward meistentheils wieder gesund, weshalb sich viele Leute rütteln, schütteln, hin- und hertragen oder fahren ließen. Dazumal war ein katholischer Pfarrer zu Friedeberg. Der eiferte gegen Dr. Luther von der Kanzel und gab das Unglück der neuen Lehre schuld. Als er eines Tages wieder von der Kanzel geschrieen, die Luther'sche Ketzerei sei des Leidens Ursache, ist er plötzlich, von der Krankheit ergriffen, in tiefen Schlaf gefallen und hat selbst darüber in's Gras beißen müssen.

339. Flucher wird auf der Stelle bestraft.

Mühlwolff, Annalen von Budissin Fol. 47. Msc. cf. Bergmann, bestrafte Zungensünde p. 22 und Melissander, gel. Historie p. 770.

Anno 1451 fahren an einem Sonntage ein Paar Vornehme von Adel, einer von Schönberg und Wolfgang von Rechenberg, auf den Königlichen Landtag nach Budissin und sitzen bei einander in einem unbedeckten Reisewagen. Als sie nun einige Meilen Weges gereiset, entstehet ein großes Donner-, Hagel- und Regenwetter, worüber der von Schönberg, seine schönen Kleider bedauernd, anfing zu fluchen und sich verwünschte, daß ihn der Donner gleich erschlagen sollte. Der Junker von Rechenberg aber war ein gottesfürchtiger Kavalier und strafte ob dieser Frevelrede seinen Gefährten mit frommen Worten. Aber der von Schönberg fing an, nur desto entsetzlicher zu fluchen. Da fuhr ein Blitz hernieder und erschlug augenblicks den Flucher, aber dem frommen Junker von Rechenberg ward kein Haar gekrümmt.

340. Von einer Besessenen in Sorau.

Magnus, Geschichte von Sorau S. 238.

Anno 1663 ist in der Michaeliswoche die Frau Stadtschreiberin von Sorau mit dem unsaubern Geiste besessen worden, daß man sie anlegen müssen. Wobei sie öffentlich bekannt, daß ihr Vater 100 Thlr. Blutgeld genommen und es ihr zur Mitgift gegeben. Dafür müßte sie jetzt so schwer büßen und dem Teufel in den Klauen stecken.

341. Wie aus dem Görlitzer Schuster Jakob Böhme ein berühmter Prophet geworden.

I. Büsching's Volkssagen I. 178. Frankenberg im Leben J. B., Amsterd. 1715 S. 3. N. L. Mag. 1838. S. 383. Sammlung von Schön Msc. No. 30. Gräve S. 29. Preusker's Blicke rc. II. S. 100. Mündlich.
II. u. III. Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sect. für Alterth. No. 93. Fol. 71. Msc. Schäfer's geneal. Tabellen s. v.

Es haben sich die Gelehrten in ihren Büchern und Schriften gestritten und die Köpfe zerbrochen, wie aus einem armen Hirtenknaben und einfältigen Schuster Jakob Böhme zu Görlitz hat ein so erleuchteter Weiser, weltberühmter Scribent und schier prophetischer Gottesmann werden können. Haben's alle nicht ergründet, aber das einfältige Volk in Görlitz und Umgegend, das seine Schriften nie gelesen, weiß dennoch wohl, wie es zugegangen, und erzählt es weiter von Kind zu Kindeskind.

I.

Zum Ersten: Als Jakob Böhme noch ein kleiner Knabe war und das Vieh hütete, kam er auch eines Tages mit seinen Kühen auf die Landeskrone, wo der große Schatz begraben liegt. Es war um die Mittagsstunde und Jakob ging ganz in Gedanken am Berge hin. Da öffnete sich plötzlich vor ihm der Berg und er sah ein Thor von schönem rothen Gemäuer und aus dem dunklen Gewölbe funkelte es ihm entgegen wie lauter Gold und Silber. Er erschrak aber so sehr darüber, daß er eiligst zurückging, ohne die Herrlichkeiten zu berühren. Als er nachmals mit andern Knaben den Berg erstieg, konnte er den Eingang nimmer finden. — Das ist das erste Zeichen gewesen, welches bedeutet seinen geistlichen Eingang in die verborgene Schatzkammer der göttlichen und natürlichen Geheimnisse.

II.

Zum andern: Als ihn sein Vater bei einem Schuhmacher in Seidenberg in die Lehre gegeben hatte, ist eines Tages ein fremder und ihm ganz unbekannter, auch schlicht gekleideter, doch feiner und ehrbarer Mann vor den Laden gekommen, darinnen Jakob in des Meisters Abwesenheit mutterseelenallein gesessen hat. Dieser Fremde hat ein Paar Schuhe zu kaufen begehrt. Der Lehrling hat sich aber nicht getraut, den Handel für sich allein einzugehen, und als der Fremde dringlich geworden, hat er, um ihn abzuschrecken, einen übermäßigen Preis verlangt. Aber der Fremde giebt ihm ruhig und

ohne Widerrede das Geld, nimmt die Schuhe und geht fort. Aber nicht weit vom Laden steht er still und ruft mit lauter und ernster Stimme: Jakob, komm' heraus! Jakob erschrickt, wie ihn der Fremde bei seinem Taufnamen nennet, steht aber auf und geht zu ihm auf die Gasse. Ernst aber freundlich und mit lichtfunkelnden Augen schaut ihm der Mann in's Angesicht, fasset ihn bei der rechten Hand, sieht ihm stark in die Augen und spricht zu ihm: Jakob, Du bist klein, aber Du wirst ein großer Mann werden und wird eine völlige Veränderung mit Dir vorgehen, daß sich die Welt über Dich verwundern wird. Du wirst viel Noth, Armuth und Verfolgung leiden, aber sei getrost und fürchte Dich nicht, fürchte aber Gott und ehre sein Wort und bleibe beständig in allen Dingen, denn Du bist Gott lieb und er ist Dir gnädig. Darauf hat ihm der Mann die Hand gedrückt, wiederum stark in die Augen gesehen und ist seines Weges fürbaß gegangen. Jakob aber hat seine Worte wohl in Acht genommen, der Weissagung geglaubet in aller Einfalt und Demuth und das Bild des Fremden nimmer aus seinem Gedächtniß verloren.

III.

Zum Dritten: Im Jahre 1600, im fünfundzwanzigsten Jahre seines Alters, als Jakob schon mehr mit geistlichen Dingen, denn mit Handwerksgeschäften, sich befasset und immer fein fleißig in der Schrift geforschet, da ist er eines Tages beim jähligen Anblick eines zinnernen Gefäßes, darein er sich mit seinen Augen versenket, vom göttlichen Lichte ergriffen worden, also daß der lieblich jovialische Schein ihm in sein Inneres gedrungen und ihn blicken gelassen bis zu dem innersten Grunde oder Centro der geheimen Natur. Aber Jakob hat es für eine Phantasie gehalten und hat sich's wollen aus dem Gemüth schlagen, geht zum Hause hinaus auf die Gassen und in's freie Feld über die grünen Wiesen vor'm Neißthore zu Görlitz. Aber das Gesicht ist nicht von ihm gewichen, und hat's je länger, je mehr klarer empfunden, und wo er hingeschaut, da hat er Thieren und Bäumen, Gräsern und Steinen so recht in ihr innerstes Herz und Wesen zu schauen vermocht, also daß ihm von Stund an die ganze Welt verändert worden und die Natur gewesen ist wie ein geheimnißvolles, doch verständliches Buch, darinnen er allein hat lesen dürfen. — Und also ward der Schuster ein Prophet.

Anmerk. Bekanntlich weissagte Joseph, als er in den silbernen Becher blickte. (1. Moses 44, 5.) Die Hebräer haben für Erz und Zauberei nur Ein Wort כְּחוֹשֶׁת. Vergl. Molitor, Philosophie der Geschichte III. S. 317. und No. 232. der Zaubersagen.

342. Todespropheten.

I. Frenzel, hist. nat. III. 1518. II. Haberkorn, Chron. von Kamenz S. 423.

I.

Anno 1539 ist ein Weib von Görlitz, die schwarze Babe genannt, in den Busch gegangen, um Ruthen zu Besen zu suchen. Als sie bei Deutsch-

ossig auf dem Damme gesessen, ist ihr ein Mann mit einem langen grauen Barte erschienen, der sie also angeredet: Was machst Du hier? Stehe auf, gehe in die Stadt und bereite Dich zum Sakrament, denn in neun Tagen wird es Feuer vom Himmel regnen und die Welt untergehen. Als diese Prophezeihung ruchbar geworden, ist das Volk in der Stadt gewaltig erschrocken, und anderswo sogar die Rede ergangen, als sei Görlitz bereits untergegangen. Als aber die schwarze Babe nicht auf ihrer Rede bestanden, und sich auch sonst verdächtig gemacht hat, ist sie Dinstags vor Francisci zur Stadt hinausgewiesen worden. Görlitz aber steht heute noch.

II.

Anno 1644 ist ein Prophet in Kamenz erschienen, ein Wende, der hat prophezeiet, es würde ein großes Erdbeben kommen und die Häuser einfallen. Da haben viele Leute ihr Hab und Gut auf die Dörfer getragen, zu ihrem großen Schaden, denn das meiste davon ist in die Hände der räuberischen Schweden gefallen.

343. Barthel Kneschke's Weissagung.

Frenzel, hist. nat. III. 1451. msc.

Anno 1652 sind in der Stadt Löbau viele Gesichte gesehen und Prophezeiungen von Engeln des Himmels gehört worden. Sonderlich hat sich ein Bauersmann Namens Barthel Kneschke zu Laube derselben gerühmt, allenthalben Buße gepredigt und unter Anderem eine Sonnenfinsterniß prophezeiet, welche drei Tage dauern sollte. Da hat Herr Jodokus Willichius, Pastor primarius zu Löbau, das Jahr darauf eine „Schriftmäßige Engelsprobe“ in Druck herausgegeben, in welchem Buche er mit Aufwand großer Gelehrsamkeit aus der Schrift erwiesen, daß die Engel nicht zu Bußpredigern bestellet seien, und daß am allerwenigsten zu erwarten stände, sie sollten sich gar so gemein machen und zu ungelehrten und einfältigen Bauersleuten kommen. Es sei gar schwer die Geister zu prüfen und der Teufel stelle sich oft als ein Engel des Lichts.

344. Weissagung der Jungfer Ursel über die Sechsstädte.

Frenzel, hist. nat. III. 1448. msc.

Anno 1635 den 9. Mai hat Jungfrau Ursula, Michael Becker's zu Bießnitz hinterlassene Tochter, nach ihrer Aussage folgende Offenbarung gehabt: Es saßen mir zwei Engel zu Häupten, zwei Engel tanzten mit einanander. Der eine hatte einen Kranz von Nelken, der andere einen von Rosen, zwei Engel gingen hintennach und sahen gar traurig aus. Unser

Herrgott saß auf einem Throne, hatte ein rothes Sammetkleid an, einen gül-denen Hut mit einer weißen Feder auf dem Haupte und that seinen Mund auf und schrie: Wehe, wehe, wehe über die Sechsstädte. Die Stadt Budissin wird heimgesucht werden von einer großen Schlange, die wird hundert Ellen lang sein; um sie umzubringen, müssen 3000 streitbare Männer sein und nicht weniger noch mehr. Die Stadt Zittau wird heimgesucht werden von einem Lindwurm, dessen Maul wird sein, wie ein Haus, er wird zwölf Häupter haben und eine Krone tragen, so groß wie der größte Berg; mit jeder Zacke derselben kann er einen Menschen tödten, darum sollen sie ihn zufrieden lassen und ihm die besten Worte geben. In dem Commersberge wird er wohnen und ein Pferd haben, dem alle Tage achtzig Scheffel Korn gegeben werden müssen. Die Sechsstädte sollen ihm geben eine jegliche Stadt zwanzig Scheffel Gerste und hundert Malter Hafer. Die Stadt Görlitz wird ganz und gar eingeäschert werden, so sich die Inwohner nicht werden bessern, fleißig beten und Buße thun. Wenn sie aber eingeäschert sein wird, so wird man daselbst eine schöne Stadt erbauen, die wird die Neustadt heißen und 6000 Häuser haben und 200 Kirchen mit 300 Pfarrherren; in der Mitte wird ein güldenes Haus stehen mit einem großen Thurme und wird das Wohnhaus genannt werden, darinnen werden große Herren wohnen. Zu Görlitz wird ein Kind geboren werden, das wird vier Augen und drei Köpfe haben. Zu Moyß wird ebenfalls ein solches Kind geboren werden, das soll heißen Ilian. Bis zum jüngsten Tage werden gerade noch 200 Jahre vergehen. Vorher aber wird eine unerhörte Theuerung sein. Ein Scheffel Korn wird fünfzehn Thaler, ein Scheffel Gerste zwanzig Thaler, ein Scheffel Weizen hundert Thaler kosten. Ein halbes Jahr aber vor dem jüngsten Tage wird man den Scheffel Korn für drei Groschen bekommen. Sechs Wochen später wird ein Erdbeben entstehen, alle Häuser werden einstürzen und die Menschen vor Angst nicht wissen wo aus noch ein, werden Löcher in die Erde scharren und hineinkriechen wollen, aber nicht hinein können. — In fünfundzwanzig Wochen wird ein großer Potentat, der Kaiser oder Kurfürst sterben. Dann wird es ärger denn je auf der Erde zugehen. — In drei Jahren wird ein Apfelbaum ein Malter Aepfel und ein Birnbaum nur eine Birne tragen; sie werden mit einander kämpfen und der Apfelbaum wird sprechen zu dem Birnbaume: Hast Du nicht auch getragen? Der Birnbaum aber wird den Apfelbaum erschlagen. Die Wurzeln der Bäume werden sich gen Himmel drehen am jüngsten Tage. Heuer wird ein gut Jahr sein, aber in drei Jahren wird Gras und Getraide verdorren, als wenn's verbrannt wäre; Vieh und Menschen werden Hungers sterben. Ein Mensch wird den andern anfallen und fressen; und wer Mist zu essen haben wird, der wird sich glücklich preisen. — Solches hat mir unser Herrgott offenbart, auf daß ich es verkündige und die Menschen bekehre zur Buße und zum Gebet.

345. Seltsame Ereignisse bei einer Hochzeit.

Frenzel, hist. nat. II. 697. msc.

Als im Jahre 1583, den 24. April, Johann Fabian von Ponikau auf Schloß Elster mit Magdalena von Lichtenhain, einer edlen Jungfrau aus Thüringen, Hochzeit machte, hatte er auch Herrn Sigmund von Maltitz, einen jungen und tapfern Ritter, eingeladen. Derselbe hat auch gemeint, dieser Einladung folgen zu müssen, obschon er verschiedene Anzeichen gehabt, die ihn hätten warnen können, dieser Hochzeit nicht beizuwohnen. Denn als er sich zum Feste geschmückt, sind ihm alle Ringe, die er angethan, an den Fingern entzwei gesprungen und zur Erde gefallen. Als er mit seinem Knechte zu Pferde steigt, ist ihm sein Schwert plötzlich aus der Scheide gefahren auch die Kugelbüchse, die er umgehängt, von selbst losgegangen, so daß die Kugel beinahe sein Pferd erschossen hätte. Doch alles das hielt den muthigen Junker nicht ab, zur Hochzeit zu reiten. Als er zu Elster angekommen mit den anderen Gästen bei Tafel sitzt, löschen 2 vor ihm stehende Lichter von selbst aus. Endlich zeigt sich mitten auf der Tafel ein weißer Stein, den die Gäste wiederholentlich wegwerfen, der aber immer wiederkommt. Des andern Tags ist Sigmund von Maltitz von Heinrich von Lottitz herausgefordert und im Duell erstochen worden. Den wunderbaren Stein aber hat ein thüringischer Gast, Wolfgang von Werther, an sich gebracht und mit in sein Vaterland genommen.

346. Das zersprungene Arzeneiglas.

Frenzel, hist. nat. III. 1507. msc.

Anno 1696, den 28. März, lag zu Colmen bei Hoyerswerda Frau Anna Katharina Frenzel, des Pastors substituti Frenzel daselbst Ehefrau, in einer tödtlichen Krankheit. Es wurde ihretwegen ein Bote nach Budissin abgefertigt, um daselbst Arzenei zu holen. Als dieselbe nun in der Apotheke bereitet und in einem Glase auf den Tisch gesetzt worden war, ist plötzlich das Glas mit einem hellen Klange zersprungen und die Arzenei verschüttet worden. Der Provisor, Namens Johann Greifenhahn, sagte sogleich, dies wäre ein Todesanzeichen und würde die Patientin wohl keiner Medizin mehr bedürfen, wie sie auch in der That zu derselben Stunde in Colmen selig verschieden ist.

347. Zersprungenes Glas.

Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 194.

Als den 2. Juni 1614 Herr Magister Martin Ramus, Pastor in Triebel, Doktor Garcaei in Sorau Tochter heirathete, war auch auf der Hochzeit der Burggraf von Triebel, Herr Wilhelm Pletzsch. Dem sprang

über Tische ohne alle Ursache plötzlich das Glas. Da schlug er die Hände zusammen: Ach Gott! Dieses wird mir entweder ein großes Glück oder Unglück bedeuten! Folgende Nacht fiel er in seinem Quartiere auf dem Markte aus dem Fenster auf's Straßenpflaster und starb auf der Stelle.

348. Ein ahnungsvoller Traum.

Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 256.

Als der junge Graf Promnitz auf Sorau zu Gießen studirte und daselbst Rector magnificus war, träumte ihm eines Morgens, es käme ein Mann zu ihm herein, der brächte einen Brief mit schwarzer Seide überwunden mit der Ueberschrift: Dein Vater ist todt. Ob nun wohl der Graf auf Träume nicht viel hielt, so ward er doch einigermaßen bewegt, und siehe da: Ehe noch 2 Stunden verflossen, klopfte ein Bote an, der brachte einen Brief mit der traurigen Zeitung, daß der alte Graf selig verstorben sei.

349. Die Ermordung des Heinrich Gottlob von Döbschütz.

Laus. Monatsschr. 1795. II. S. 342. 1796. II. 289.

Im Jahre 1692 reiste Heinrich Gottlob von Döbschütz, Sohn des Herrn von Döbschütz auf Lichtenhain, ein weit gereister junger Mann von großer Geistesbildung, zu einer adeligen Hochzeit nach Armenruh in Schlesien. Als man nach beendigter Trauung zur Tafel ging, kam dem Herrn von Döbschütz gegenüber ein gewisser Herr von Braun zu sitzen. Sobald Döbschütz den Mann erblickte, den er noch nie gesehen, fühlte er augenblicklich einen so heftigen Widerwillen gegen ihn und eine so unheimliche bange Furcht vor dem fremden Manne, daß er erblaßte und seinem Nachbar auf Befragen die seltsame Ursache seiner Aufregung mittheilte. Dieses Gefühl der Abneigung war so heftig, daß er es nicht mehr aushalten konnte, sondern aufstehen und sich in sein Zimmer zurückziehen mußte. Die Gesellschaft war schon sehr angeheitert und Herr von Braun halb trunken, als die Abwesenheit des Döbschütz bemerkt und der Grund derselben mitgetheilt wurde. Herr von Braun hielt diesen Vorfall für eine arge Beleidigung seiner Ehre. — Sein erstes Gefühl war Rache. Berauscht, wie er war, sprang er auf, stürzte nach dem Zimmer des Döbschütz, nöthigte diesen vom Bett aufzustehen und das Zimmer zu öffnen und durchbohrte den wehrlos im Hemde Dastehenden mit seinem Degen, daß er niederstürzte und starb.

Der Leichnam des Gemordeten ward auf dem väterlichen Gute zu Lichtenau in der adeligen Kirchengruft beigesetzt.

Als man nach etwa hundert Jahren den Sarg öffnete, fand man — wie jetzt vielleicht noch lebende glaubwürdige Augenzeugen versichern — den Leichnam noch vollständig unversehrt.

Von dem Leichnam eines andern Herrn von Döbschütz (auf Neukemnitz, gestorben 1632) erzählt man ganz dasselbe, so daß sich im Volke die Sage verbreitete, die Herren von Döbschütz seien unverweslich.

350. Das Glöcklein im Nonnenkloster zu Budissin.

Frenzel, hist. nat. III. 1503. msc. Gobelinus Persona, vita S. Meinulfi Diaconi. Simon Majolus, dier. canic. tom I. colloq. 19. p. 437. ed. Mogunt. 1610.

In dem Nonnenkloster zu Budissin hat vor Zeiten ein Glöcklein gehangen, welches sich selbst geläutet, so oft eine der Nonnen hat sterben sollen.

Anmerk. „In Budicensi monasterio Saxoniae" — kann doch wohl nur auf Budissin gehen.

351. Vorzeichen des Todes der Görlitzer Bürgermeister und Geistlichen.

Frenzel, hist. nat. III. 1504. msc.

Am 21. Januar 1507 starb Georg Emmerich, Erbauer des heiligen Grabes und Stifter des Hospitals zu unserer lieben Frauen in Görlitz, und ward in seines Vaters Grab gelegt. An seinem Sterbetage verschwand das eiserne Thürlein am heiligen Grabe und wurde nach langem Suchen in einem Teiche wieder aufgefunden. Man hielt das allgemein für ein Vorzeichen des Todes dieses merkwürdigen und berühmten Mannes. Vor dem Tode Franz Köster's im Jahre 1649, sowie Bartholomäus Gehler's 1671 löschte die Kerze vor dem Altare aus. Dies ist nach der Meinung der Leute das gewöhnliche Anzeichen von dem Tode eines Rathsmitglieds oder Geistlichen. Als am heiligen Christtage 1694 eine Kerze auf dem Altare verloschen war, deutete dies der Primarius Vetter selbst auf sich und sagte zu einer alten Frau: „Es ist etwa am heiligen Feiertage auf dem Altare eine Wachskerze ausgelöschet und viel Redens dessentwegen, als sollte es den Tod eines Priesters bedeuten, und wer weiß, ob mich's nicht am ersten betrifft. Nun, Gott geb's mir selig." Bald darauf ist der Primarius auch wirklich plötzlich vom Schlage gerührt worden und gestorben. In demselben Augenblicke als der Primarius Balthasar Dittrich am 25. November 1614 verschied, riß der Glockenstrang während des Läutens zum Küraktus.

352. Vorzeichen des Todes der Budissiner Rathsherrn.

Frenzel, hist. nat. III. 1506.

Kurz vor dem am 25. November 1614 erfolgten Tode des Bürgermeisters Antonius Böhmer zu Budissin ist plötzlich am Rathsglöcklein ein ganz neuer Strang entzwei gerissen, das Glöcklein aber hat von selbst weiter geläutet, wie es denn allemal zu geschehen pflegte, wenn ein Rathsherr sterben sollte. Jetzt ist das Glöcklein schon längst abgeschafft.

353. Das schwarze Kreuz auf dem Bette.

Frenzel, hist. nat. III. 1506. msc.

Anno 1634 an einem Sonntage hatte der Archidiakonus zu Budissin, Magister Augustus Posselt, seinen Kollegen, Herrn Nicolaum Procopium Pascha, zum Abendessen geladen. Nach vollbrachter Mahlzeit begab sich's, daß der letztere aus der Stube geht und zufällig in die offenstehende Schlafkammer des Archidiakonus blickt. Da wird er denn bei hellem Mondenschein gewahr, daß ein schwarzes Kreuz über seines Kollegen Bette liegt. Als er das darinnen erzählt, will Niemand davon wissen, und als sie gemeinsam hingehen, das Kreuz zu sehen, ist Alles verschwunden. Magister Posselt aber ist wenige Tage darauf, am 6. März, verstorben.

354. Vorboten der Pest.

Frenzel, hist. nat. III. 1545. msc.

I.

Anno 1584 im Anfange des Frühlings, als das neue Siechhaus vor der Stadt Budissin noch unausgebaut war und weder Fenster noch Thüren hatte, ist es geschehen, daß ein betrunkener Bauer, Namens Meister Simon, Abends aus der Stadt gegangen, sich in das halbfertige Haus begeben und daselbst eingeschlafen ist. Als ihn in der Nacht ein Ungewitter erweckt hatte, hat er ein grauenvolles Geschrei wie von vielen weinenden Menschen vernommen, davon das ganze Haus erfüllet gewesen ist, hat aber nichts gesehen. Diese Wehklage ist ohne Zweifel ein Vorbote der im Oktober darauf folgenden, fünfzehn Wochen lang andauernden Pest gewesen, in welcher gar viel Volks jenes Haus mit Wehklagen erfüllet hat.

II.

Anno 1585 vom 24. August bis Anno 1586, den 21. Februar wüthete in Görlitz das sogenannte große Sterben, woran über 2300 Menschen ihr Leben einbüßten. Diese Pest wurde damit vorangedeutet, daß mitten im Sommer die wilden Gänse fortzogen, die Hunde greulich zu heulen anfingen und den 19. Februar 1585 der Blitz in das Rathhaus einschlug und ein Fenster beschädigte. Ebenso ward eines Nachts in der Mitte des Juli ein unausstehlicher Geruch und Geschmack wie nach glimmendem Feuer oder angezündetem Schwefel wahrgenommen, so daß man hier und da glaubte, es sei Feuer ausgebrochen. Es hat sich aber hiernach befunden, daß es ein giftiger Pestgestank gewesen.

III.

Anno 1607 im August und September haben wider den Lauf der Natur in und um Görlitz die Rosen wiederum angefangen zu blühen, worauf das nächste Jahr eine kleine Pest erfolget ist, welche 83 Personen hinweggerafft hat.

355. Vorboten einer großen Theurung.

I. u. II. Frenzel, hist. nat. III. 1547. msc. III. Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 32.

I.

Mittwochs vor Pfingsten des Jahres 1538 ist zu Görlitz von vielen Leuten ein Schwert am Himmel gesehen worden. Nachmals am 20. Mai, Mittwochs nach Pfingsten, ist an unterschiedlichen Orten bei hellem lichten Tage Feuer vom Himmel gefallen, worauf bald folgendes Jahr nach Ostern eine große Theurung ausgebrochen, welche bis zur Ernte des Jahres 1540 gewähret.

II.

Anno 1622, am 28. Mai, Nachmittags um 3 Uhr, ist zu Görlitz das steinerne Viertel oder Maaß der Waage, worin das Getraide abgemessen worden, von selbst ohne alle Ursache in fünf Stücke zersprungen. Den 21. Mai, Nachmittags um 4 Uhr, fiel ein starker Schwefelregen, so daß eine große Menge Schwefelkörner gesammelt worden ist. Vorher, im Monat April, ist in der Kränzelgasse bei Hans Schmieden der Keller eingefallen, bei Martin Schröern eine Giebelwand eingestürzt u. s. w., worauf denn bald die bekannte große Theurung ausgebrochen ist, wovon alle Jahrbücher voll sind.

III.

Am 15. December Anno 1551, als der letzte Biberstein von der Sorauer Linie auf Schloß Friedland selig entschlafen war, wohin er von Sorau aus gezogen war, um daselbst zu sterben, da hat sich in der Nacht darauf in Sorau ein großer Sturm erhoben, der den Knopf sammt dem Strauß vom Rathsthurme warf. Solches wurde allgemein für ein böses Vorzeichen gehalten, wie denn auch darauf folgendes Jahr Theurung, Hungersnoth, Pest, dürre Zeit und anderes Unglück mehr entstanden. So ergoß sich auch das Wasser und geschahen in diesem Jahre große Zeichen am Himmel und auf Erden, sintemal auch um Sorau die Teiche und Brunnen mit Blute flossen.

356. Die bedeutungsvollen Trommelschläge.

Sammlung v. Schön No. 25. Msc.

Als im Jahre 1632 die Pest in der ganzen Lausitz herrschte, wurde für die an der Pest Gestorbenen in Rothenburg ein eigener Todtenacker außerhalb der Stadt angelegt. Man sagt, daß damals auch ein schwedischer Tambour, der auf dem Durchmarsche in Rothenburg erkrankte und starb, dort begraben worden sei. Als im siebenjährigen Kriege wieder Soldaten jene Gegend heimsuchten, hat der schwedische Tambour immer ein Signal gegeben, wenn Feinde im Anmarsch waren. Sollte Einquartierung kommen, so hörte man 24 Stunden zuvor auf dem Kirchhofe Trommelschlag.

357. Von einigen Wunderzeichen am Himmel.

I., II., III. u. V. Frenzel, hist. nat. III. 1502. msc. IV. Magnus, Gesch. v. Sorau. VI. Carpzow, Analecta Fastorum Zittaviensium. Zittau 1716. fol. T. V. cap. 5. §. 6.

I.

Anno 1660 am 8. November, Abends zwischen zehn und eilf Uhr, ist in Görlitz eine Erscheinung wie ein blutiges Schwert und Weltkugeln gesehen worden.

II.

Anno 1670 am 11. Januar in der Nacht ist von Herrn Christian Kürsten, Pfarrer zu Gersdorf bei Reichenbach, und etlichen anderen Leuten bemerkt worden, wie es am Himmel über den Jauernicker Bergen mit Sicheln oder Säbeln gefochten hat.

III.

Anno 1683 am 10. Juni, Donnerstags Abends, ist über dem Nonnen- oder großen Walde zwischen Bernstadt und Friedersdorf folgende Himmelserscheinung gesehen worden: Erstens ist der Tod erschienen als ein Menschengerippe, sodann sind zwei deutsche Reiter und endlich ein Türke aus den Wolken aufgetaucht. Der Tod und ein deutscher Reiter haben zuerst mit einander gekämpft, sind aber bald von einer weißen Wolke bedeckt worden. Hernach hat ein deutscher Reiter mit dem Türken gefochten und ihn überwunden. Schließlich ist Alles von weißen Wolken bedeckt worden.

VI.

Den 3. December 1565 fiel zu Sorau Feuer vom Himmel wie Schneeflocken. — Den 10. Oktober 1566 zeigte sich des Nachts in der Luft ein großes Wunder. Zwei Haufen mit Spießen und Stangen stritten gegen einander. In der Mitte war ein Mann mit einer brennenden Fackel und etliche Reiter. Endlich kamen sie alle Drei zusammen und erhuben ein sehr heftiges Gefecht.

V.

Anno 1621, den 10. Juli, als Kurfürst Johann Georg der Erste zu Kamenz eingeritten, um dem dorthin bestellten Landtage beizuwohnen, hat man am Himmel gerade über der Stadt ein schönes weißes Kreuz gesehen.

VI.

Im Jahre 1593, den 30. Oktober, hat man zu Zittau Abends um 10 Uhr eine wunderbare Himmelserscheinung gesehen.

Mitten am Himmel zeigte sich ein riesengroßer zweiköpfiger Adler mit glänzendem Gefieder, seine Flügel weit ausbreitend über den Himmel. Regungslos und unbeweglich schwebte er in der Luft. Von allen Seiten aber sah man glühende und glänzende Streifen gleich Pfeilen und Lanzen auf den Adler losschießen, bald gegen die Köpfe, bald gegen die Brust. Aber sie konnten ihm nichts anhaben. Unbeweglich blieb der Doppeladler eine ganze

Stunde lang und gewann den Sieg. Da ließ das Schießen der Pfeile immer mehr nach und endlich verschwand auch der Adler vom Kampfplatze. — Einen Monat später aber kam die Nachricht, wie durch Gottes Hülfe das Heer Kaiser Rudolph's viele 1000 Türken geschlagen und über die Donau zurückgeworfen.

Anmerk. 1. Schindler (d. mag. Geistesleben S. 38.) stellt die kriegerischen Erscheinungen am Himmel zusammen mit der Sage vom heiligen Georg, der den kämpfenden Christen bei der Erstürmung Jerusalems erschien und kämpfen half (vgl. die ähnliche vom heil. Michael zu Budissin im 2. Th.). Schindler sagt, es seien Visionen der göttlichen Hülfe im Kampfe. Die lausitzischen Chronisten indessen berichten nur von dergleichen Erscheinungen als schreckhaften Vorzeichen künftiger Kämpfe. Diese Erscheinungen häufen sich besonders im dreißigjährigen Kriege, z. B. bei Leipzig 1631, in Westphalen 1647, in Meißen 1652, in Schweden 1660.

2. Carpzov fügt hinzu: „Solche signa coeli sind auch in Budissin gesehen worden von Valentino Espich, Phil. et Med. D., nebst zwei Rathsherren Nicolao Pico und M. Petro Henrico, ingleichen von Phil. Peucero, des bekannten Casp. Peuceri Sohne."

358. Krähenkrieg.

Magnus, Geschichte von Sorau. S. 18.

Anno 1525 sahe man in der Niederlausitz öfters in der Luft die Krähen sich beißen und dergestalt heftig mit einander streiten und kriegen, daß davon etliche todt auf die Erde fielen. Das Jahr darauf fiel der Türke in Ungarn ein und im Lande regierte die Pest, wovon in Sorau allein 350 Menschen starben.

359. Vorboten der Belagerung von Budissin.

Frenzel, hist. nat. II. 697. III. 1543. msc.

Kurz vorher, ehe Anno 1639 die Stadt Budissin die harte schwedische Belagerung erlitten, sind von vielen Leuten wunderliche und erschreckliche Feuerzeichen gesehen worden. Auf dem Schlosse hat man ein entsetzliches Knallen wie von fallenden Mauern und Steinen, Klirren wie von schleppenden Ketten, Rumpeln wie von fahrenden Lastwagen und über die Schloßbrücke sprengenden Reitern gehört. Auf der Schloßgasse sind Gespenster erschienen und schaurige Klagetöne gehört worden. Unter dem Schlosse vor dem Gerberthore sind drei Männer mit wunderbarer Kleidung gesehen worden. Alle Hunde haben sich zusammen geschaart und besonders den 17. Oktober früh um 8 Uhr bei dem Schulgraben ein jämmerliches Geheul angestimmt. Tags darauf, am 18. Oktober, kamen die Schweden unter Wanke und besetzten die Stadt.

360. Der feurige Besen.

Frenzel, hist. nat. III. 1519. msc.

Anno 1558 den 14. April nach Mitternacht um zwei Uhr ist über der Stadt Budissin ein feuriger Besen gesehen worden; darauf ist der sogenannte „große Zoll“ aufgekommen.

361. Das blutende Kreuz.

Frenzel, hist. nat. III. 1519. msc.

Anno 1545 den Montag nach Mariä Geburt hat man zu Görlitz am Himmel ein erschreckliches blutrothes Kreuz gesehen. Darauf ist dann bald der unglückliche schmalkaldische Krieg mit Kursachsen ausgebrochen, worauf hier zu Lande der große Poenfall gefolgt.

362. Vorzeichen des Budissiner Brandes im Jahre 1663.

Frenzel, hist. nat. I. 121. msc.

Anno 1538 am Tage Dionysii des Morgens mit Sonnenaufgang ist zu Budissin über der Stadt eine solch entsetzlich helle Flamme erschienen, daß man allenthalben in den Straßen Feuer schrie und doch brannte es nirgends. Ein ähnlicher Auflauf entstand Anno 1663 den 24. März, weil es geschienen, als ob die St. Peterskirche brennte. Den darauf folgenden sechsten April hat es wiederum vielen Umwohnern geschienen, als ob ganz Budissin in Flammen stände. Carl von Nostitz zu Gratitz ist eilends zu Pferde gestiegen und nach der Stadt geeilt, um seine Mutter und sein Haus auf dem Burglehn zu retten. Als er um neun Uhr Abends in die Nähe der Stadt kommt, ist Alles verschwunden. Aber dies war ein Vorspuk, denn das Jahr darauf kam am dritten Juni im Gleinischen Hause auf der Schloßgasse Feuer aus, wodurch fast die ganze Seydau, im Ganzen sechsundfünfzig Häuser, in Asche gelegt wurden.

363. Vorzeichen einer Feuersbrunst in Sorau.

Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 334.

Die große Sorauer Feuersbrunst vom Jahre 1684 ist durch unterschiedliche Warnungszeichen vorher verkündigt worden:

1. Haben die Landleute auf ihrem Gange nach der Stadt zu wiederholten Malen eine Erscheinung gehabt, als ob die Stadt brennte; es ist aber nichts gewesen.
2. Ist einmal in der Frühpredigt eine Stimme erschollen: „Feuer da“, obgleich Niemand dagewesen, der diesen Ruf gethan hatte.
3. Zwei Jahre hinter einander sind unter dem Vieh schreckliche Mißgeburten mit großen Hauben vorgekommen.

4. Zu Droßkau hat ein ungeborenes Kind im Mutterleibe laut geweint, wie solches die Mutter und zum andern Male auch der Vater deutlich vernommen.

Anmerk. Aus einer auf jenen Brand 1685 gehaltenen Gedächtniß-Predigt des Superintendenten Abrah. Rothe zu Sorau. — Unter den Ursachen des Unglücks wird auch aufgeführt das heidnische Räuchern des Viehes zu Walpurgis.

364. Vorzeichen von dem Brande des Postewitzer Pfarrhauses.

Frenzel, hist. nat. I. 122. msc.

Anno 1675 den 30. September gehet Herr Elias Donat, Oberamtsnotarius, aus Budissin nach Postewitz zur Kirmes. Als er hinter Belschwitz oder Urbandörfel kommt, däucht ihn, als wenn das Pfarrhaus zu Postewitz in vollem Feuer stehe, läuft weiter und wird erst bei Heinitz gewahr, daß nichts daran sei. Aber das folgende Jahr, den 30. April, ist das Postewitzer Pfarrhaus nebst anderen Gebäuden durch einen unvorsichtigen Büchsenschuß gänzlich in Asche gelegt worden.

365. Brandwunder.

Magnus, Geschichte von Sorau. S. 265.

Bei dem großen Sorauer Brande vom Jahre 1684 ereignete sich folgendes Wunder: George Schwertfeger, ein sehr frommer und einsamer Mensch, war, von dem Feuer überrascht, über seine Lade gebeugt, fast ganz und gar verbrannt, doch sein Gebetbüchlein, welches Dr. Habermann verfaßt, fand man in seinem Schubsacke unversehrt.

366. Die Goldquelle.

Gräve, S. 86.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte zu Budissin ein ehrsamer Bürger, der die Woche über fleißig arbeitete, aber Sonnabend Abends gern ein Gläschen über den Durst zu trinken pflegte. Am Sonnabend Abend vor Pfingsten des Jahres 1702 kam er von einer lustigen Landpartie stark berauscht zurück. Aber er konnte sein Haus nicht finden und gerieth — weiß der Himmel wie — in die Ruinen der Nikolaikirche. Dort aber überwältigte ihn die Müdigkeit und auf dem früheren Altarplatze der Ruine streckte er sich in's Gras und fiel sofort in einen festen Schlaf. Als er erwachte, war es finstere Nacht, aber dicht neben ihm leuchtete ein helles Licht. Er rafft sich auf — da sieht er einen festlich geschmückten Altar und ein von Lampen erleuchtetes Altarbild. An den Altarstufen aber quoll es heraus wie ein Springquell von lauter Gold- und Silbermünzen. Erstaunt sieht er sich um, geht wie im Traume hin und her — da stößt er an einen Krug

und plötzlich wird ihm klar, was er zu thun hat. Er faßt sich ein Herz, nimmt das Gefäß und füllt es bis zum Rande mit den Münzen an, füllt auch noch Taschen und Hut und Halskrause. Da schlägt es Eins, ein Hahn kräht in einem benachbarten Dorfe und der Glückliche eilt nüchterner als er gekommen von dannen und nach Hause. Die Goldstücke waren größtentheils aus der Zeit des Königs Maximilian und Matthias. Welchen Gebrauch er von dem Schatze gemacht und ob er heil- oder unheilbringend für ihn gewesen ist, das ist nicht laut geworden.

367. Der wunderbare Brodvorrath.

Frenzel, hist. nat. II. 922. msc. J. B. Carpzov, anal. Fastor. Zittav. I. c. 1. §. 16. fol. 128. Script. Lus. lat. I. part. 11. fol. 134.

Als nach dem großen Brande in Zittau im Jahre 1608 an die armen Abgebrannten Brod vertheilt wurde, begab es sich, daß eines Tages auf dem Väterhofe oder Domo Paracleti (wo jetzt das Waisenhaus steht) viele Arme gespeist, viele aber auf den Nachmittag wieder beschieden wurden. Als nun die Schränke Nachmittags von Neuem geöffnet wurden, siehe da befand's sich, daß sie auf wunderbare Weise wiederum angefüllt waren, als wäre Morgens nichts davon genommen worden.

368. Der Kinderengel zu Steinigt-Wolmsdorf.

Heckel, Beschreibung der Stadt Bischofswerda, Dresden 1713. 4. S. 138.

Im Jahre 1632 wüthete zu Steinigt-Wolmsdorf die Pest äußerst heftig und auch das einzige Töchterlein des Pfarrers Johann Kettner, Anna Regina, ist von diesem Uebel heimgesucht worden. Damit nun aber das Pfarrhaus nicht angesteckt werde, ward das Kind im freien Felde unter einen grünen Baum gelegt. Da hat man neben seinem Bettlein ein liebliches Kind mit einem schneeweißen Kleide angethan gesehen, das hat bei dem Mägdlein gestanden und gebetet bis es starb. Da verschwand auch der Engel.

Berichtigungen.

Seite 21, Zeile 14 von unten, statt: n. 331., n. 204. lies: Th. II. n. 189., 270., 290.
" 21, " 25 " " " Odius lies: Odin's.
" 53, " 20 " " " n. 87. " n. 68.
" 62, " 4 " " " Patrons lies: Petronius.
" 72, " 15 " oben, statt: Wjetrci lies: Wjetrec.
" 75, " 18 " " " haben lies: heben.
" 77, " 8 " unten, statt: Schnietzler lies: Schnetzler.
" 104, " 18 " " " Pfeifen lies: Pfeifern.
" 127, " 2 " " " Julinächten lies: Julnächten.
" 131, " 22 " oben, statt: n. 23. lies: n. 22.
" 155, " 20 " " " Israeliten lies: Ismaeliten.
" 246, " 13 " unten, statt: Raumla lies: Ramula.
" 266, " 7 " " " בְּחוֹשֶׁת lies: נְחוֹשֶׁת

Druck von H. Jungandreas in Görlitz.

Druck von H. Jungandreas in Görlitz.